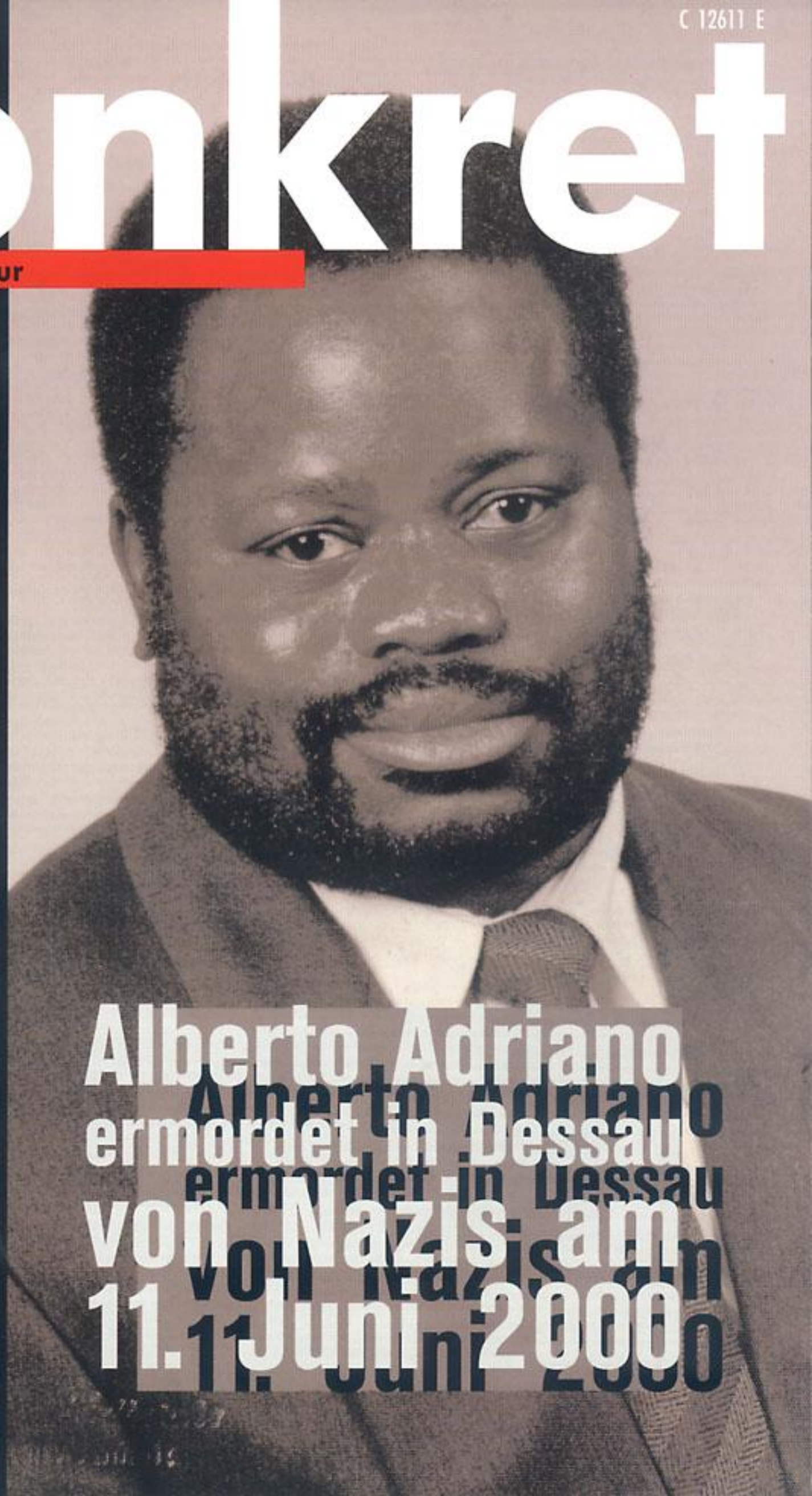
Heft 8 August 2000 8,– DM

C 12611 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur

- Neonazis: Braune Armee Fraktion
- Kosovokrieg: Ein Verräter informiert
- Rotgrüne Endstation: Irgendwo vor 1945
- Schröder & Chatami: Steinigen, köpfen, verstümmeln
- G. Amendt: No Drugs, no future



Alberto Adriano ermordet in Dessau von Nazis am 11. Juni 2000

Alberto Adriano ermordet in Dessau von Nazis am 11. Juni 2000

in konkret August 2000

hier konkret von Pierre-Henri Bunel
Major Pierre-Henri Bunel diente von 1972 bis 1999 in der französischen Armee; er ist Spezialist für islamischen Terrorismus und war dreizehn Jahre lang Nachrichtenoffizier. Bunel nahm am Zweiten Golfkrieg teil, gehörte 1995/96 dem Generalstab der Schnellen Eingreiftruppe der Nato in Bosnien-Herzegowina an und arbeitete von 1996 bis Herbst 1998 im Nato-Hauptquartier in Brüssel. Anfang Oktober 1998 wurde er verhaftet und des Hochverrats beschuldigt: Er soll Nato-Geheimpläne an Belgrad weitergegeben haben. Nach zehn Monaten in Untersuchungshaft wartet er jetzt auf seinen Prozeß

von konkret

an konkret

Ernst ist das Leben, August die Kunst von Hermann L. Gremliza

herrschaftszeiten

Eine längst vergessene Geschichte von Eberhard Rondholz
Warum Johannes Rau um die Jüdische Gemeinde von Thessaloniki einen so großen Bogen gemacht hat

Blutiger Loorbeer von Jürgen Elsässer
Der Sieg der Nato hat dem albanischen Faschismus zum Durchbruch verholfen. Das erste Jahr im Protektorat Kosovo – eine Bilanz

»Bald heißt es:Revolution« von Laura Benedict
Nach den Schüssen von Dortmund und Recklinghausen reden Staatsschutz und Presse plötzlich wieder von der Möglichkeit einer Braunen Armee Fraktion. Dabei ist Rechtsterrorismus alltäglich in Deutschland – er wird nur nicht als solcher benannt, wenn nicht gerade ein Polizist im Kugelhagel eines Nazis verblutet

zu Protokoll
Im ARD-Magazin PANORAMA vom 13. Juli informierte eine Reportage von John Goetz und Volker Steinhoff unter dem Titel »Grölende Nazis, hilflose Polizisten – Kapitulation am Ostseestrand« über die Neonazi-Hochburgen in Mecklenburg-Vorpommern. KONKRET dokumentiert ungekürzt

Z.B. Dessau von Daniél Kretschmar
Die Bauhaus-Stadt ist keineswegs eine »national befreite Zone«, das »Bündnis gegen Rechts« wird immer breiter – und trotzdem wurde Alberto Adriano von Nazis erschlagen

Grüne Endstation von Horst Pankow
In Münster haben die Grünen ihren Selbstfindungsprozeß erfolgreich abgeschlossen

Rotgrün vor der Halbzeit von Georg Fülberth
Eine Faustregel besagt, daß eine Regierung, die neu ins Amt kommt, ihre wichtigen Projekte in den ersten beiden Jahren durchbringen muß. Danach sei Wahlkampf.

Marter Allah Arten von Wahied Wahdathagh
»Einen Neuanfang nach schwieriger Zeit« strebt die rotgrüne Bundesregierung im Umgang mit dem Iran an. Die folgenden Paragraphen sind geltendes Recht im Mullah-StaatDokumentation

Von der Hisbollah lernen von Karl Selent

Linke unterstützen den Djihad gegen Israel – eine aktuelle Blütenlese aus marxistisch-leninistischen und verwandten Biotopen

In diesem Sinne - Die kollektive Meise von Jürgen Roth

In diesem Sinne - Im Kopf des Watschenmanns von Gerhard Scheit

In diesem Sinne - Diese Menschen von Eike Stedefeldt

Helmut, wir sind bei Dir! von Mathias Wedel
Vertrauen auf die kriminelle Energie der Mächtigen: ein Blick auf die Spendenaffäre aus der Ossi-Perspektive

Buch des Monats von Kay Sokolowsky
Peter Biskind: Easy Riders, Raging Bulls. Wie die Sex&Drugs&Rock'n'Roll-Generation Hollywood rettete. Rogner & Bernhard bei Zweitausendeins, Frankfurt a. M. 2000, 850 Seiten, 49 Mark

Kunst & Gewerbe von Marit Hofmann

Hunde, wollt ihr ewig leben!? von Rayk Wieland
Kulturkolumne

Versöhnung mit den Vätern von Otto Köhler
In Berlin feierten 68er und Kalte-Kriegs-Veteranen den 50. Jahrestag der Gründung des »Kongresses für kulturelle Freiheit«

2 Kinokarten für das Personal von Günther Jacob

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Niedere Motive von Joachim Rohloff
Der Direktor des noch immer renommierten Münchner Instituts für Zeitgeschichte, Horst Möller, hat eine Lobrede auf Ernst Nolte gehalten

Buch & Deckel von Ralf Blendowske
Jost Müller: Sozialismus. Reihe Rotbuch 3000, Hamburg 2000, 96 Seiten, 14,90 Mark

Buch & Deckel von Marc Fabian Erdl
Kurt Flasch: Die geistige Mobilmachung. Die deutschen Intellektuellen und der Erste Weltkrieg. Ein Versuch. Alexander Fest Verlag, Berlin 2000, 448 Seiten, 68 Mark

Buch & Deckel von Jürgen Roth
Raymond Carver: Würdest du bitte endlich still sein, bitte. Erzählungen. Berlin Verlag, Berlin 2000, 326 Seiten, 39,80 Mark

Buch & Deckel von Gerhard Henschel
Nico Rost: Goethe in Dachau. Aus dem Niederländischen von Edith Rost-Blumenberg. Verlag Volk & Welt, Berlin 1999, 446 Seiten, 48 Mark

Buch & Deckel von Marcel Malachowski
Alan M. Dershowitz: Chuzpe. Autobiographie. Europäische Verlagsanstalt, Hamburg 2000, 550 Seiten, 54 Mark

Zoeräuber Jenny von André Thiele
Zur neuesten deutschen Literatur

Von Irrwegen und Abweichlern von Stefan Kreutzberger, Werner Rügemer

Über einen Fall von journalistischer Sackgassenhüpferei

Es weine oder lache das Weib von Christel Dormagen
Wie die Welt wieder gut wird

Schwarz Rosa Gold von Peter Kratz
Kleine Duplik auf Andreas Pretzels Replik »Kein Denkmal für Magnus Hirschfeld?« (KONKRET 6/2000)

Der Weg der Negation von Georg Seeßlen
Im Münchner Haus der Kunst findet eine Retrospektive des katalanischen Malers Antoni Tàpies statt

FilmTheater von Dietrich Kuhlbrodt
Luna Papa - Beresina oder Die letzten Tage der Schweiz - Ein Freund zum Verlieben

No drugs. No future von Günter Amendt
Lifestyle bis zum Speedlimit: über psychoaktive Substanzen im postindustriellen Zeitalter

More than a feeling von Kai Degenhardt
Zur Behaglichkeit in der Popmusikkritik

Gremlizas Express von Hermann L. Gremliza

Konkret 08/00, S. 3

Pierre-Henri Bunel

hier konkret

Major Pierre-Henri Bunel diente von 1972 bis 1999 in der französischen Armee; er ist Spezialist für islamischen Terrorismus und war dreizehn Jahre lang Nachrichtenoffizier. Bunel nahm am Zweiten Golfkrieg teil, gehörte 1995/96 dem Generalstab der Schnellen Eingreiftruppe der Nato in Bosnien-Herzegowina an und arbeitete von 1996 bis Herbst 1998 im Nato-Hauptquartier in Brüssel. Anfang Oktober 1998 wurde er verhaftet und des Hochverrats beschuldigt: Er soll Nato-Geheimpläne an Belgrad weitergegeben haben. Nach zehn Monaten in Untersuchungshaft wartet er jetzt auf seinen Prozeß

konkret: Wann wurde Ihnen klar, daß die Nato Jugoslawien angreifen wird?

Bunel: Im September 1998. Den Ersten Sekretär der jugoslawischen Mission bei der EU, Milanovic, traf ich ausschließlich am 23. Juli und am 1. Oktober 1998. Am 23. Juli war noch keine Entscheidung gefallen. Aber die US-Amerikaner arbeiteten schon Pläne aus. Erst nach meiner Rückkehr aus den Ferien im September erfuhr ich davon. Der Offizier, der bei uns damit befaßt war, hat mir wortwörtlich gesagt: »Die Amerikaner wollen um jeden Preis Jugoslawien bombardieren« und »Wir werden von neuem einer Katastrophe entgegengehen«.

konkret: Glauben Sie, daß die französische Regierung Sie »geopfert« hat?

Bunel: Ja. Der französische Verteidigungsminister sagte, daß die Informationen, die ich an Milanovic übergeben habe, in keiner Weise unsere Operationen und unsere Truppen hätten in Gefahr bringen können. Trotzdem hat er mich der Justiz übergeben.

Ich habe nicht auf eigene Faust gehandelt. Mit Milanovic habe ich von meinem Büro aus telefoniert. Ich glaubte, die Franzosen hätten sich mit den Alliierten ins Benehmen gesetzt und daß das Ziel meiner Informationsübergabe wäre, Milosevic zum Rückzug seiner Truppen aus dem Kosovo zu bewegen.

konkret: Offensichtlich wollten die Amerikaner das gar nicht, oder?

Bunel: Nein! Sie brauchten Milosevic. Sie mußten über mindestens einen Diktator einen Sieg erringen. Mit Saddam Hussein hatte es nicht funktioniert. Deshalb mußte die amerikanische Militärmaschinerie dieses Mal zuschlagen und Milosevic zwingen, seine Truppen zurückzuziehen.

konkret: So kam es aber erst am 24. März 1999. Im Oktober 1998 jedoch willigte Milosevic in den Rückzug aus dem Kosovo ein. War dies das Resultat Ihrer Informationsübergabe?

Bunel: Milanovic hat im Oktober mehrmals in meinem Büro angerufen und mich nicht erreicht. Also wußte er wohl, daß ich aus dem Verkehr gezogen worden war und daß das, was ich ihm mitgeteilt hatte, von Gewicht sein mußte.

konkret: Nach dem Rückzug der jugoslawischen Armee Mitte Oktober 1998 hat die UCK deren Stellungen übernommen. Und Mitte Januar kam es zum sogenannten Racak-Massaker.

Bunel: Bei Racak handelte es sich wie beim sogenannten Markale-Massaker in Sarajevo im August 1995 um einen guten Vorwand für die Bombardierung der Serben. Ich weiß als ehemaliger Militär, wie Massaker aussehen. Man hat uns Racak-Fotos vorgelegt, auf denen die Leichen alle in Reih und Glied angeordnet waren. Ihre Verletzungen waren nicht identisch. Wenn man Leute massakriert, sind in der Regel alle auf die gleiche Weise massakriert, mit denselben Verletzungen. Daraus habe ich den Schluß gezogen, daß man die Leichen eingesammelt und alle zusammen angeordnet hat.

konkret: Die chinesische Botschaft wurde während des Krieges bombardiert. Mit Absicht?

Bunel: Ja! Sie erhielt fünf Treffer durch lasergesteuerte Raketen, fünf! Wenn es ein einziger Tomahawk gewesen wäre, hätte man an einen Fehler glauben können, weil sie nicht diese Zielgenauigkeit haben. Außerdem: Ich habe während des Golfkrieges gesehen, wie die Amerikaner ihre Karten vorbereiten und wie sie ihre Munition aussuchen. Für Belgrad sind wir im Nato-Hauptquartier genauso vorgegangen. Deswegen wußte ich, wo sich die chinesische Botschaft befand, weil sie auf meiner Liste des diplomatischen Bereichs in Belgrad war. Diese Liste hatte ich von der Nachrichtenabteilung der Nato erhalten.

konkret: In Ihrem Buch *Kriegsverbrechen in der Nato* schildern Sie die Differenzen innerhalb der Nato in Bosnien.

Bunel: Nicht im Zentrum der Nato. Die amerikanischen Militärs im Zentrum der Nato haben kein falsches Spiel gespielt. Vielmehr hatten alle in der Nato Schwierigkeiten mit der CIA.

konkret: Wie zeigte sich das?

Bunel: Etwa in der Affäre um das muslimische Terroristencamp in Pogorelica: Unsere Operation gegen das Camp wurde verraten. Irgend jemand mußte sie unterrichtet haben. Danach haben wir eine Untersuchung eingeleitet, um die undichte Stelle zu finden. Und ohne daß wir es mit letzter Sicherheit sagen können, wies doch alles auf den US-amerikanischen Nachrichtendienst hin.

konkret: Sie sprechen nicht von Kriegsverbrechen »der« Nato, sondern »in der« Nato. Was soll die Unterscheidung?

Bunel: Seit 1989 haben wir auf dem Balkan schwere Fehler gemacht. Zuerst haben wir Slobodan Milosevic toleriert. Dann – und da ist Deutschland verantwortlich – hat man den Zerfall Jugoslawiens akzeptiert, indem man Slowenien und Kroatien anerkannt hat. Bundeskanzler Kohl hat damals eine »neue Ostpolitik« betrieben. Deshalb spreche ich von Kriegsverbrechen »in der« Nato und nicht von Kriegsverbrechen »der« Nato. Die Nato ist nur eine Organisation mit zivilen Angestellten und Militärs. Die Kriegsverbrechen begangen haben, das sind die Regierenden.

Konkret 08/00, S. 4

von konkret

»Sehr geehrter Herr Gremliza, brainstorming, e-mail, service, soap opera, okay – die deutsche Alltagssprache ist durchsetzt von englischen Wörtern. Hat die deutsche Sprache auf der internationalen Bühne eine Zukunft? Befindet sich die Sprache der ›Dichter und Denker‹ auf dem Weg zur ›Sekundärsprache‹? Diese und andere Fragen diskutieren Experten aus Wissenschaft, Medien und Politik bei einem internationalen Symposium, das die Deutsche Welle am 17. November 2000 in Bonn ... ausrichten wird. Gerne würde die Deutsche Welle Sie als Diskutanten ... gewinnen ...«, schreibt Dieter Weirich, der Intendant der Deutschen Welle. Für die Runde »Medien und Sprache« seien außerdem »angefragt«: Dr. Frank Schirrmacher, Herausgeber »Frankfurter Allgemeine Zeitung«, sowie Christiane zu Salm, Geschäftsführerin MTV.

Was haben 25 Jahre Sprach- und Gesellschaftskritik bewirkt? Eine Einladung, auf Kosten des regierungseigenen Propagandasenders mit einem promovierten Pimpf und einer Kindermusiktante darüber zu diskutieren, ob der Service okay ist. Bitter.

Nach Auffassung der Republikaner im Landtag von Baden-Württemberg »kann die Mitarbeit des in der linksextremistischen Szene einschlägig bekannten Oliver Tolmein in einem öffentlich-rechtlichen Sender wie dem Deutschlandfunk nicht länger hingenommen werden«. In einer Kleinen Anfrage verlangten die Nazis deshalb von der Stuttgarter Landesregierung, ihren Einfluß bei dem Sender geltend zu machen, um KONKRET-Autor Tolmein aus dem Programm zu verbannen. Jetzt hat die Landesregierung geantwortet: Tolmein »ist der Landesregierung als regelmäßiger Autor der Publikation KONKRET – die nach Auffassung des Innenministeriums als linksextremistisch einzustufen ist – bekannt. ... Das Deutschlandradio hat mitgeteilt, daß sich die Auswahl von Beiträgen für den Deutschlandfunk durch dessen Redaktionen an der jeweiligen Qualität der Einzelbeiträge orientiere und keine Überprüfung der Autoren und ihrer Mitarbeit in anderen Medien vorgenommen werde. Die Publikation KONKRET finde innerhalb der Programme des Deutschlandradios keine Berücksichtigung. Die Landesregierung geht deshalb davon aus, daß dem angesprochenen Autor kein Forum zur Verbreitung extremistischer Ansichten ... geboten wird.«

Irgendwann merken es fast alle. Sogar ein Herausgeber der »FAZ« namens Hugo Müller-Vogg: »Wer die Grünen nämlich an ihren Ansprüchen von einst mißt, der kommt nicht umhin, ein dramatisches Scheitern zu konstatieren.« Eben wie das in KONKRET schon vor zehn, zwölf Jahren zu lesen war. Im Archiv der »Zeit« muß ein Jochen Buchsteiner auf das KONKRET-Heft 5/1999 gestoßen sein, dessen Titel-Button er jetzt so abschreibt: »Ökologisch, gewaltfrei, sozial, basisdemokratisch, auf diesen vier Ausrufezeichen basierte der Aufstieg der Sammlungsbewegung. Mit der Entscheidung, die Gründungsforderung eines sofortigen Ausstiegs aus der Kernenergie in einem 32-Jahres-Plan zu erfüllen, ist die historische Mission der Partei abgeschlossen. Die anderen Mutterthemen waren schon vorher abgeräumt: Der Pazifismus fand seine Erfüllung im Kosovo-Krieg. Die grüne Sozialutopie mündete in einem von Globalisierung, Demografie und Haushaltsdisziplin begrenzten Rationalismus. Die Idee der Basisdemokratie schliff sich auf dem Wege zur Parteiwerdung und Professionalisierung ab. Grün sein heißt seit letzten Samstag: grün gewesen sein.«

Das erste KONKRET-Sommergelage (»für Jugendliche unter 27«) erfreute sich großen Interesses. Sogar die örtliche Nazi-Szene aus dem verschlafenen Hamburger Vorort Langenhorn hatte am 30. Juni einen Spähtrupp vorbeigeschickt. Doch die knapp hundert Lageristen signalisierten »No Tolerance« – und die Dumpfbacken mußten wieder abziehen. Neben dieser kleinen praktischen Einlage gab es Theorie satt – einiges davon soll im nächsten Heft dokumentiert werden. Die Diskussion geht übrigens weiter: Virtuell sofort (unter: www.infolinks.de/medien/konkret) und real vermutlich im nächsten Jahr.

KONKRET international: Jürgen Elsässers Artikel »Liebesgrüße aus Belgrad« (KONKRET 7/2000) wurde von der führenden serbischen Tageszeitung »Politika« nachgedruckt. Und: Der griechische Anwalt und Politiker Jorgos Alexandros Mangakis täuschte die Bundesregierung geschickt, als er im Interview über deutsche Entschädigungszahlungen für NS-Verbrechen in KONKRET 6/2000 ankündigte: »Für uns kommt eine Zwangsvollstreckung gegen deutsche Kultureinrichtungen wie das Goethe-Institut nicht in Frage.« Mittlerweile klebt nämlich der Kuckuck an eben dieser Einrichtung in Athen.

Konkret 08/00, S. 6

an konkret

Viel schlimmer

KONKRET 7/2000: »Denker am Abzug« von Hermann L. Gremliza

So berechtigt die Attacke von Hermann Gremliza gegen all die volkstümelnden Freunde der tschetschenischen Terrorbanden im allgemeinen sowie die Unterzeichner dieses unsäglichen Glucksmann-Pamphlets im besonderen auch ist, leider enthält der Beitrag zwei Aussagen, von denen die eine zweifelhaft und die andere schlichtweg falsch ist. Die Hintergründe des Todes von mehreren hundert Moskauer Zivilisten, deren Wohnhäuser in die Luft gesprengt wurden, sind nach allem, was man bisher weiß, mehr als dubios.

Bezüglich der Unterzeichner des Aufrufs behauptet Hermann Gremliza, daß bis auf Elfriede Jelinek alle den Nato-Angriff auf Jugoslawien begrüßt hätten. Dies trifft aber auf Noam Chomsky nicht zu, der als einer der bekanntesten US-amerikanischen Linksintellektuellen den Nato-Krieg auf dem Balkan vehement kritisiert hat. Nachzulesen ist dies in seinem Beitrag »Krieg auf dem Balkan – Die USA und das Völkerrecht«, der u.a. in dem hervorragenden, von Klaus Bittermann und Thomas Deichmann herausgegebenen Buch *Wie Dr. Joseph Fischer lernte, die Bombe zu lieben* erschienen ist.

Jörg Steinau

Wuppertal

Wie wahr, wie wahr, die deutschen Schriftsteller und Schriftstellerinnen wissen, wo sie sich zu positionieren haben, wenn es um Fragen von Krieg oder Frieden geht. Aber wie Elfriede Jelinek einmal (sinngemäß) formuliert hat: In Wirklichkeit ist es gar nicht so schlimm, es ist viel schlimmer. Dies fällt leider auf die Autorin selbst zurück. Hermann L. Gremliza irrt nämlich: Jelinek vertrat im Krieg gegen Jugoslawien eine interventionistische Haltung. Die »Taz« vom 25.5.99 zitiert Jelinek wie folgt: »Serbien ist ein krankes Volk, mit austauschbarem Führer. Mittels Erziehungsdiktatur müßten diese Länder in die Zivilisation zurückgebracht werden.«

Wie gut, daß Jelinek Teil eines gesunden Volkes ist, das sich schon zur Zivilisation zählt. Diese Äußerung ist doch erstaunlich für eine Autorin, die in ihrem künstlerischen Werk immer versucht hat, solche rassistischen, völkischen Stereotypen zu dekonstruieren. Aber man sieht, auch Dichterinnen und Denkerinnen sehen bisweilen zu viel fern und glauben an die Wahrheit der Bilder.

Stefan Wirner

per e-mail

Viel krasser

KONKRET 7/2000: »hier konkret«; Interview mit Christoph Hein

Es ist unzutreffend, wenn Christoph Hein im KONKRET-Gespräch behauptet, daß die »Versäumnisse und Falschinformationen« der Medien während des Kosovo-Krieges »schweigend« übergangen worden seien. »Wir haben Scharping unkritisch ein Forum geboten«, »die Medien haben sich mißbrauchen und instrumentalisieren lassen« – so und ähnlich konnte man im März dieses Jahres von den »Tagesthemen« bis zur »Taz« jene selbstkritisch gesonnenen Medienvertreter reden hören, die ein gutes Jahr zuvor durch ihre Berichterstattung über das angebliche Massaker in Racak maßgeblich zur Eskalation des Kosovo-Krieges beigetragen hatten. Diese falsche Behauptung ist jedoch konstitutiv für den Fortgang der Heinschen Argumentation. Die Presse und die Bevölkerung, so Hein, seien von Leuten wie Scharping und Fischer mit falschen Berichten, falschen Informationen und falschen Fotos hinters Licht geführt worden. Analog heißt es im Aufruf, die Täuschung der Bevölkerung durch die Medien sei »ungewollt« geschehen, da »man« – also die Medienvertreter – »der Desinformation und Propaganda der Regierung geglaubt« habe.

Das ist schlicht unwahr. Obgleich jeder Volontär es mühelos in Minuten hätte recherchieren können, wurde Racak monatelang in allen deutschen Medien – abgesehen von »Jungle World« und KONKRET – als letzter Beweis für die Brutalität der Serben gewertet. Im vorläufig letzten deutschen Krieg war der Bundesverteidigungsminister ein paar Wochen

lang der Leitartikler der Nation; das ist praktisch und spart Arbeit in der Redaktion. Daß aber deshalb die Medien – um von der Bevölkerung zu schweigen – mißbraucht worden wären, daß sie, die die Kriege der 90er Jahre maßgeblich vorbereitet, motiviert und gerechtfertigt haben, die gelogen haben, daß sich die Balken bogen, daß sie – Kriegsgewinner wie sonst nur die Waffenhändler – die eigentlich Mißbrauchten seien, die Opfer, das ist eine Behauptung, die eine Infamie ist angesichts der Fakten, und eine Beleidigung des Verstandes. Nichts war der Presse und der Öffentlichkeit im Kosovo-Krieg willkommener, als so hinters Licht geführt zu werden, und hätt's ihnen der Scharping nicht besorgt, man hätte mit dem erstbesten Kulturschaffenden Vorlieb genommen. »Töricht wär's«, wie Karl Kraus einmal schrieb, »einen Ausnahmefall zu beklagen, wo ein System tadellos funktioniert hat.«

Kai Lückemeier

Berlin

Viel besser

KONKRET 7/2000: »Der Fußball an sich ist edel, multikulturell und gut, nur die Gesellschaft ist böse« von Martin Krauß

Schön, daß das Bündnis Aktiver Fußballfans e.V. (Baff) im achten Jahr des Bestehens einmal ausführlicher in KONKRET behandelt wird. Leider fallen einige Mißverständnisse auf, die vermutlich aus der Unkenntnis diverser Entwicklungen in alternativen Fanszenen resultieren. 1993 entstand Baff im Fahrwasser der antifaschistischen Fanaktionen im Umfeld der FC St. Pauli-Fanszene, der dortigen Initiative gegen den geplanten Sport-Dome 1989 und der alternativen Fanzine-Szene ausgehend vom »Millerntoar Roar!«. Die Umbenennung von »antifaschistisch« in »aktiv« erfolgte 1995 nicht, »damit es ein wenig massenmoderater klingt« (Krauß), sondern weil sich das Aktionsfeld der örtlichen Initiativen und Fanzines inzwischen z.B. auf die ansteigende Kommerzialisierung im Fußball ausgedehnt hatte.

Wenn Martin Krauß »Omnipotenzphantasien der Linken« als Vergleich heranzieht und meint: »Baff behauptet aber, es sei die Interessenorganisation aller Fans«, dann ist das schlichtweg falsch. Baff vertritt seine Mitglieder, und die Mitglieder vertreten Baff. Vor allem aber bietet Baff zweimal im Jahr einen bundesweiten Informationsaustausch über die örtlich sehr unterschiedlichen Entwicklungen in Sachen Rassismus und Diskriminierung, Kommerzialisierung und Versitzplatzung. Durch den Hauptzweig Öffentlichkeitsarbeit soll ein bundesweites Forum für örtliche Fangruppen entstehen, um ihre Arbeit vor Ort zu bestärken. Bislang ist Baff die einzige bundesweite, unabhängige Fanvertretung.

Krauß behauptet, daß Baff »erwachsene Menschen an die Hand nehmen und ihnen erklären« will, »daß das Negerklatschen echt scheiße ist und Kennenlernspiele total viel Spaß bringen«. An dieser Aussage ist abzulesen, wie wenig Ahnung Krauß über Baff, sein Umfeld und seine Aktionen hat. Es entsteht sogar der Eindruck, er verwechsle Baff mit den sozialpädagogischen Fanprojekten, die nach dem »Nationalen Konzept Sport und Sicherheit« auch mit sog. devianten Jugendlichen arbeiten. Baff arbeitet nicht mit solchen – schon gar nicht als »der die Fans betreuende Sozialarbeiter« – , sondern fördert z.B. Zivilcourage, unterstützt antifaschistische Initiativen, versucht einen symbolpolitischen 10-Punkte-Plan gegen Rassismus und Diskriminierung durchzusetzen und eine Ausstellung zur Dokumentation rassistischer Übergriffe in europäischen Fußballstadien zu organisieren. Davon schreibt Martin Krauß aber nichts.

Gerd Dembowski

Baff-Sprecher/per e-mail

Viel schräger

KONKRET 7/2000: »Jungfrau, Mutter, Königin« von Georg Seeßlen

Der hochverehrte und lehrreiche Georg Seeßlen stellt eine Frage, die schnell beantwortet werden soll, bevor noch ein Malheur passiert: »Die dritte Offizierin Ripley (Replay?) alias Sigourney Weaver alias Pocahontas 2000?«

In der Hauptsache kenne ich mich nicht so aus, aber Ripley bedeutet nicht Replay, vielmehr ist Ripley die weibliche Form von the Ripper. Beweis: Die Siebziger-Jahre-Schwanzab-Terrrorgruppe der Weaver(!)men(!!). Noch ein Beweis: Woraus ist die Frau gemacht? Aus der Ripley des Mannes. Schließlich beachten: Sigourney = the journey, transportiert nebenbei Sig = sick.

Pocahontas natürlich lesen als: **Po** (!; auch: Edgar Allan!!) – **cahont** = schlechtes Französisch für le cahot = der Stoß (in den Po? (von Edgar Allan?)), aber le cahot auch = die Kutsche, für se journey nämlich – **as** = schlechtes Englisch für arse; also Po, nicht Edgar Allan.

Mein Eindruck: Wer allzu assoziatief bohrt kommt leicht zu dem Ergebnis, Arno Schmidt habe nicht alle Pocahontassen im Schrank gehabt. Kann dieses Ergebnis ein richtiges sein? Dreimal nein!

André Thiele

Mainz

Konkret 08/00, S. 8

Hermann L. Gremliza

Ernst ist das Leben, August die Kunst

Ein Prinz hat es nicht leicht. In dreißig-, vierzig- oder gar fünfzigster Degeneration leidet er unter der eingeschränkten Wahrnehmung der Wirklichkeit und dem schlechten Geschmack, die den deutschen Adel in aller Welt so beliebt gemacht haben. Unvergessen Gregor von Rezzoris Schilderung jener adligen Versammlung, bei der ein Teilnehmer einen Ober mit den Worten »Setz' dich doch endlich nieder, du Arschloch« an den Frackschößen gezerrt hatte, weil er der Meinung war, der Mann sei einer der Ihren.

Adlige haben es freilich doppelt schwer, denn der Beliebtheit, die ihre klangvollen Titel draußen genießen und die ihnen jede Tür ins Dienstleistungsgewerbe öffnet – kein Exporteur von Kartonagen auf der schwäbischen Alb, der für den südamerikanischen Markt sich nicht wenigstens einen Baron von Zitzewitz, besser einen Grafen zu Salm-Malm-Qualm hielte – , gesellt sich im Innern des Landes jene Mischung aus Neid und Unterwürfigkeit, die den, dem sie gelten, weder klüger noch sympathischer zu machen pflegen. Und als Draufgabe ist da noch eine linke Intelligenz, die sich für ihre Kapitulation vor der Bourgeoisie mit Spott und Haß auf jene schadlos zu halten versucht, in deren aufwendigen Namen die Ewigkeit der Klassengesellschaft geradezu plakatiert erscheint. Hölderlin-Preisträger kann der erste beste von ihnen werden, königliche Hoheit nicht.

Noch blöder führt sich der deutsche Kleinbürger auf, und ganz besonders jener, der es zu einem öffentlichen Amt gebracht hat. Ein solches, ja der Idealfall eines solchen, ist eine Stelle in der Redaktion von »Bild«, der »größten Zeitung der westlichen Welt«, wo Kanzler und Präsidenten, Boxweltmeister und Literaturpäpste, First Ladys und Feministinnen, Stoiber und Gysi aus und ein gehen. Und wo man gibt, auf daß gegeben werde.

Ganz ohne Schirm, aber mit viel Charme ... Eine wahrhaft königliche Begrüßung: Galant küßt Prinz Ernst August von Hannover der Expo-Chefin Birgit Breuel (62) die Hand.

Den Speichel so sauber geleckt – war da ein kleiner Beweis von hochdero Gunst wirklich zuviel verlangt? Es scheint so, denn tags darauf, am 17. Juni, mußte das unbestechliche Blatt »das Protokoll eines unglaublichen Auftritts« melden:

Wann lernt dieser Mann endlich Anstand? Seine Königliche Hoheit Prinz Ernst August von Hannover – jetzt ist er auch noch Hauptfigur in einem peinlichen Pinkel-Skandal. Öffentliches Urinieren auf der Expo, Zielobjekt: die Wand des Türkischen Pavillons. Um 11 Uhr morgens. Von Besuchern fotografiert. Seine Königliche Hoheit – fürwahr ein feiner Pinkel.

Was war geschehen? Ein Mann hatte getan, was Männer, sogar Redakteure, mitunter tun. Es ist nicht sehr vornehm, aber üblich. Umstände, die ein »öffentliches Interesse« und damit die Berichterstattung über eine private Angelegenheit hätten »berechtigt« erscheinen lassen, lagen nicht vor. Die »Bild«-Zeitung mußte sie erfinden. Den Zufall, daß unweit der Stelle, an welcher der Prinz sich erleichtert hatte, getrennt durch einen Wassergraben, der in der Fotoperspektive nicht zu erkennen war, der türkische Pavillon stand, erklärte die Redaktion zur fremdenfeindlichen Absicht: »Zielobjekt«. Ein paar Zeugen, die nichts wissen und zu allem ihre Meinung aufsagen, findet das Blatt immer. »Bild am Sonntag« einen Tag später, unter der Überschrift »Wie lange hält Caroline diesen Kerl noch aus?«:

Der türkischstämmige Bundestagsabgeordnete der Bündnis-Grünen, Cem Özdemir, forderte von Ernst August, sich beim türkischen Volk für seinen Urin-Anschlag zu entschuldigen und »öffentlich zu bereuen«. Außerdem empfahl er, eine »großzügige Spende an die türkischen Erdbebenopfer«. Die auflagenstärkste türkische Tageszeitung »Hürriyet« überschrieb das Pinkel-Foto mit der Schlagzeile »Häßlicher Prinz«. Der Sprecher des türkischen Pavillons kann sich das gar nicht erklären: »Ein Ehrenmann würde doch so etwas nicht tun. Es gibt doch genug öffentliche Toiletten auf dem Expo-Gelände.«

Ein anderer, ein SPD-Abgeordneter oder ein TV-Entertainer, hätte sich entschuldigt, die Redaktion um Gnade gebeten, Herrn Özdemir zum Italiener eingeladen, und alles wäre so gut gewesen wie an jedem Tag, den der Herr diese Zeitung erscheinen läßt. Was aber mußten die Leser zwei Tage später in »Bild« lesen?

»Bild« zeigt Ernst August an – In mehreren Anrufen bedrohte und beleidigte er gestern die Leiterin der »Bild«-Redaktion Hannover in solch unflätiger, ekelhafter und obszöner Weise, daß sich die »Bild«-Chefredaktion gezwungen sah, Strafanzeige gegen den Welfenprinzen zu stellen. Die Protokolle seiner obszönen Anrufe:

Prinz Ernst August pöbelt gleich unflätig los. Redaktionsleiterin Berger erkennt seine Stimme. Sie ist geschockt über seine Ausdrucksweise.

Berger: Reden Sie mit allen Menschen so, Königliche Hoheit?

Der Prinz: Nein, nur mit Arschlöchern wie Journalisten. Sie kennen mich ja. Sie wissen, was Ihre Scheißzeitung macht. Und wenn Sie Ihre Zeitung verkaufen müssen, dann machen Sie das nicht auf meine Kosten ... Schneiden Sie mit. Schreiben Sie morgen in der Zeitung: Der Prinz von Hannover ist wütend, weil die »Bild«-Zeitung wieder mal Scheiße macht. Ja? Scheiße.

Berger: Wir berichten über Ereignisse, wir machen ja keine Ereignisse.

Der Prinz: Es gab keine Ereignisse. Wenn Sie sagen, ... ich würde einen Rassenhaß kreieren in Deutschland wegen Türken und Deutschen, ja? Wissen Sie, was Sie kriegen? Keep your A... together, Sie werden seitlich gef... Sie kriegen so einen in Ihren Sack, den haben Sie nicht, in Ihre F..., okay. Gute Nacht.

Berger: Ich wußte gar nicht, daß man so spricht in den königlichen Kreisen. Haben Sie aufgelegt?

Der Prinz: Sie mit Ihrem fetten A... Ich sage noch mal ganz in Ruhe, V..., das können Sie schreiben, wissen Sie, was das ist, das ist neben dem Ar...

Ein feiner Prinz, feiner noch die Redaktionsleiterin, deren Gehalt sich aus den Zuhälter-Anzeigen im hinteren Teil des Blattes (»Neu. Dickes versiertes Luder. Mach mit mir, was du willst«) speist bzw. aus den Groschen der Leser, die der täglichen Vorlage auf Seite 1 bedürfen, und die nun der sittliche Abscheu erfaßt, wenn einer beim Namen nennt, was in ihrer Zeitung ein paar Seiten weiter »feucht, heiß und glattrasiert« angeboten wird. Die Aufklärung, die der Leser dem Prinzen verdankt, ist jedoch nicht hauptsächlich eine in sexueller, sondern in sozialer Moral: Man erfährt, was man nicht für möglich gehalten hat: daß ein Redakteur der »Bild«-Zeitung trotz seines schweren Berufs eine Ehre besitzt, die verletzt werden kann. Und geheilt werden muß – erstens durch ein Gericht und zweitens durch den Einbruch in eine Krankenakte:

Prinz Ernst August in Klinik – Wie krank ist Prinz Ernst August von Hannover (46) wirklich? Erst der Pinkelskandal und der Zusammenbruch während Monacos Nationentag auf der Expo, dann der obszöne Telefon-Terror in der »Bild«-Redaktion von Hannover – bis gestern hüllte sich das Welfenhaus in Schweigen. Kein Kommentar zum Gesundheitszustand oder dem Aufenthaltsort des Prinzen. Bild erfuhr jedoch: Er ist in einer teuren Privatklinik.

Der Gegner ist also krank, weil er aber die Unverschämtheit besitzt, den Arzt mit den Blutwerten nicht in die Redaktion zu schicken, veranstaltet diese zur Strafe »eine Bild-Prinz-Ernst-August-Umfrage aus gegebenem Anlaß«:

Hallo, Adel: Spricht man in Ihren Kreisen wirklich so? Alexander Prinz zu Schleswig-Holstein: »Um Gottes Willen!« Bild-Kolumnist Mainhardt Graf Nayhauß: »Adel verpflichtet.« SPD-Bundesvorstandsmitglied Reinhold (Graf?) Robbe: »Unglaublich!« Der FDP-Abgeordnete Detlef (Edler von und zu?) Parr: »Der Prinz hat eine ganze Nation auf übelste Weise beleidigt. Bundespräsident Rau sollte ...«

Die Würde des Menschen – der »Bild«-Kampfhund scheißt drauf:

Ein Pinkelfoto kommt selten allein ... Nach dem prinzlichen Pipi-Eklat auf der Expo kramen die internationalen Foto-Agenturen in ihren Archiven. Diese beiden Aufnahmen stammen vom 20. Juli 1999. Prinz Ernst August erleichtert sich im Hof des Landeskrankenhauses Vöcklabruck (Oberösterreich), während seine linke Hand das Handy bedient. Stress eines werdenden Vaters. In diesen Stunden kommt seine Tochter Alexandra zur Welt. »Bild« meint: In dieser Situation haben schon viele Männer eine schwache Blase gehabt ...

Man weiß nicht, wovon einem übler wird: von der Pißrinnenrecherche, die von anderer Leute Notdurft lebt, oder von der Volte in den Mitleidston, der den Prinzen mit jenen »Bild«-Lesern gemein macht, denen auf der Titelseite die Arzneimittelwerbung gegen Inkontinenz gewidmet ist. Dem Appell der Tröpfler folgt der Aufmarsch der Blockwarte:

Neue Augenzeugen belasten Prinz Ernst August – Zwei eidesstattliche Erklärungen liegen »Bild« bereits vor. In seiner eidesstattlichen Erklärung beschreibt einer der neuen Augenzeugen detailliert: »Ungefähr gegen 11.15 Uhr sah ich auf der Höhe des türkischen Pavillons einen Auto-Konvoi, bestehend aus mehreren Limousinen, die von der Polizei begleitet wurden. Eins dieser Autos – in ihm saßen Prinzessin Caroline sowie Ernst August von Hannover (beide sind mir aus der Presse bekannt) – fuhr links ran. Die dahinter fahrenden Fahrzeuge mußten anhalten. Der Prinz stieg aus. Ihm folgte ein Begleiter. Sie liefen 20 – 30 Meter in eine Seitenstraße hinein. Dann sah ich, wie der Prinz an die Hauswand des türkischen Pavillons urinierte. Mein Freund und ich waren sehr irritiert über diesen Vorgang. Wir haben auch noch mit einer anderen Dame gesprochen, die den Vorgang beobachtet hat. Auch sie hat nur mit dem Kopf geschüttelt. Nachdem der Prinz sein Geschäft erledigt hatte ...

begann die »Bild«-Zeitung ihres. Es scheint sich zu lohnen, denn sie hört nicht mehr auf:

Pöbel-Attacke aus der Klinik – Die Ayurveda-Klinik in Traben-Trabach. Ein Ort der Ruhe, der Entspannung und inneren Einkehr. Ausgerechnet von hier startete der Prinz seine zweite, obszöne Pöbel-Attacke gegen »Bild«-Redaktionsleiterin Anne-Kathrin Berger. Auszüge des Protokolls:

Prinz: Ich habe nicht gegen den Pavillon der Türken gepißt. Okay? Und jetzt mache ich eine Klage gegen Sie weltweit.

Berger: Verehrter Prinz Ernst August ...

Prinz: Alte F..., schreiben Sie auf:

Berger: Fangen Sie schon wieder so an?

Prinz: Nein, wissen Sie, was Sie sind? Sie sind ein Stück Dreck ... Sie haben nicht geschrieben F... in der Zeitung, ja? Schreibt man mit F, nicht mit V, ja?

Berger: Sehen Sie mal, da sehen Sie, daß ich nicht mal Ihre Worte kenne.

Prinz: Sie *kriegen einen auf den Sack. Das gibt's gar nicht. Ich höre Sie gar nicht mehr an, Sie Stück Sch...*

Der Prinz wird erneut auf unsäglichem Niveau beleidigend. Berger legt auf.

»Bild« befragt eine »Benimm-Expertin«, die den Prinzen »einfach degoutant« findet, was die Redaktion den Bildungshungrigen unter ihren Masturbanten in ihre Muttersprache übersetzt: »(ekelhaft, abstoßend, d. Red.)«. »Bild« animiert einen Büroleiter der Stadt Hannover, dem Prinzen einen Strafbefehl »fürs öffentliche Urinieren am (!) türkischen Pavillon« zu schicken (»Amtsleiter Volker Schwermann: ›Wir prüfen das. Im Sinne der Gleichbehandlung.‹«).

Wer nun, weil er nicht alle Hoffnung auf die Zivilisation selbst der Deutschen fahren lassen mag, erwartet hatte, daß die seriöse Konkurrenz den Exzeß rügen würde, durfte erfahren, daß das Zuhälterblatt Komplizen auch »in den höheren Kreisen« hat:

Prinz von Anhalt: Wenn nichts hilft, laßt Ernst August entmündigen – In einem Interview mit der angesehenen »Zeit« sagt der Chef des Hauses Anhalt-Askanien über Ernst August: »Es ist schmerzlich, wie dieser Mann den Adel in Mißkredit bringt ... Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein gesunder Mensch solche Fäkalausdrücke benutzt.«

Es gibt noch Richter und ein Pressegesetz? Wer sich aber in die Gefahr begibt, Gebrauch davon zu machen, kommt darin um: »Post von Prinz Pipi« heißt der Titel, unter dem die Redaktion meldet, Ernst August habe von »Bild« eine »sogenannte Unterlassungserklärung« verlangt:

*Danach soll »Bild« nicht mehr behaupten, der Prinz habe **an** oder **gegen** den türkischen Pavillon uriniert. »Bild« hat diese Erklärung nicht abgegeben. »Bild« wird sich auf die von dem Prinzen nunmehr geführte Diskussion, ob er die Wand des Pavillons getroffen hat oder nicht, nicht einlassen. **Wichtig** ist allein, daß der Prinz **zugegeben** hat, am türkischen Pavillon **uriniert zu haben.***

Weil »allein wichtig« ist, daß der Prinz zugegeben hat, **am** (also: **nahe beim**) türkischen Pavillon uriniert zu haben, wird »Bild« sich nicht von der Behauptung jenes Gegenteils abhalten lassen, das die Redaktion zwecks Unterstellung eines rassistischen Motivs erst herbeigelogen hat. Weil sonst nichts mehr half und Blätter wie »Neue Revue« (»Prinz Pipi I.«), der »Stern« oder der »Spiegel« (»Ist der Ruf erst uriniert«) die Kampagne der Kollegen von Springer dankbar übernahmen, um den freien Fall ihrer Auflage ein wenig zu bremsen, kaufte der Prinz eine Seite in der »Frankfurter Allgemeinen« für diesen Text:

Sehr verehrte Freunde

Ich bin erschüttert, aber nicht erstaunt über die falsche und manipulative Berichterstattung der Springerpresse und hoffe, daß kein anderer Mensch auf dieser Welt einer solchen Intrige je ausgesetzt sein wird.

Daß es tausendmal geschah und täglich geschieht, muß der Prinz nicht wissen – die eingeschränkte Wahrnehmung der Wirklichkeit bestimmt den Alltag des Prinzen wie die Lüge den der »Bild«-Zeitung. Immerhin kann er auch einmal anders.

Hiermit erkläre ich ausdrücklich, daß ich mich zwar während meines Besuches auf der Expo 2000 in Hannover erleichtert habe, aber weder gegen die Wand des türkischen Pavillons noch auf den Grund und Boden des türkischen Staates.

Journalisten der Bildzeitung haben prominente türkische Persönlichkeiten zu diesem Sachverhalt gefragt, ohne sie darüber aufzuklären, daß dieser nicht der Wahrheit entspricht. Die Empörung der Befragten ist mir durchaus verständlich, da die oben erwähnte Presse sie zweifelsohne dazu benutzte einen grotesken journalistischen Coup zu landen, dem sie letztendlich zum Opfer fielen.

Die Springerpresse hat es absichtlich versäumt, die honorigen Befragten darüber aufzuklären, daß es sich hierbei um eine manipulierte Sensationsberichterstattung handelte. Diese soll augenscheinlich dem Zweck dienen, einerseits die Auflage des Blattes zu steigern, andererseits aber auch von der für mich latent vorhandenen Ausländerfeindlichkeit ihrer Publikation abzulenken.

Herr Özdemir wäre, hätte man ihm prophezeit, daß »Bild«, die Schutzheilige des Türken-Pavillons, zwei Wochen später einen schwarzen Boxer balkendick »Der Klammer-Affe« nennen würde, aus allen Wolken gefallen.

Meine ganze Hochachtung gilt der türkischen Kultur und Ihrer Nation.

Meine Verachtung hingegen der Bildzeitung und der gesamten Springerpresse.

Ihr

Ernst August

Prinz von Hannover

Abgesehen von einigen orthographischen Schwächen und den erwähnten Grenzen der Wahrnehmung, die einem Mitglied des Hochadels nachzusehen sind, gefällt der Brief durch seinen naiven, unverstellten Blick auf das Gewerbe. Ernst August hat in jedem Satz recht. Und was immer er in jenem Leben sein mag, das nur seine Familie angeht (und natürlich die »Bild«-Redaktion, aber sonst kein Schwein), noch hat der Prinz von Hannover niemanden beschimpft, beleidigt oder verprügelt, dem ich es hätte mißgönnen müssen.

Konkret 08/00, S. 10

herrschaftszeiten

Body count 1

28. März 1999, Rudolf Scharping in »Sabine Christiansen«:

In Srebrenica mußten die UN-Truppen zusehen, wie 30.000 Menschen umgebracht wurden.

Bush-Krieg

24. Juni, »Kölner Stadt-Anzeiger«:

Gary Graham ist tot. Die Berater des Gouverneurs von Texas sind zufrieden: George W. Bush wirkte »präsidentiell«, und das zur besten Sendezeit. Kurz vor Grahams Hinrichtung war Bush vor die TV-Kameras getreten. Jeder Satz, jede Geste, jede Mimik des Gouverneurs von Texas, der angetreten ist, Präsident der USA zu werden, war sorgsam einstudiert. Bei ähnlichen Anlässen in der Vergangenheit hatten Kritiker der Todesstrafe oft den Eindruck gewonnen, Bush amüsiere sich über den Streit, er nehme ihn auf die leichte Schulter. Das, so hatten ihm seine Berater eingetrichtert, galt es diesmal zu vermeiden. Lina DiVall, eine Demoskopin, bescheinigte ihrem Kandidaten denn auch, »das angemessene Maß an Sensibilität« gezeigt zu haben. Gary Graham, ein 36 Jahre alter Schwarzer, war 1981 des Mordes an einem Weißen für schuldig befunden worden. Eine Augenzeugin will Graham erkannt haben. Graham war zum Tatzeitpunkt 17 Jahre alt. Graham verbrachte 19 Jahre in der Todeszelle.

Otto Normalverbraucher

3. Juli, »Bildzeitung«:

Rot-Grün vor dem großen Knatsch? »Das kostet uns zwei Prozentpunkte und liefert der Opposition kostenlos ein Sommertheater auf unsere Kosten«, grummelt ein SPD-Minister. Grund für seinen Zorn: das neue rot-grüne Gesetz zur »Schwulen- und Lesben-Ehe«! Vielen Regierungsmitgliedern geht bei den Plänen der rot-grünen Fraktion der Hut hoch. Unter dem Tagesordnungspunkt »Verschiedenes« gab Bundesinnenminister Otto Schily (SPD) in der letzten Kabinettssitzung seine Bedenken zu Protokoll: Es müsse »befürchtet« werden, daß der Fraktionsentwurf »der Bundesregierung zugerechnet« wird.

Body count 2

5. Juli, Communiqué der Haager Chefanklägerin Carla Del Ponte:

Das Exhumierungsprogramm in Bosnien und Herzegowina hat 1996 begonnen. In den vergangenen vier Jahren wurden an 21 Orten 2.077 Leichen exhumiert.

Präsident Chatami hat etwa 80 Prozent der Bevölkerung in freien Wahlen hinter sich

---

Joschka Fischer, grüner Basisdemokrat a.D.

Body count 3

5. Juli, »Jungle World«:

Es war der größte Waffenfund im Kosovo seit dem Einmarsch der Kfor-Truppen im Juni letzten Jahres: Vor knapp zwei Wochen stießen britische Kfor-Einheiten im Dörfchen Klecka, einer UCK-Hochburg westlich von Pristina, auf insgesamt vier unterirdische Bunker – voll mit Waffen aller Art. Kurz nach dem Fund meinte Richard Shirreff, Kommandant der britischen Truppen, die das Waffenlager ausfindig gemacht hatten: »Das ist eindeutig Material der UCK.« Was Agim Ceku, ehemaliger UCK-General und Chef des Kosovo-Sicherheitskorps TMK, natürlich sofort bestritt: »Ich kann mit Sicherheit sagen, daß die UCK diese Waffen nicht gehortet hat.«

Ceku müßte es eigentlich besser wissen: Nur wenige hundert Meter vom Fundort entfernt hatte er während des Kosovo-Krieges sein Hauptquartier.

Das Dörfchen Klecka bietet aber noch in anderer Hinsicht ein lohnendes Areal für Nachforschungen aller Art: Unweit der Waffenlager und des ehemaligen Hauptquartiers von Ceku gruben in den vergangenen Wochen Gerichtsmediziner unter

der Leitung der finnischen Pathologin Helena Ranta in der Erde – und wurden fündig. »Wir haben dort 22 Leichen von Serben in einem Massengrab entdeckt, darunter mehrere Frauen und Kinder«, sagte Ranta.

Gründlich zivilisiert

5. Juli, dpa:

Düsseldorf – Sieben junge Rechtsradikale im Alter zwischen 17 und 23 Jahren haben in Düsseldorf einen 25jährigen Griechen und einen 27jährigen Afghanen angegriffen. Der Grieche erlitt schwere, der Afghane leichte Verletzungen.

Von der Memel bis an die Themse

5. Juli, »Hamburger Abendblatt«:

Die Warnungen kommen jetzt täglich. Gestern wurde in Großbritannien ein Geheimtelegramm des britischen Botschafters in Japan, Sir Stephen Gomersall, bekannt, in dem der Diplomat kein Blatt vor den Mund nimmt: Wenn das Vereinigte Königreich nicht deutlich Kurs auf den Euro-Beitritt nimmt, dann werden ausländische Unternehmen nicht mehr auf den britischen Inseln investieren ... Die seit gut drei Jahren amtierende Regierung Blair hatte sich gegenüber der Einführung des Euro bisher immer abwartend verhalten ... Allerdings gibt es immer mehr Abweichler in Sachen Euro. Außenminister Robin Cook, Handelsminister Stephen Byers und Landwirtschaftsminister Nick Brown befürworten bei diesem Thema eine schnellere Gangart. »Tony Blair wirkt etwas hilflos«, analysiert Davis Marsh, der Vizepräsident der Londoner Investment-Bank Hawkpoint Partners und frühere Deutschland-Korrespondent der »Financial Times«.

Emmentaler Hooligans

10. Juli, Reuter:

Die Schweiz blockiert die Überweisung der 7,8 Millionen Schweizer Franken, die das Team des jugoslawischen Fußballverbands (FSJ) bei der Euro 2000 eingespielt hat, sagte FSJ-Generalsekretär Branko Bulatovic: »Die Schweizer Behörden blockieren die Überweisung, bis wir nachgewiesen haben, daß der FSJ eine völlig unabhängige und freie Sportorganisation ist.«

Das Weltjudentum mußte herausgefordert werden, Hitler hat es nur auf die falsche Art getan

---

Horst Mahler, brauner Sieger im Volkskrieg a.D.

Body count 4

10. Juli, »Süddeutsche Zeitung« (Peter Münch):

Das war in Srebrenica, im Nordosten Bosniens, nachdem die Stadt am 11. Juli 1995 an die Serben gefallen war. Etwa 8.000 Männer sind damals getötet, nein abgeschlachtet und in Massengräbern verscharrt worden von Mladics Mordkommando. Es war das schlimmste Kriegsverbrechen auf europäischem Boden seit dem Zweiten Weltkrieg.

Body count 5

11. Juli, »Die Presse«, Wien, Interview mit der Gerichtsmedizinerin Eva-Maria Klonowski (von Erich Rathfelder):

Klonowski: Insgesamt sind in Bosnien weit über 200.000 Menschen umgekommen, der größte Teil bei den sogenannten ethnischen Säuberungen, sie sind also ermordet worden. Bisher wurden von Teams des Haager Tribunals und der bosnischen Regierung die Überreste von 9.000 Menschen untersucht. Insgesamt sind 30.000 Menschen als vermißt gemeldet, davon 27.000 Bosniaken, 2.500 Serben und 700 Kroaten.

Body count 6

11. Juli, »Hamburger Abendblatt«:

Es war die sorgfältigste und buchhalterisch genaueste Vernichtung von Menschenleben seit den Konzentrationslagern der Nationalsozialisten ... Das Internationale Rote Kreuz geht von 7.300 Opfern aus.

Body count 7

11. Juli, »Nürnberger Nachrichten« (Erich Rathfelder):

Die meisten Männer von Srebrenica, rund 15.000, hatten damals versucht, in einer langen Kolonne in das 90 Kilometer entfernte, von bosnischen Truppen kontrollierte Tuzla durchzubrechen. Von serbischen Truppen beschossen und versprengt, erreichte nur rund die Hälfte von ihnen sicheres Gebiet. Über 7.100 Menschen – die bosnische Staatskommission spricht von über 8.400 – wurden damals getötet, viele von ihnen ermordet, standrechtlich erschossen.

Body count 8

11. Juli, »Tageszeitung« (Erich Rathfelder):

Über 7.100 Menschen – die bosnische Staatskommission spricht von über 8.400 – wurden damals getötet, viele von ihnen ermordet, standrechtlich erschossen.

Body count 9

11. Juli, »Frankfurter Allgemeine«:

Bis zu schätzungsweise 8.000 dieser Männer wurden später vermutlich von den bosnischen Serben ermordet.

Body count 10

12. Juli, »Süddeutsche Zeitung«, Seite 1:

Truppen unter dem Kommando des Serbengenerals Ratko Mladic hatten die Stadt am 11. Juli 1995 eingenommen und mit Erschießungen begonnen. Seitdem werden mehr als 7.000 muslimische Männer vermißt.

Body count 11

12. Juli, »Süddeutsche Zeitung«, Seite 4 (Peter Münch):

Das Massaker mit bis zu 8.000 Toten ...

Body count 12

12. Juli, »Neue Zürcher Zeitung«:

Ein Teil der Bevölkerung ... begab sich in der Nacht auf den Marsch nach dem 60 Kilometer entfernt liegenden Tuzla. Bei dieser Gruppe waren vorwiegend Männer im kampffähigen Alter; 5.000 von etwa 15.000 waren bewaffnet ... Die Zahl der Ermordeten ist nicht bekannt.

Voll hinter

12. Juli, »Neues Deutschland«:

Nicht nur in Brandenburg und Thüringen, auch in Mecklenburg-Vorpommern wurde offenbar, daß der Verfassungsschutz kriminelle oder politisch exponierte Neonazis als V-Leute führt. Der Vorsitzende der Potsdamer Parlamentarischen Kontrollkommission (PKK), SPD-Mann Christoph Schulze, steht zu der Verpflichtung des 1995 wegen Mordversuchs verurteilten V-Mannes Carsten S. Egal, ob einem die »moralischen Wertvorstellungen« dieser Leute passen oder nicht. Immerhin habe der Nazi (Deckname »Piato«) dazu beigetragen, die Nazi-Szene, die vor »Bomben- und Mordanschlägen nicht zurückschreckt«, einzudämmen. Das ist im Großen und Ganzen auch der Standpunkt des PDS-Vertreters in der PKK. Gestern hat Michael Schumann seine Fraktion in einer »persönlichen Erklärung« informiert – was er ja in allen anderen in der PKK beratenen Fällen nicht darf. Schumann unterstrich, daß auch er »trotz erheblicher Bedenken letztendlich« der Anwerbung von »Piato«, eines Freundes von Polizistenmörder Kay Diesner, zugestimmt habe. Die PDS-Fraktion stellte sich »voll hinter Schumann«, betonte Fraktions- und PDS-Bundeschef Lothar Bisky.

All the news that's fit to kill

13. Juli, »New York Times«:

Die Veröffentlichung des Namens und des Fotos eines Serben, den sie beschuldigte, Verbrechen an Albanern begangen zu haben, in einer kosovo-albanischen Zeitung, und der darauf folgende Mord an dem Serben haben im Kosovo eine leidenschaftliche Diskussion über Pressefreiheit und die Notwendigkeit ausgelöst, Rachemorde zu beenden. Nach dem Mord hat die Uno-Verwaltung die Tageszeitung »Dita« für acht Tage verboten. Als »Dita« wieder erschien und den beanstandeten Artikel noch einmal druckte, erwog die internationale Verwaltung einen Verhaltenscode für die örtlichen Medien zu erlassen. Aber albanische Journalisten und internationale Presse-Beobachter protestierten so heftig gegen

Versuche, die Presse zu reglementieren, daß die UN-Administration den Gedanken an einen Code wohl fallen lassen wird, wie ein höherer UN-Offizieller sagte.

... und alles auf'm Rasen

13. Juli, »Stuttgarter Zeitung«:

Ehe und Familie sind für die CSU das »heiligste Gut«, sagt Edmund Stoiber. Ausgerechnet seiner Familienministerin Barbara Stamm aber wird ein außereheliches Verhältnis vorgehalten. Die Männer der CSU nahmen ein bißchen Unfrömmigkeit stets für sich in Anspruch.

Sie war dunkelhäutig, trug eine blonde Perücke und nannte sich Liza Gonzales. Als sich der stämmige Bayer näherte, entzog sie ihm die Brieftasche und verschwand. Das Geld war weg, die Ausweispapiere wurden später gefunden. Name: Franz Josef Strauß. Halb Bayern und fast die ganze CSU kicherte.

Sie war blond, trug eine lange Mähne und hieß Jane Mansfield. Im Vergleich zu Liza Gonzales war sie eine Dame. Franz Josef Strauß, auf Besuch in den USA, wurde ihr vorgestellt. Die Bombe soll eingeschlagen haben. Und fast die ganze CSU kicherte ...

In einem Münchner Bordell hauchte (der CSU-Bürgermeister von Wildbad Kreuth) sein Leben aus. Die CSU kicherte diesmal nicht.

Theo Waigel lebte von seiner Frau getrennt. Mit wem er verbandelt war, wußten fast alle. Wer es noch nicht wußte, erfuhr es aus der Landtagsfraktion, die Stoiber als Chef der Staatskanzlei sehen wollte. Den Kampf unter der Gürtellinie bezeichnet Waigel als seine bitterste Zeit.

Nun ist kein Mann an der Reihe, sondern eine Frau. Barbara Stamm, die Sozial- und Familienministerin, Mutter von drei erwachsenen Kindern, soll sich einen Geliebten leisten, einen Autohändler in Niederbayern. Längst haben es die Buschtrommeln verkündet. Richtig reingetreten in die Wagenschmiere ist jetzt aber Generalsekretär Thomas Goppel auf dem kleinen Parteitag der CSU in Straubing – Motto »Ehe und Familie«: »Niederbayern ist der heiratsfreudigste Bezirk. Gell Barbara, ich bin schon vergeben. Du auch.« Im Saal bemerkte er »fröhliches Grinsen«.

Grundrecht auf Ansehen

14. Juli, Reuter:

Berlins Innensenator Eckhart Werthebach (CDU) will Demonstrationen vor dem Brandenburger Tor und anderen nationalen Denkmälern nur noch in Ausnahmefällen genehmigen und dafür das Demonstrationsrecht ändern. Zur Begründung hieß es, bisher gebe es keine ausreichende Handhabe, um Extremisten Demonstrationen vor dem Brandenburger Tor oder dem geplanten Holocaust-Mahnmal zu verbieten. Damit werde das Ansehen Deutschlands geschädigt.

Fischer weiß mehr

14. Juli, »Hamburger Abendblatt«:

Da sich die Sicherheitslage in Serbien und Montenegro verschärfen könne, sollten Reisen dorthin nur aus Anlässen wie Dienst- oder Geschäftsreisen vorgenommen werden, rät das Auswärtige Amt.

All the news that's fit to print

14. Juli, dpa:

Am Falckensteiner Strand in Kiel ist ein Hund vergiftet worden.

Lambsdorff focht mit Erfolg für Entschädigung der Zwangsarbeiter

---

»Mitteldeutsche Zeitung«

Konkret 08/00, S. 12

Eberhard Rondholz

Eine längst vergessene Geschichte

Warum Johannes Rau um die Jüdische Gemeinde von Thessaloniki einen so großen Bogen gemacht hat

Anläßlich seiner Staatsvisite in Griechenland im April dieses Jahres machte Bundespräsident Johannes Rau auch einen Besuch in dem kleinen Ort Kalavryta, der im Dezember 1943 als sogenannte »Repressalmaßnahme« von der Wehrmacht zerstört worden war. Über 700 männliche Einwohner des Ortes wurden dabei von Soldaten der 117. Jägerdivision massakriert. Rau legte für sie an der Gedenkstätte einen Kranz nieder und erklärte, es dürfe nicht vergessen werden, welches Leid Menschen in Griechenland von Deutschen zugefügt worden sei.

Das Leid, das Deutsche fast 50.000 griechischen Juden aus Thessaloniki zugefügt hatten, schien der Bundespräsident vergessen zu haben. Sie waren im Frühsommer 1943 von Wehrmacht und SS auf eine Reise ohne Wiederkehr geschickt worden – nach Auschwitz. Ein Mahnmal in der nordgriechischen Hafenstadt erinnert an ihr Schicksal, doch für sie hatte Rau keinen Kranz übrig, als er am 6. April Thessaloniki aufsuchte. Und um die traditionsreiche Jüdische Gemeinde machte »Bruder Johannes«, anders als weiland der Apostel Paulus, einen großen Bogen.

Rau konnte sich das gefahrlos leisten, ohne in Deutschland damit Empörung auszulösen – die Vernichtung der Jüdischen Gemeinde von Thessaloniki, einst das weltweit bedeutendste Zentrum des sephardischen Judentums, ist ein in der deutschen Öffentlichkeit bis heute wenig bekanntes Kapitel der Shoa. In Griechenland aber löste sein Verhalten höchstes Befremden aus, und gerätselt wird dort bis heute darüber, warum Rau die überlebenden Juden von Thessaloniki, die mit einer kleinen Geste der Anteilnahme sicher gerechnet hatten, derart vor den Kopf gestoßen hat. Schließlich gilt er allgemein als Philosemit – er ist Ehrendoktor der Universität Haifa, Träger des Leo-Baeck-Preises und, seit dem 10. März 2000, der Buber-Rosenzweig-Medaille, er hat (als erster deutscher Bundespräsident) anläßlich seiner 30. (!) Israelreise auf deutsch vor der Knesset gesprochen.

Warum also dieser Affront gegenüber der Jüdischen Gemeinde von Thessaloniki? Aus dem Bundespräsidialamt bekommt man ausweichende Antworten, wenn man nachfragt. Der ehemalige griechische Justizminister Georgios A. Mangakis hatte diese Erklärung parat: Rau habe Fragen nach der Anerkennung von Entschädigungsforderungen aus dem Wege gehen wollen (vgl. KONKRET 6/2000, S. 3). Doch das reicht zur Erklärung wohl kaum aus, mit solchen Fragen mußte er schließlich auch in Kalavryta rechnen.

Es dürften eher andere Fragen gewesen sein, denen Rau aus dem Wege gehen wollte – mußte er doch gewärtig sein, daß der eine oder andere Auschwitz-Heimkehrer ihn ansprechen könnte auf einen früheren Parteifreund, der auch einmal Mandant seines politischen Mentors (und Urgroßvaters seiner Kinder) Gustav Heinemann gewesen war. Der Name des Mandanten: Max Merten.

Die längst vergessene Affaire Merten führt uns zurück in die Jahre, in denen Johannes Rau seine ersten politischen Schritte tat, als Kreisvorsitzender der Gesamtdeutschen Volkspartei (GVP). Diese 1952 von dem gerade aus der CDU ausgetretenen Exminister und späteren Bundespräsidenten Heinemann gegründete Partei war eine vor allem vom linken Flügel des politischen Protestantismus geprägte Sammlungsbewegung, die sich den Kampf für die Wiedervereinigung zum Ziel gesetzt hatte und deshalb gegen die deutsche Remilitarisierung kämpfte. Einer der führenden Funktionäre dieser Partei war der Rechtsanwalt Max Merten, derselbe Max Merten, der von 1942 bis 1944 Chef der Wehrmachtsverwaltung in Thessaloniki gewesen war und in dieser Eigenschaft einer der Organisatoren der Judendeportation. Was der Exnazi (NSDAP-Mitglieds-Nr. 4 363 7539) in der GVP suchte, bleibt bis heute im Dunkeln. Jedenfalls sind vom GVP-Bundesvorstandsmitglied Merten irgendwelche programmatischen Äußerungen nicht überliefert.

Sehr wohl bekannt hingegen sind seine Tat-Beiträge zur Vernichtung der Jüdischen Gemeinde von Thessaloniki. Die anderen beiden Haupttäter waren die SS-Hauptsturmführer Alois Brunner und Dieter Wisliceny. Brunner, Eichmanns rechte Hand und für die Deportation von mindestens 120.000 Juden in mehreren Ländern Europas verantwortlich, wurde für seine Verbrechen nie zur Verantwortung gezogen. Er machte sich, wie mancher andere NS-Verbrecher, beim CIA-Vorgänger Counter-Intelligence-Corps (CIC) den Amerikanern nützlich, war dann auch dem BND zu Diensten, später wurde er Berater für Judenfragen in Syrien, das ihm bis heute Gastrecht gewähren soll. Dieter Wisliceny hatte weniger Glück; er wurde im Februar 1948 in der Tschechoslowakei hingerichtet, wegen dort begangener Verbrechen. Zuvor hatte der SS-Offizier aber noch vor dem Nürnberger Kriegsverbrecher-Tribunal ausgesagt, dort die bereitwillige Mitarbeit der Wehrmacht bei der Judenvernichtung in Griechenland gelobt und unterstrichen, daß »ohne die enge Zusammenarbeit mit der Militärverwaltung die Aktion in Thessaloniki niemals hätte stattfinden können« – d. h.: ohne den Kriegsverwaltungsrat Merten.

Dieser Merten aber ließ sich nach Kriegsende, von der deutschen Justiz nicht belästigt, als Rechtsanwalt in Berlin nieder. Leichtsinnigerweise flog er im April 1957 nach Athen, um einem in Griechenland in Schwierigkeiten geratenen Freund aus

deutschen Besatzungstagen, seinem ehemaligen Dolmetscher Arthur Meissner, Rechtsbeistand zu leisten. Merten schien sich sicher zu sein, es könne ihm dort unten nichts passieren. Hatten die Griechen nicht 1946 Desinteresse an seiner Person signalisiert, als das CIC ihnen die Überstellung Mertens angeboten hatte, und hatte nicht der Chef der griechischen Militärmission in Berlin, General Ypsilantis, 1947 im Spruchkammerverfahren für ihn gutgesagt?

Warum die griechische Regierung ihn 1946 nicht hatte haben wollen, lag für Merten auf der Hand: Er hatte eine Menge Unangenehmes über gewisse Kreise des Athener Polit-Establishments auszupacken, über jene von ihm ausgehaltenen Kollaborateure nämlich, die (anders als solche Landesverräter in anderen ehemals besetzten Ländern) nach dem Abzug der Nazis nicht nur weitgehend unbehelligt geblieben waren, sondern auch an der Macht im Staat beteiligt wurden. Hinzu kam: Die griechischen Nachkriegsregierungen hatten sich den Strafanspruch gegen die deutschen Kriegsverbrecher regelrecht abkaufen lassen – gegen Finanzhilfe, Tabakexportgarantien und dergleichen mehr.

Was Merten wohl nicht wußte: Die griechische Seite hatte ihren Verzicht auf die Strafverfolgung deutscher Kriegsverbrecher an Bedingungen geknüpft, die von deutscher Seite nicht vollständig eingehalten worden waren. Es ging dabei auch um Entschädigungsleistungen für griechische NS-Opfer in vergleichsweise bescheidener Höhe, die Bonn nicht zu zahlen bereit war und um die just zum Zeitpunkt seines Besuchs gefeilscht wurde. Ein Widerruf des Strafverfolgungsverzichts für NS-Täter stand angesichts der Bonner Hartleibigkeit ins Haus. Auch war die damalige rechtskonservative griechische Regierung unter Konstantin Karamanlis wegen ihres in Europa einmalig nachsichtigen Umgangs mit deutschen Kriegsverbrechern innenpolitisch unter Druck geraten. Einen in Griechenland so bekannten NS-Täter wie Merten im Lande frei herumreisen zu lassen, das konnte sich die Regierung nicht leisten. Merten wurde verhaftet und unter Anteilnahme der ganzen Nation vor Gericht gestellt.

Bei diesem Prozeß bestätigten Zeugen nicht nur Mertens tatkräftige Beihilfe zur Judendeportation, sie schilderten auch die diabolische Raffinesse, mit der er die wohlhabende Jüdische Gemeinde vor ihrer Deportation ihres gesamten beweglichen Vermögens beraubte und durch falsche Schutzversprechungen einzelnen Opfern erhebliche Geldsummen sowie Gold und Juwelen abpreßte. Daß er dabei auch kräftig in die eigene Tasche gewirtschaftet hat, gilt als sicher. Der Prozeß endete am 5. März 1959 mit der Verurteilung zu 25 Jahren Haft, von denen Merten allerdings nur kurze Zeit abzusitzen hatte.

Und das verdankte er zum einen der Bundesregierung, die einmal mehr das Mittel der wirtschaftlichen Nötigung ins Spiel brachte, um einem NS-Verbrecher zu Hilfe zu kommen, zum anderen einem seiner Anwälte, der sich als Abgeordneter im Deutschen Bundestag massiv dafür einsetzte, die Ratifizierung eines Finanzabkommens mit Griechenland zurückzustellen, um die griechische Justiz zum Strafverzicht im Fall Merten zu zwingen. Dieser Anwalt war der mittlerweile zur SPD übergewechselte Gustav Heinemann. Heinemann war von Mertens Unschuld überzeugt, und Heinemanns früherer Sozius Dieter Posser (der spätere Justizminister Nordrhein-Westfalens) ist es heute noch – offenbar verfügte Merten über ein sehr gewinnendes Wesen und eine große Überzeugungskraft. So haben ihm zahlreiche Journalisten auch noch die gröbsten Schwindelgeschichten abgekauft.

Der Druck aus Bonn zeitigt schließlich Wirkung: Unter dem (auch von griechischer Seite augenzwinkernd so verstandenen) Vorwand, Max Merten selber noch einmal vor Gericht stellen zu wollen, läßt sich die Bundesrepublik den verurteilten Kriegsverbrecher ausliefern. Am 5. November 1959 landet der Freigepreßte auf dem Münchner Flughafen, wird dort pro forma in Haft genommen und 11 Tage später nach einem Haftprüfungstermin wieder freigelassen. Zu einem Hauptverfahren sollte es nie kommen – ein Ermittlungsverfahren beim Landgericht Berlin wird neun Jahre später, am 4. Juni 1968, in aller Stille eingestellt.

In der Einstellungsverfügung wird Merten zwar der hinreichende Verdacht der räuberischen Erpressung bescheinigt, aber das bleibt für den Täter folgenlos, denn der Tatbestand ist verjährt; hinsichtlich des Unverjährbaren aber, der Beihilfe zum Mord an über 50.000 Juden, lautet die originelle Formel der Berliner Strafverfolger: Merten habe zwar den von Hitler und seinen Mittätern befohlenen Mord an 40.000 bis 50.000 griechischen Juden aus dem Bereich des Befehlshabers Thessaloniki-Ägäis unterstützt und gefördert, indessen: »Es hat sich kein Anhalt ergeben, daß er von dem Mordplan gewußt oder doch die vorsätzliche Tötung der mit seiner Hilfe gesammelten (sic!) und ausgesiedelten (sic!) Juden als Möglichkeit bewußt in Rechnung gestellt und billigend in Kauf genommen hat.« Derselbe Mann also, der monatelang Seite an Seite mit Adolf Eichmanns Emissären mehrere zehntausend Juden »gesammelt« und »ausgesiedelt« hat, soll von Auschwitz nichts gewußt haben. Was ihn übrigens nicht daran hinderte, später stets zu beteuern, er habe die Juden doch bewahren wollen vor jenem Schicksal, von dem er angeblich nichts wußte.

Nach seiner Befreiung aus griechischer Haft hat Merten der Regierung Karamanlis ihre Großzügigkeit nicht gedankt, und der Regierung Adenauer ihren massiven Einsatz auch nicht. Kaum heimgekehrt, beschuldigte er den griechischen Premier, dessen Innenminister Makris sowie dessen Frau Doxoula, ein beschlagnahmtes Seidenlager aus jüdischem Besitz entgegengenommen zu haben, als Belohnung für Kollaboration. Solche Art Belohnung für griechische Kollaborateure und Informanten durch den Chef der Militärverwaltung hat es vielfach gegeben. »Arisierte« Warenlager, Geschäfte und Handelsunternehmen vom Juwelierladen bis zum Textilgroßhandel wurden von Merten an griechische Freunde des Deutschen Reiches verteilt, mehr oder weniger hohe »Ablösesummen« (je nach den Verdiensten) waren auf ein Bankkonto

zu überweisen, über das er allein verfügte. Ob auch der spätere Premier Karamanlis tatsächlich zu den von Merten mit »arisierten« Gütern bedachten Kollaborateuren gehörte, ist nie aufgeklärt worden. Wohl aber wurden einige deutsche Journalisten wegen Verleumdung griechischer Politiker in absentia zu mehrjährigen Gefängnisstrafen verurteilt.

1961 trat Merten dann mit einer abenteuerlichen Geschichte an die Öffentlichkeit, die ihm, so unwahrscheinlich sie auch klang, tatsächlich von einer Reihe als seriös geltender Publikationsorgane abgenommen wurde, u. a. vom »Spiegel«: Er habe 1943, mit Adolf Eichmanns Hilfe, 20.000 Juden aus Thessaloniki vor dem Tod in Auschwitz bewahren wollen, sie sollten mit Schiffen des Roten Kreuzes nach Palästina abgeschoben werden. Das sei den beiden aber damals von Hans Globke, dem Kommentator der »Nürnberger Gesetze«, verboten worden. Mertens Pech: Der gerade in Jerusalem vor Gericht stehende Eichmann konnte sich partout nicht an diese Rettungsaktion erinnern. Statt dessen hatte er im Verhör Belastendes mitzuteilen: »Wenn Dr. Merten als Vertreter des Militärbefehlshabers gegen die Deportation protestiert hätte, hätte Brunner die Deportation nicht durchführen können. Denn das Primat in allen diesen Fragen und die Befehlsgewalt lag bei Dr. Merten als Vertreter des Militärbefehlshabers.«

Globke klagte erfolgreich vor dem Bonner Landgericht gegen Merten, die regierungsnahe Publizistik konnte die Anschuldigungen gegen Adenauers Staatssekretär als internationale linke Verschwörung denunzieren. Auch die DDR wurde ins Spiel gebracht und darauf hingewiesen, daß kein geringerer als der spätere SED-Staranwalt Friedrich Karl Kaul für Merten gebürgt hatte, als der bei der Berliner Anwaltskammer um Zulassung nachsuchte. Merten starb 1971 und war in Deutschland bald vergessen. Nicht so in Thessaloniki, wo einige Auschwitz-Heimkehrer noch heute zittern, wenn sie seinen Namen hören, denn er war für sie der »Herr über Leben und Tod«. Und nach diesem Mann gefragt zu werden, damit hätte Mertens ehemaliger Parteifreund Rau bei einem Besuch der Jüdischen Gemeinde wohl rechnen müssen.

Vor ein paar Wochen ist der Judenjäger Merten, fast 30 Jahre nach seinem Tod, erneut in die Schlagzeilen gekommen. Griechische Taucher wollen in diesem Sommer, so meldete am 17. Juni 2000 die Deutsche Presseagentur, im Auftrag des Zentralrats der Juden in Griechenland nach einem Teil der wertvollen Beute suchen, die der Kriegsverwaltungsrat bei seinem Abschied von Thessaloniki 1944 nicht habe mitnehmen können – Goldbarren, Juwelen und wertvolle liturgische Gegenstände aus dem Besitz der Gemeinde. Ein gesunkenes Schiff mit dem Schatz des Max Merten an Bord will nämlich ein Grieche im Golf von Messenien geortet haben. Erfahren haben will er davon 1957 als Mithäftling Mertens im Athener Averoff-Gefängnis. Ob da tatsächlich noch Teile der Beute auf dem Meeresgrund liegen, sei dahingestellt, wahrscheinlich ist es nicht. Schließlich hätte Merten selber genug Zeit gehabt, die Beute heimlich bergen zu lassen. Doch mag die spektakuläre Schatzsuche Anlaß sein, das Augenmerk auf den Teil des geraubten jüdischen Privatvermögens zu richten, der mutmaßlich beim deutschen Staat gelandet ist, und darauf, wie sich die Bundesrepublik als Rechtsnachfolgerin des Deutschen Reiches höchst offiziell zum Haupterben dieses Nachlasses gemacht hat.

Allein in Form von Gold und Preziosen, so eine Schätzung der Jüdischen Gemeinde aus den 50er Jahren, habe der Wert der von Max Merten jüdischen Privatleuten abgepreßten und ins Deutsche Reich verbrachten Beute 130 Millionen Mark betragen, was man in Bonn anerkannte. Einen Antrag auf Rückgabe stellen konnten nach Ansicht Bonns indessen nur Überlebende bzw. die Erben der Ermordeten; von denen gab es aber, wie schön für den Bonner Finanzminister, nur noch wenige: Die Antragsteller, die in Bonn vorstellig wurden und z.T. mehr als zehn Jahre um Entschädigung kämpfen mußten, repräsentierten nach Auffassung des Bundesfinanzministeriums nur 10 Prozent der Geschädigten. Bonn stellte also 13 Millionen zur Ausschüttung bereit, was nichts anderes heißt als: Der Rest der fiktiven Beute, die restlichen 90 Prozent der 130 Millionen, sollten dem deutschen Staat anheimfallen. »Deutschland erbt statt jener, die nicht mehr erben können, weil sie zu Seife geworden sind«, zitierte der »Spiegel« 1971 den Präsidenten des Zentralrats der griechischen Juden, Josef Lovinger.

Ein anderer hatte weniger Entschädigungsprobleme: der Judenjäger Merten. Er erhielt aus der deutschen Staatskasse für die in griechischer Haft erlittene Unbill eine »Heimkehrerentschädigung«. Wieviel das war, ist nicht bekannt, es dürfte aber die seinen wenigen überlebenden Opfern zugestandenen 5 Mark pro Tag in Auschwitz um einiges überschritten haben.

Eberhard Rondholz schrieb in KONKRET 9/96 über den NS-Kriegsverbrecher Priebke

Konkret 08/00, S. 15

Jürgen Elsässer

Blutiger Loorbeer

Der Sieg der Nato hat dem albanischen Faschismus zum Durchbruch verholfen. Das erste Jahr im Protektorat Kosovo – eine Bilanz

»Der Nationalismus wird auf brutalste Art und Weise ... betrieben ... Ich sehe eine Parallele zu diesem primitiven Faschismus. Es ist offensichtlich: Die 30er Jahre sind wieder da, und das können wir nicht akzeptieren.« Joseph Fischer hatte durchaus Recht, als er die Verhältnisse im Kosovo so charakterisierte – die Worte kamen nur ein paar Monate zu früh. Nicht vor dem Nato-Krieg gegen Jugoslawien, sondern erst hinterher begegnet einem auf dem Amselfeld die Fratze der 30er Jahre: Pristina ist judenfrei, die Volksfremden sind vertrieben, auf den Straßen wütet der Mob, die Geheimpolizei ist überall, die wenigen Überlebenden zittern in Ghettos um ihr Leben. Wie Mussolini ist Albanerführer Thaci von Sturmtruppen mit schwarzen Hemden umgeben und träumt von einem archaischen Großreich, doch ein Umstand läßt den vorurteilslosen Betrachter von einer zu schnellen Gleichsetzung Abstand nehmen: Die Herrschaft des schwarzen Doppeladlers wurde, anders als die der Fasces, nicht aus eigener Kraft errichtet, sondern mit Hilfe von außen, mit Hilfe der Nato. Mit einer Streitmacht von 40.000 Soldaten hält sie bis heute die Provinz besetzt – ein Ländchen von der Größe Hessens – und verhindert doch nicht, was dort geschieht.

Der Lynchmob

Manchem mag die Kennzeichnung der Zustände im Nato-Protektorat als Faschismus zu agitatorisch erscheinen. Doch es war ein Albaner, der diesen Begriff zuerst verwendet hatte: Ende August 1999 erschien in »Koha Ditore«, einer der größten Tageszeitungen des Kosovos, ein Leitartikel ihres Herausgebers Veton Surroi unter der Überschrift »Kosovo-Faschismus – die Schande der Albaner«. Surroi, der immerhin Mitglied der kosovo-albanischen Delegation in Rambouillet gewesen war und dort die Führungsrolle Thacis akzeptiert hatte, schrieb: »Die heutige Gewalt – mehr als zwei Monate nach der Ankunft der Nato-Truppen – ist mehr als nur eine emotionale Reaktion. Es ist die organisierte und systematische Einschüchterung aller Serben, weil sie Serben sind und deswegen kollektiv für das verantwortlich gemacht werden, was im Kosovo geschah. Diese Verhaltensweisen sind faschistisch. Mehr noch, genau gegen solche Verhaltensweisen ist das Volk von Kosovo in den letzten zehn Jahren aufgestanden und hat sich gewehrt, zuerst friedlich und dann mit Waffengewalt.«

Obwohl Surrois Engagement wichtig und mutig war – unmittelbar nach Erscheinen der Ausgabe erhielt er aus UCK-Kreisen eine Morddrohung – , ist seine Gleichsetzung des albanischen Terrors nach dem Krieg mit dem serbischen vor dem Krieg ungenau und daher falsch. Ein exemplarischer Fall mag den Unterschied demonstrieren.

Am 29. November 1999 wurde in Pristina Dragoslav Basic ermordet, seine Frau und seine Schwiermutter wurden schwer verletzt. Professor Basic hatte an der Universität im kalifornischen Berkeley gelehrt und von dort auch wieder einen Lehrauftrag bekommen. »Ein albanischer Akademiker bestätigte, daß Basic nicht der Verwicklung in Morde, Brandstiftungen und Plünderungen verdächtig war, die es vor den und während der Nato-Luftschläge gegeben hatte,« schrieb die Agentur Reuters zur Person des Professors. Über den Mord berichtete die »New York Times«: »Sonntag abend waren die Basics zu Frau Jovanovic (der Schwiegermutter, Anm. J. E.) in Pristina gefahren, um sie nach Hause zu bringen. Frau Jovanovic war Ende August zusammengeschlagen worden, als Teenager bei ihr eingebrochen hatten. Trotzdem lebte sie weiter allein. Aber der sonntägliche Feiertag, bei dem Hunderte von Albanern ihren Flaggentag begingen, Feuerwerkskörper abbrannten und in die Luft schossen, machte ihr angst. ›In der Stadt war eine riesige Menschenmenge‹, sagte Tomislav Basic (der Sohn, Anm. J. E.)... ›An einer Straßenecke mußten wir anhalten. Leute kamen zum Wagen und umringten ihn. Sie fragten nach irgendeinem Ausweis. Mutti und Vati versuchten, englisch zu sprechen, weil serbisch in Pristina nicht erlaubt ist, aber irgendeiner der Bande fand heraus, daß wir Serben sind. ... Sie erschossen ihn wie einen Hund auf der Straße.‹«

Britische Kfor-Soldaten schilderten gegenüber AP die Stimmung des Mobs. »Die Peace-Keeper rasten zum Tatort und bahnten sich einen Weg durch die Menge der Albaner, die anti-serbische Sprechchöre riefen und im Halbkreis um den brennenden Wagen standen. Die Soldaten drängten die Menge zurück, damit die Ärzte zu Basic, seiner Frau und deren Mutter durchkommen konnten. ... Einige saßen auf einem Zaun, um besser sehen zu können. Viele klatschten. ›Es war wie bei einem Fußballspiel‹, sagte ein Soldat. Die Ärzte und andere, die sich verzweifelt um die Opfer bemühten, wurden bald selbst angegriffen, mit Feuerwerkskörpern beworfen, die auf ihre Köpfe zielten.« Unmik-Offizielle beklagten, daß sich »von hunderten Zuschauern, Augenzeugen einer brutalen Attacke auf unschuldige Leute, keiner gemeldet hat, um die Killer zu identifizieren und sie der Gerichtsbarkeit zu übergeben« (AFP).

Der Fall demonstriert den Unterschied zwischen serbischer und albanischer Herrschaft im Kosovo: Auch vor dem Krieg wurden unschuldige Zivilisten in Pristina ermordet. Doch dies waren immer Verbrechen, die – sofern sie auf das Konto der

Serben gingen – von Kriminellen oder Paramilitärs bei Nacht und Nebel ausgeführt wurden. Die Täter mußten verdeckt vorgehen, weil sie wußten, daß große Teile, wenn nicht die Mehrheit der serbischen Bevölkerung ihre Taten nicht billigten und sie zur Anzeige bringen würden. Seit die UCK unter den Augen der Kfor die Herrschaft übernommen hat, wird in aller Öffentlichkeit geraubt und massakriert. Das Pogrom ist ein Volksfest, wie bei der sogenannten Reichskristallnacht 1938.

Pristina ist judenfrei

Daß der albanische Nationalismus gegenüber Minderheiten sehr viel intoleranter ist als der serbische, läßt sich vielleicht am besten am Beispiel der Roma zeigen. Deren Verfolgung durch albanische Nationalisten begann schon während des Krieges, ohne daß die Öffentlichkeit in den westlichen Staaten davon erfuhr. »Anfang Juni 1999 griffen mehrere tausend kosovo-albanische Flüchtlinge im Flüchtlingslager Stenkovac in Mazedonien eine Zigeunerfamilie an, die sie der Kollaboration mit den Serben beschuldigten. Hilfskräfte mußten verhindern, daß ein siebenjähriger Junge vom wütenden Flüchtlingsmob in Stücke gerissen wurde, nachdem der den Vater und Bruder des Jungen geschlagen hatte«, heißt es in einer Studie eines Nato-nahen Think Tanks, der International Crisis Group. Bereits Anfang Juli, drei Wochen nach dem Nato-Einmarsch, forderte der Zentralrat Deutscher Sinti und Roma »Sofortmaßnahmen« der Kfor, da die UCK »mit blutigem Terror Kosovo albanisieren« wolle. Der Appell verhallte ungehört: Weitere vier Wochen später berichtete die »Gesellschaft für bedrohte Völker« von 90.000 geflüchteten Roma. Selbst diese seit langem anti-serbisch eingestellte Vereinigung mußte den Unterschied zur Zeit der serbischen Herrschaft im Kosovo einräumen: »Jetzt haben Roma und Aschkali keinen Platz mehr im Kosovo. Dabei hatten sich diese Minderheiten einen bescheidenen Wohlstand erarbeitet, waren fest ansässig und integriert.«

Das Schicksal der Juden erscheint auf den ersten Blick nicht so dramatisch wie das der Roma, weil ihre Gemeinschaft im Kosovo sehr viel kleiner war. Doch der albanische Mob verwirklichte, was den Nazis nicht gelang: Heute ist das Kosovo judenfrei. »Ende Juni (1999) mußten vier Generationen der Familie Prlincevic und andere Juden aus Pristina fliehen – das war fast das Ende für fünf Jahrhunderte jüdischer Siedlung im Kosovo ... Weil Herr Prlincevic und seine Familie gute Beziehungen mit Albanern hatten und albanische Nachbarn während der ethnischen Säuberungen des Kosovos durch serbische Streitkräfte beschützt hatten, glaubten sie keinen Grund zur Flucht zu haben, als sich die Serben zurückzogen. Sie glaubten auch an die Garantien der internationalen Gemeinschaft und die Versprechungen der Nato ... Aber als schwerbewaffnete albanische Paramilitärs eintrafen, offensichtlich aus Albanien, fanden sich die Juden Pristinas als Zielscheiben und Opfer ... Im April 1944 drangen albanische Faschisten auf Geheiß der Gestapo in die Wohnungen der 1500 Juden Pristinas ein und plünderten sie, die meisten wurden nach Bergen-Belsen deportiert. Die Mutter von Herrn Prlincevic, Bea Mandil, war eine der wenigen, die der Verschleppung entkam, aber ihre weitverzweigte Familie wurde im Holocaust fast ausgelöscht ... Die acht Appartments und drei Häuser ihrer großen Familie in Pristina wurden geplündert und zerstört. Jetzt lebt sie in beengten Verhältnissen in einer Belgrader Wohnung ...«, hieß es in der kanadischen Tageszeitung »The Globe and Mail« Ende August 1999.

Mittlerweile werden auch die Minderheiten gejagt, die traditionell den Serben eher feindlich gegenüberstehen. Selbst die »FAZ« mußte zum Jahresende 1999 bestürzt feststellen: »Es hat sich gezeigt, daß die Gewalt sich nicht ›verbraucht‹, wenn erst alle Serben und Roma verjagt worden sind. Sie kann sich vielmehr gegen jeden richten.« Zum Beispiel gegen Kroaten: »Während des Monats Mai (2000) führten albanische Terroristen eine Anzahl von Angriffen gegen die Kroaten des Ortes Janjevo durch, der tatsächlich unter dem Druck der Terroristen der sogenannen UCK leergefegt worden ist: Von seinen 1500 kroatischen Einwohnern blieben 350 zurück«, heißt es in einem aktuellen Memorandum der Belgrader Regierung.

Die letzte Stufe des rassistischen Extremismus ist erreicht, wenn er auch im vorher postulierten »eigenen Volk« wütet, um Verräter auszumerzen. Seit einigen Monaten trifft »die Gewalt zunehmend Albaner ... ›Es sind nicht mehr viele Serben zum Töten übrig geblieben‹, meinte dazu ein Vertreter der Unmik«, schrieb »Le Monde Diplomatique« im März 2000. Und weiter: »In vielen Dörfern richteten sich die Übergriffe gegen Funktionäre des Demokratischen Bundes von Kosovo (LDK), der Partei von ›Präsident‹ Ibrahim Rugova, die sich inzwischen verstecken müssen.« Auch die 100.000 Albaner katholischen Glaubens – gegenüber ihren eineinhalb Millionen muslimischen Landsleuten eine kleine Minderheit – stehen unter Druck; ihre Gottesdienste müssen von der Kfor geschützt werden.

Die Mafia und ihre Paten

Zu politischen Motiven gesellt sich kriminelle Profitgier – die UCK ist tief in den Handel mit Sexsklavinnen und Drogen verstrickt (vgl. KONKRET 3/1999). »Etwa hundert albanische Mädchen und junge Frauen sind laut Informationen des Zentrums für Frieden und Toleranz innerhalb eines Monats allein in der Region Pristina gekidnappt worden«, berichtete der »Spiegel« Ende Februar. Kann man sich vorstellen, daß in Hamburg-Altona oder Berlin-Kreuzberg, deren Bevölkerung etwa so groß ist wie die der Region Pristina, innerhalb von vier Wochen 100 Mädchen verschleppt werden und das den meisten Medien höchstens eine beiläufige Erwähnung wert ist?

Auch bundesdeutsche Politiker müssen ab und zu das Ausmaß der Gewalt im Kosovo beklagen, doch verweisen sie in diesem Zusammenhang auf kriminelle Elemente oder radikale Splittergruppen. Fakt ist jedoch, daß der Terror vom Nato-Partner UCK organisiert wird, weil die Entwaffnung der UCK und deren Umwandlung in ein ziviles Kosovo-Schutzkorps (TMK) vollständig fehlgeschlagen sind. »Ein Jahr nach den Nato-Luftangriffen gegen Jugoslawien: Im Kosovo blüht die Organisierte Kriminalität. Ehemalige UCK-Kämpfer handeln mit Drogen, Menschen und erpressen Schutzgelder. Die Uno scheint machtlos und blockiert ihre eigenen Ermittlungen«, faßte das »Hamburger Abendblatt« die Erfahrungen deutscher Kosovo-Polizisten zusammen. Für den Unmik-Polizisten Münich ist »TMK ... nur ein anderes Wort für Mafia«. »Wer nicht zahlt, wird mit dem Tod bedroht,« resümierte Ralf Dockenfuß vom LKA Kiel das Geschäft mit den Schutzgeldern. Besonders deprimierend ist für ihn, daß die Spitzen von Unmik und Kfor, der Franzose Bernhard Kouchner und (damals) der deutsche General Klaus Reinhardt, die Schutzgeld-Mafia um Hashim Thaci protegieren. »Auch gegen die selbsternannten UCK-Bürgermeister der Region Prizren«, so Münich, »gingen Dockenfuß und seine Kollegen vor. Mit ›offiziellen‹ Dekreten wollten die Kosovaren Bosniaken und Serben aus Häusern und Läden vertreiben. ›Das lief im Rahmen der ethnischen Säuberungen‹, sagte Dockenfuß. Immer mehr kam zusammen: illegale Gebühren für Baugenehmigungen, illegale Umbenennungen von Dörfern und Straßen. Als die Ermittler auf ein Verkündungsblatt Thacis stießen, die ›Official Gazette of Kosova‹, wurde ihnen klar, wie systematisch die Exmilizen vorgingen. Auf 38 Seiten legte Thaci einen Gesetzestext vor, der alles von der Steuer über das Kommunalwesen bis zur Nationalität regelte – komplett an der Uno, der eigentlichen Autorität in der Provinz, vorbei. Die Polizisten bündelten das Material zu einem ›vertraulichen Bericht‹ und empfahlen im Dezember 1999 eine Razzia gleichzeitig in allen Kommunen der Region Prizren. ›Die Akte wanderte ganz nach oben‹, sagt einer der Ermittler. Bis zum obersten Uno-Verwalter Bernhard Kouchner in Pristina. ›Es dauerte keine Woche, bis Kouchner mündlich verfügte, daß die Akte geschlossen werde.« Münich faßt die Macht des UCK-Bosses in einem anschaulichen Beispiel zusammen: »Von jedem Schnitzel, das ich hier esse, bekommt Thaci 50 Pfennig.«

Nach einem Dossier der International Crisis Group vom Mai 2000 ist der Terror der UCK nach deren angeblicher Demilitarisierung letzten Herbst nicht schwächer, sondern stärker geworden: »Während die Vendetta gegen die Serben und ihre ›Kollaborateure‹ anfänglich großteils spontan war – wenn UCK-Mitglieder darin verwickelt waren, so waren sie es nicht allein – , scheint in jüngster Zeit die Gewalt organisierter und mehr mit UCK-Elementen in Verbindung zu stehen. Die Gewalt gegen LDK-Mitglieder ist schwerlich anders zu erklären, als daß sie im Rahmen höherer UCK-Strukturen geplant und organisiert wird.«

Archipel Kosovo

Ende März 2000 alarmierte Sefko Alomerovic, der Präsident des Helsinki-Komitees des vorwiegend von Muslimen bewohnten serbischen Bezirks Sandschak, die Uno mit »zuverlässigen Beweisen über die Existenz von sechs Konzentrationslagern, in denen die Albaner verschleppte Bürger serbischer Nationalität gefangenhalten«. Wenn auch der Ausdruck »Konzentrationslager« falsche historische Assoziationen weckt, ist doch die Aussage selbst bestürzend genug, zumal sie von einem Mann geäußert wurde, der seit Jahren die Belgrader Regierung immer wieder wegen ihrer Menschenrechtsverletzungen attackiert hat. Gewöhnlich 50 Verschleppte sind laut Alomerovic »meist in Heizungsräumen, Garagen und Kellern von öffentlichen und privaten Gebäuden« untergebracht und werden »falls erforderlich an andere Orte gebracht«. Zuständig für die Lager sei der Chef der UCK-Geheimpolizei, Aljos Malja.

Unmik und Kfor haben die Vorwürfe des Helsinki Komitees dementiert. Allerdings hat auch das Internationale Rote Kreuz 346 Serben registriert, die von bewaffneten Albanern gekidnappt worden sind – Aufenhaltsort unbekannt.

Der Verbleib anderer serbischer Gefangener ist hingegen klar: Im Juni 2000 saßen 466 in Unmik-Gefängnissen ein, davon 43 seit elf Monaten ohne jede Anklage oder Prozeß. Im Unterschied dazu haben albanische Verbrecher nicht das mindeste zu befürchten. »Mörder kommen im Kosovo nach spätestens 72 Stunden wieder frei, weil die Kapazitäten des Gefängnisses nicht ausreichen oder die Richter sich nicht trauen, Strafen auszusprechen«, weiß Münich. Es ist unfaßbar: Kein einziges der über eintausend Tötungsdelikte seit dem Einmarsch der Nato ist bisher gesühnt – so die »Irish Times« Anfang Juli 2000.

Die Mordbilanz

Der vollständige Bankrott von Unmik und Kfor wird mittlerweile ebenso offen wie ungeniert eingestanden. Kouchners Stellvertreter, der Deutsche Tom Koenigs, verkündete im Januar 2000, daß »die Vereinten Nationen ihr 1999 erklärtes Ziel, die Schaffung eines ›multi-ethnischen Kosovo‹, von der Tagesordnung abgesetzt haben«.

Doch es geht nicht nur um den Bruch geschlossener Verträge – Multiethnizität und Zugehörigkeit der Provinz zu Jugoslawien wurden in der UN-Resolution 1244 völkerrechtlich zugesichert – , sondern für viele um das nackte Überleben: Der überwiegende Teil der nicht-albanischen Bevölkerungsgruppen ist gewaltsam aus dem Kosovo vertrieben worden. Das

UN-Flüchtlingswerk ging bereits Mitte März 2000 von mehr als 180.000 Flüchtlingen aus, das jugoslawische Rote Kreuz von 204.000, die jugoslawische Regierung von 350.000. Auch die relativ niedrigste Zahl, die des UNHCR, bedeutet, daß mehr als die Hälfte der Minderheitenbevölkerung aus dem Kosovo gejagt wurde – niemals vor dem Krieg mußte ein auch nur annähernd großer Prozentsatz der Kosovo-Albaner aus der Provinz fliehen.

Viele Hunderte entschlossen sich zu spät zur Flucht: Sie wurden erschossen, erstochen, erschlagen, verbrannt, zerfetzt. Vergleicht man die Mordstatistik des Jahres vor dem Krieg mit der des Jahres danach, erhält man ein Bild von den Resultaten des Menschenrechtsinterventionismus:

In dem Jahr vor dem Krieg, zwischen März 1998 und März 1999, wurden nach Angaben des UN-Menschenrechtsbeauftragten Jiri Dienstbier 1818 Einwohner des Kosovos getötet. Die Mehrzahl starb bei den erbitterten Gefechten zwischen der UCK und den serbischen Sicherheitskräften bis Ende September 1998. (Nota bene: In der Zeit nach dem Milosevic-Holbrook-Abkommen vom Oktober 1998 »habe die UCK mehr Kosovo-Albaner umgebracht als die Serben« – so vertrauliche Berichte von OSZE-Beobachtern, zitiert in einer ARD-Dokumentation vom 29.10.1999).

Im Jahr nach dem Krieg, zwischen dem 10. Juni 1999 und dem 4. Juni 2000, das heißt in einer Zeit ohne kriegerische Auseinandersetzung und in Anwesenheit einer angeblich »robusten« Friedenstruppe, wurden nach Angaben der jugoslawischen Regierung 1027 Menschen getötet und weitere 945 verschleppt – auch um ihr Leben muß man fürchten.

Haben Sie, liebe Leserin und lieber Leser, in diesem Jahr nach dem Kfor-Einmarsch in den Nachrichtensendungen auch nur ein einziges Mal die Begriffe gehört, mit denen Sie im Jahr vor dem Krieg bombardiert wurden – »ethnische Säuberung«, »Völkermord«, »humanitäre Katastrophe«? Ist Ihnen irgendein Prominenten-Appell bekannt, der die ermordeten Serben, Roma und Bosniaken beklagte? Eine Spendensammlung, um die Not der Flüchtlinge zu lindern? Ein Solidaritätskonzert von Künstlern, wenigstens eine Sondersendung nach der Tagesschau?

Es gab nichts davon. Nichts. The sound of silence. Ein tödliches Schweigen, nur unterbrochen von den mörderischen Lügen, die Schröder, Scharping und Fischer weiter erzählen, ohne daß ihnen jemand den Mund verbietet.

Jürgen Elsässer schrieb in KONKRET 7/2000 über den islamischen Fundamentalismus im Kosovo

Konkret 08/00, S. 18

Laura Benedict

»Bald heißt es:Revolution«

Nach den Schüssen von Dortmund und Recklinghausen reden Staatsschutz und Presse plötzlich wieder von der Möglichkeit einer Braunen Armee Fraktion. Dabei ist Rechtsterrorismus alltäglich in Deutschland – er wird nur nicht als solcher benannt, wenn nicht gerade ein Polizist im Kugelhagel eines Nazis verblutet

Rechtsterroristische Zusammenschlüsse hat es in der alten Bundesrepublik häufig gegeben. Erinnert sei an die Wehrsportgruppen mit ihren guten Verbindungen zu arabischen Terrororganisationen und verschiedenen Geheimdiensten. Kenner der Szene sind überzeugt, daß einige der ja nicht nur in Deutschland aktiven Wehrsportgruppen Filialen der in West- und Südeuropa agierenden Geheimorganisation Gladio gewesen sind, die unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg vom amerikanischen Geheimdienst als Fünfte Kolonne aufgebaut worden war. Im Falle einer Okkupation durch sowjetische Truppen sollten die neuen Gladiatoren Sabotageakte verüben und als kleine, schlagkräftige Einheiten im Hinterland/Untergrund kämpfen. Neben den Wehrsportgruppen müssen auch die diversen »Stabswachen«, Kampfgruppen, NSDAP-Zellen, speziellen Kampfsportgruppen aus dem sogenannten ATK-Bereich, die Volkssozialistische Bewegung Deutschlands/Partei der Arbeit sowie die Deutschen Aktionsgruppen zu den rechtsterroristischen Vereinigungen gezählt werden.

Aber auch in der DDR hat es in den 80er Jahren Ansätze von Rechtsterrorismus gegeben. Wehrsportgruppen bildeten sich in der Region Eberswalde-Schwedt-Frankfurt/Oder und im Cottbuser Raum. Infolge verschärfter Pression und öffentlicher Thematisierung des im Straßenbild nicht mehr zu übersehenden Rechtsextremismus nach dem Überfall auf die Berliner Zionskirche am 17. Oktober 1987 strukturierte sich die Szene innerhalb kürzester Zeit komplett um. Dezentralisierung, optisches Abtauchen in »Normaljugend« und Vernetzung führten zu einem Qualitätssprung, gekennzeichnet durch Ideologisierungsschub und rasante Militarisierung. Flächendeckend, aber ohne zentrale Führungsstrukturen, orientierte man auf Wehrertüchtigung in der paramilitärischen Gesellschaft für Sport und Technik, Dienst in der NVA, Bereitschaftspolizei, Ausbildung in den Offiziersschülerklassen der Berufsschulen. Die Bewaffnung begann; Schwarzmarktgeschäfte mit den Westtruppen der Roten Armee und Grabungen auf den ehemaligen Kriegsschauplätzen nahmen zu. Beispielhaft ist eine Gruppe von fünf jungen Rechtsextremisten, die sich so ein ansehnliches Waffenarsenal schaffen konnte: 1 Maschinenpistole Beretta, 1 Maschinenpistole MPi 38, 1 Maschinengewehr MG 42, 1 MG 43, 5 Karabiner, 600 gereinigte und geölte Infanteriepatronen, 40 Patronen, Panzerfaustköpfe, 2 Handgranaten, Bajonette, Stahlhelme, Uniformteile und weitere Ausrüstungsgegenstände. Der Übergang in den bewaffneten Kampf für einen »nationalen Sozialismus« (!) wurde durch den Kollaps der DDR gestoppt.

Wenn man die Entwicklungen der vergangenen zehn Jahre analysiert, wird deutlich, daß sich die hochfunktionalen Strukturen und Kampfformen, welche die DDR-Rechtsextremisten im nach außen und nach innen geschlossenen System entwickeln und umsetzen mußten, im deutschen Rechtsterrorismus durchgesetzt haben, obgleich man im Westen anfangs nach den Methoden der Stadtguerilla operieren wollte und die Schriften der RAF studierte.

Zu den rechten Terrorakten bundesdeutscher Provenienz zählen die Anschläge von Manfred Roeder (1982 verurteilt wegen Bildung einer terroristischen Vereinigung u. Anstiftung zu sieben Brand- und Sprengstoffanschlägen, u.a. am 21.2.80 auf das Landratsamt Esslingen, in dem eine Auschwitz-Ausstellung gezeigt wurde, auf die Janusz-Korczak-Schule in Hamburg und die Ausländeraufnahmestelle Zirndorf, Ausländerwohnheime in Leinfelden, Lörrach, Hamburg (2 Tote)), Udo Albrecht und Ekkehard Weil (1983 verurteilt wegen neun Sprengstoffanschlägen gegen österreichische Juden, jüdische Institutionen und Antifaschisten), ebenso wie das Attentat auf das Oktoberfest (1980, 13 Tote, 215 Verletzte, davon 26 zu 100 Prozent erwerbsunfähig), die tödlichen Schüsse auf einen Schweizer Zollbeamten und Polizisten (1980), der Schußwechsel im Zusammenhang mit einer »Geldbeschaffungsaktion« in München am 20.10.81, bei dem 2 Polizisten schwer verletzt und zwei Mitglieder der Volkssozialistischen Bewegung Deutschlands/Partei der Arbeit ums Leben kamen. Überhaupt die VSBD/PdA! – Banküberfälle, das riesige Waffen- und Sprengstoffdepot im Wald von Uelzen: 156 kg. Sprengstoff, 230 Sprengkörper, 2.005 Sprengkapseln, 51 Minenzünder, 17 Handflammpatronen, 26 Abfeuervorrichtungen, 50 Panzerfäuste, Strychnin, Schwefelsäure, Quecksilber, Phosphor, Zyankali, Arsen, Äther, Schwefelkohlenstoffe. Die Bundesanwaltschaft stellte das Ermittlungsverfahren ein.

1982 erschoß der NPD-Anhänger und Waffennarr Helmut Oxner in einer Nürnberger Diskothek zwei farbige US-Amerikaner und einen Ägypter. Am 14. Dezember 1982 explodierten zwei von drei Sprengsätzen in Autos von Amerikanern – Initiator der Attentate war der Rechtsterrorist Odfried Hepp, Ausführender sein Kumpan Walter Kexel. Über die Tätigkeit von Hepp für den bundesdeutschen und den DDR-Geheimdienst wird an anderer Stelle zu reden sein. Es folgen der Mord an dem jüdischen Verleger Shlomo Levin und seiner Lebensgefährtin in Erlangen durch Angehörige der Wehrsportgruppe Hoffmann, Bombenanschläge in Kassel, Anschläge auf jüdische Friedhöfe, die KZ-Gedenkstätten Flossenbürg und Bergen Belsen, Banküberfälle zur Auffrischung der Kriegskassen, hinzu kommen Waffenlagerfunde in

Höxter, Schwerte, Dortmund, Dietzenbach, Berlin-Charlottenburg, ein Brandanschlag am 7.1.84 auf eine Münchner Diskothek (1 Tote, 6 zum Teil schwer Verletzte).

Am 24.7.85 erschlugen drei Rechtsextremisten in Hamburg einen jungen Türken, fünf Monate später wird, ebenfalls in Hamburg, der 26jährige Ramazan Avci getötet. Es folgen am 28.7.86 ein Sprengstoffanschlag auf die Berliner Mauer, am 6.1.87 ein Brandanschlag auf die Asylbewerberunterkunft Gronau, am 18.7.87 Anschläge auf US-Fahrzeuge, am 30.1.88 der Überfall auf ein Asylbewerberheim in Schriesheim aus Anlaß des Jahrestags der »Machtübernahme«, am 17.11.88 der Brandanschlag auf ein Wohnhaus in Nürnberg: 3 Türken und ein Deutscher kommen ums Leben, der geplante bewaffnete Befreiungsversuch von Rudolf Hess, die Fememorde an Johannes Bügner (1981) und Roger Bornemann (1987), die Brandanschläge von Hünxe, Mölln, Solingen und Dolgenbrodt, die Pogrome von Rostock und Hoyerswerda, die Morde von Thomas Lemke, Mord und Mordversuche von Kay Diesner, die Anschläge auf die Wehrmachtsausstellung, auf Kirchen, Moscheen und die Erfurter Synagoge usw. Allein im Zeitraum von Januar 1990 bis Januar 1996 starben mindestens 121 Menschen infolge rechter Terrorakte – weit mehr als bei allen der RAF zugeschriebenen Anschlägen!

Dennoch waren die rechtsterroristischen Aktivitäten zu keinem Zeitpunkt mit den langfristig geplanten, logistisch durchorganisierten Anschlägen linker Terrorkommandos vergleichbar. Der rechte Terror operiert nicht vor dem Hintergrund einer, wie auch immer gearteten, »steuernden politischen Zentrale«. Deshalb verfehlen die gebetsmühlenartig wiederholten Erklärungen von Staatsanwaltschaften und Innenministerien über eine nicht erkennbare Kommandoebene schlicht das Thema. Der alltägliche Terror gegen verhaßte Gruppen oder Individuen (Ausländer/Aussiedler, politisch Andersdenkende, Mitglieder religiöser Gruppen und Anhänger von Jugendkulturen, Schwule, sozial Schwache, Behinderte und gelegentlich gegen die »Wessis« als Spezies) wird höchstens regional wahrgenommen, es sei denn, es fließt so viel Blut, daß die Presse Auflage wittert. Dabei ist das Ideologem von der natürlichen Ungleichheit, also der Minderwertigkeit der vorgenannten Gruppen, und damit die Rechtfertigung für die Entscheidung über wertes und unwertes Leben, über der »Volksgemeinschaft« dienende und »am Volkskörper schmarotzende« Personen inzwischen unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen in den neuen Bundesländern weitgehend etabliert. Die Enthumanisierung widerspiegelt sich in der Alltagssprache (»Ofenrohr«, »Dachpappe«, »Preßkohle« für Afrikaner) und reicht bis zum Ungeziefer-Vernichtungsgedanken (»Asseln« für sozial Schwache und »Zecken« für Linke).

»Getrennt marschieren – vereint schlagen!«

Seit einigen Jahren vollzieht sich eine Umwandlung der extremen Rechten auf zwei parallelen Ebenen: Einerseits läuft ein Dezentralisierungs- und Regionalisierungsprozeß, andererseits erfolgt ein funktionelles Splitting. Vier Strukturformen lassen sich ausmachen, die *alle* fließende Übergänge zum Rechtsterrorismus aufweisen und durch ihre jeweilige Eigenständigkeit gefährlicher sind als die seit zehn Jahren immer wieder durch die Öffentlichkeit geisternden Braune-Armee-Fraktionen (mit Hakenkreuz und Heckler & Koch im Logo) und National-Revolutionären Zellen, hinter denen oft nur das Feldgeschrei alternder Aktivisten steckt, die so den verlorenen Anschluß an den Jungsturm finden wollen. »Anti-Antifa« führt nicht zwangsläufig zu Terroranschlägen. Dagegen wurden bei *allen* vier Strukturformen schon Waffen, Sprengstoffe und -körper, Pläne für Brandanschläge und Sabotageakte sowie »Feindlisten« gefunden bzw. konnten Terroraktionen gerade noch mal verhindert werden.

Bedeutsam ist überdies eine Art »nationales Rückzugsverhalten«: Die internationalen Kontakte und Verflechtungen gehen, verglichen mit der ersten Hälfte der 90er Jahre, *massiv* zurück, die Hochzeit der Kontakte zu den dänischen und skandinavischen Gesinnungskameraden ist ebenso vorbei wie die der großen internationalen Treffen zum Hess- und Franco-Gedenken. Altfunktionäre wie Friedhelm Busse (FAP), der verstorbene Thies Christophersen, Gottfried Küssel (VAPO, Österreich), Eite Homann (ANS/Niederlande), Pedro Varela (CEDADE, Spanien), Gary Lauck (NSDAP/AO), Claude Cornilleau (PNFE), die unbelehrbare Altnazisse Florentine Rost von Tonningen (Consortium de Lebensboom, NL), Poul Knudsen (NSPD, Dänemark) und Michael Kühnen (GdNF), die einst die Knoten der Vernetzung in den Händen hielten, sind der neuen Generation von Rechtsextremisten nicht einmal namentlich bekannt. Der italienische MSI/DN ist mit Gianfranco Fini zur Alleanza Nazionale mutiert, definiert sich als »postfaschistisch«, wurde nach den Aprilwahlen 1994 in der Regierung Berlusconi ministrabel und schert sich den Deibel um teutonische Wadenbeißer. Die Verbindung zum amerikanischen Ku-Klux-Klan beschränkte sich ohnehin nur auf eine rituelle Kreuzverbrennung mit 60 Teilnehmern am 20.9.91 im Beisein von Dennis Mahon, Imperial Dragon of the White Knights of the Ku-Klux-Klan of Oklahoma and Missouri, organisiert von Carsten Sczcepanski, über dessen Zusammenarbeit mit dem Brandenburgischen Verfassungsschutz dieser Tage alle Welt staunt, die dem aufmerksamen Beobachter des Prozeßgeschehens um den Mordversuch an Steve Erenyi (1992) und den Brandanschlag in Dolgenbrodt (1995) jedoch seit Jahren klar war.

Selbst die wenigen Osteuropa-Connections haben ihre Blütezeit seit einigen Jahren hinter sich. Tschechien und Polen fungieren als Manöveraufmarschgebiet und bilden die Kulisse für Wehrertüchtigung. Der »slawische Untermensch« ist kein ebenbürtiger Partner; überdies besteht die reale Gefahr, von fanatisch-nationalistischen polnischen Skins krankenhausreif geprügelt zu werden. Rundreisen zu Altnazis in Südamerika, um Spenden für die Kriegskasse zu

akquirieren, wie sie Ingo Hasselbach während seiner aktiven NA-Zeit noch erleben durfte, gibt es nicht mehr. Die Verbindungen zu nationalen Befreiungsbewegungen (IRA, Eta), zu Palästinenserorganisationen und zur Hisbollah (kleinstes gemeinsames Vielfaches: Antisemitismus/Antizionismus) sind gekappt; der Nachwuchs hat in seinem Weltbild für rechten Internationalismus keinen Platz mehr.

An der Spitze der vierstufigen Strukturpyramide steht die *ideologische Führungsgruppe*, die konspirativ tätig und dem Charakter nach eine »Kaderorganisation« ist; die Mitgliederzahl dieser Ebene wird bewußt überschaubar klein gehalten. Nach dem Kaderprinzip arbeiteten die verbotene Nationalistische Front und ihre Ersatzorganisationen, etwa die Sozialrevolutionäre Arbeiterfront (SrA) in Brandenburg. Deren Mitglieder müssen bereit sein, »unermüdlich und diszipliniert zu arbeiten und zu kämpfen«. Das Mitteilungsblatt der SrA, der »Angriff«, ließ keine Zweifel am rechtsterroristischen Charakter der Organisation. So sollten bezeichnenderweise parallel zu spontanen »Wutattacken« wie in Hoyerswerda oder Rostock »generalstabsmäßig, bis in alle Einzelheiten geplante« Aktionen laufen, denn: »Wenn wir kämpfen, dann richtig.«

An zweiter Stelle steht die *kämpfende Truppe*. Dabei handelt es sich nicht um SA-ähnliche Formationen (Saalschützer, Schlägertrupps), wie sie im Umfeld von rechtsextremen Parteien und Verbänden traditionell angesiedelt sind. Die Aufgaben der kämpfenden Truppe bestehen aus

lder Aufstellung kadermäßig gegliederter hochmobiler Verbände,

lder Ausbildung »von sportlichen und gesunden Kameraden für den politischen Kampf auf der Straße«,

lder Planung und Durchführung von überraschend durchgeführten zentralen Aktionen mit großer Öffentlichkeitswirksamkeit, die »spontan« erscheinen.

In den Bereich der kämpfenden Truppe gehörten die Söldner, die in den 90er Jahren in Krisengebieten aktiv waren. Die Aufstellung einer deutschen Legion für die Irakis im Golfkrieg scheiterte zwar noch kurz vor dem Einsatz, aber wenig später gelang es dem neonazistischen Söldnerführer Michele Faci (»Le Loup«), deutsche Rechtsextremisten für seine 200 Mann starke Brigade innerhalb der HOS (Kroatische Verteidigungskräfte) zu rekrutieren. Die HOS war der historischen Tradition der berüchtigten Ustascha verpflichtet. Interessant, wie sich inzwischen geistige Allianzen verändert haben. Wurden damals die Kroaten unterstützt, die »ganz klar auf der Seite des weißen Europas und auch auf der Seite einer nationalen Neuordnung auf diesem Erdteil ... gegen den übermächtigen serbokommunistischen Feind stehen«, so schlägt mittlerweile das rechte Herz für Slobodan Milosevic.

Die Entwicklung der kämpfenden Truppe stagnierte in den 90ern, als die Strategie der Schaffung »befreiter Zonen« in den Vordergrund rechtsextremer Tätigkeit rückte und in völlig verballhornter Form von Medien, Sozialarbeitern und Kommunalpolitikern kolportiert wurde. Diese Darstellungen wurden wiederum erfreut von der extremen Rechten als hoch willkommene Propaganda aufgegriffen. »Befreite Zonen« aber sind *nicht* durch rechte Szene besetzte öffentliche Plätze und Räume, sondern Territorien, in denen rechte Aktivisten Alltagsprobleme und gesellschaftliche Defizite von Normalbürgern zu ihrer Handlungsmaxime erheben, Sympathieträger werden und somit reale Macht erhalten, die in einer weiteren Phase in politische Veränderungen umschlagen soll. Ab 1995/96 verzeichnete man folgerichtig einen Rückgang der Initiativen zur Schaffung kämpfender Truppen. Das gegenwärtig erneute Aufflackern hängt mit dem antikapitalistischen Kurs zusammen, den die NPD in ihrem »Hauptkampfgebiet«, den neuen Bundesländern, fährt. Ideologisches Kernstück ist der Begriff des volksbezogenen Sozialismus, der sich »gegen alle lebensfeindlichen Wirtschafts- und Gesellschaftsformen« richtet. »Nicht der arbeitende Mensch darf als Ausbeutungsobjekt für das Kapital da sein, sondern das Kapital muß der Arbeit und dem arbeitenden Menschen dienen«, heißt es.

Im Gegensatz zu diesen moderaten Äußerungen, die noch nicht die Eigentumsverhältnisse in Frage stellen, stehen sozialrevolutionär und nationalbolschewistisch ausgerichtete Gruppen, die offen die Weltrevolution predigen, der Abschaffung von Kapital und Privateigentum das Wort reden und die Schaffung »sozialistischer Volksdemokratien« anstreben. Bizarrste Vertreter sind die Anhänger der nordkoreanischen Dschudsche-Theorie. Ihr militärisches Knowhow haben sich zum Beispiel Mitglieder der Sozialrevolutionären Arbeiterfront in Nordkorea angeeignet. Die koreanische Botschaft in Berlin hat großzügig die Reise in den Fernen Osten gesponsert, inklusive einer praktischen Ausbildung in einem Armeecamp. In den Kontext des antikapitalistischen Kampfes gehören auf der kulturellen Ebene die zahlreichen Balladen und Kampflieder von rechten Songwritern und Bands, in denen zum gemeinsamen Kampf der Rechten und der Linken aufgerufen wird. Schluß mit dem »Bruderkrieg«, weg mit dem verbrecherischen System, man habe doch die gleichen Feinde: das Kapital, die Ausbeuter, die Umweltverschmutzer und AKW-Betreiber.

Anlaufpunkt für Neueinsteiger sind die in einer dritten Kategorie erfaßten *lokal verorteten feststrukturierten Gruppen*, die den mehr oder weniger legal arbeitenden Arm der »Bewegung« bilden. Sie können organisatorisch angebunden sein, müssen es aber nicht zwangsläufig. Typisch für diese dritte Kategorie sind die Unabhängigen Kameradschaften, die für die Rekrutierung verantwortlich sind und bereits Schülerinnen und Schüler ab der 8. Klasse gezielt ansprechen. Sie organisieren und strukturieren den Freizeitbereich unter dem Rubrum der nationalen Jugendarbeit, bieten

Rechtshilfeschulungen und Rechtshilfe, veranstalten Konzerte bzw. Konzert- und/oder Fußballfahrten, führen Wehrsportübungen, kleine »Manöver«, Schießwettbewerbe, Überlebenstraining durch und bereiten die Anfahrt zu überregionalen Treffen und Kundgebungen vor. Die alltägliche Arbeit ist nach dem GIPS-Prinzip (Gemeinschaft, Information, Planung, Sicherheit) strukturiert. Das heißt: »permanentes Bewußthalten der gemeinsamen politischen Zielvorstellungen, Aufbau eigener Informationskapazitäten, Organisation des Informationsflusses, Planung der Organisationsform anhand der Zielstellung der Gruppe: Politik = Partei, Kulturpflege und Bildungsvermittlung = Verein, Erziehung und Bildung der Jugend = Jugendbund. Hinzu kommen die Erarbeitung eines Sicherheitskonzeptes ausgehend von der Rechtslage, mindestens zweimal pro Jahr Rechtskundeschulung, Anerkennung der Notwendigkeit von Strategie und Taktik, dem Gegner möglichst wenig Angriffsfläche bieten – daher sollte der Aktivist überlegen, ob es wirklich nötig ist, seine politische Einstellung durch Haarschnitt, Kleidung, Aufnäher, Anstecker usw. zu dokumentieren« (zit. nach: Jürgen Riehl: *Funkenflug. Handbuch für nationale Aktivisten*,1994). In das GIPS-Prinzip gehören auch die Anti-Antifa-Aktivitäten, die in erster Linie dazu dienen, die Gruppe zusammenzuschweißen durch das Gefühl einer massiven Bedrohung von außen. Daß ihre Feindlisten zur terroristischen Handlungsgrundlage werden, ist jedoch nicht auszuschließen.

Die Unabhängigen Kameradschaften, die auf Initiative des Berliner Vereins Die Nationalen entstanden und scheinbar über einen längeren Zeitraum am Gängelband der NPD gehalten wurden, versuchen zunehmend, ihre Eigenständigkeit in Aktionen umzusetzen. Die über die Jungen Nationaldemokraten laufenden Disziplinierungsversuche sind kaum effektiv. Die neue Generation von Rechtsextremisten setzt kurioserweise damit ein Konzept um, daß eben die Jungen Nationaldemokraten bereits 1991 im Rahmen einer Strukturreform geplant hatten: die Schaffung sogenannter Regionaler Aktionsgruppen (RAG), die regional ohne Verbandsstruktur arbeiten sollten. Schwerpunkt: »die Tat und nicht das Verwalten einer kleinen Kartei«. Hinzugekommen ist der für Politik, Polizei und Verfassungsschutz gleichermaßen verstörende Gedanke des geplanten politischen Umsturzes. »Die Stärke der Bewegung liegt im organisierten Widerstand vor Ort. In jeder Stadt, in jeder Gemeinde gibt es Gleichgesinnte – Tausende Nationale leben in jedem einzelnen Bundesland. All die einzelnen Kameradschaften, gemeinsam verbunden im bundesweiten Netzwerk, sind in der Lage, die Voraussetzungen für grundlegende Veränderungen zu schaffen, die Deutschland so dringend nötig hat. Nur so kann das Blatt noch gewendet werden. Deshalb die Aufforderung an alle nationalen Aktivisten: ›Bildet Gruppen, schließt Euch zusammen.‹«

Die vierte und letzte Kategorie bilden *mobile Trupps*, die sich spontan im Umfeld einer Aktion bilden und höchstens temporär Ansätze einer Strukturierung zeigen; in der Regel handelt es sich dabei um »Trittbrettfahrer« mit rechtsextremistischen, aber diffusen politischen Zielvorstellungen. Sie können die Dynamik eines Ereignisses entscheidend beeinflussen, denn sie reagieren spontan und mit einer besonders hohen Gewaltbereitschaft, weil bei ihnen keine Hemmschwellen durch gruppenspezifische Unterordnungsverhältnisse ausgebildet sind.

Aus den vier beschriebenen Kategorien rekrutiert sich auch der Typ des deutschen Una-Bombers, der mit oder ohne aktuelle organisatorische Anbindung als lebende Bazooka unterwegs und praktisch nicht führbar ist, sich bewaffnet, nach und nach seine sozialen Kontakte abbaut und straight ahead auf sein Lebensziel zumarschiert: töten im Dienste der rechten Sache. Neben dem politischen Hauptfeind (Kommunisten) und/oder Erbfeind (Juden) stellen »Systemknechte« und »Staatsbüttel« (Justiz und Polizei) die eindeutig präferierten Opfer. Das eigene Überleben ist sekundär, meistens fühlt sich der Täter neben seinem politischen Sendungsbewußtsein einer höheren Macht (z.B. Odin) verpflichtet. Diese Persönlichkeitsstruktur, die sich eng an den von Michael Kühnen ausformulierten »Politischen Soldaten« anlehnt, findet sich bei Lemke und Diesner ebenso wie bei dem Polizistenmörder Michael Berger aus dem Ruhrpott.

Rechtsterrorismus nach dem Muster der im Untergrund operierenden RAF ist auf absehbare Zeit nicht zu erwarten; Rechtsterrorismus entwickelt sich semi-konspirativ in einem territorial begrenzten Handlungsradius aus den gewachsenen Strukturen vor dem Hintergrund und aus dem Zentrum einer anschwellenden, sich antikapitalistisch polarisierenden und je nach Strömungszugehörigkeit neonationalsozialistisch oder nationalrevolutionär ausgerichteten Bewegung, die bereits einen großen Teil der Jugend erfaßt hat und deren Denk- und Handlungsmuster sowie Imaginationen prägt. Nicht unterschätzt werden dürfen dabei allerdings zusätzlich motivierende quasireligiöse Elemente wie Heilserwartung, Chiliasmus, totale Opferbereitschaft und – Sehnsucht nach Unfreiheit.

Laura Benedict ist Autorin eines Buches über den Nazi-Terroristen Kay Diesner (»Sehnsucht nach Unfreiheit«. edition ost 1998)

Konkret 08/00, S. 22

zu Protokoll

Im ARD-Magazin PANORAMA vom 13. Juli informierte eine Reportage von John Goetz und Volker Steinhoff unter dem Titel »Grölende Nazis, hilflose Polizisten – Kapitulation am Ostseestrand« über die Neonazi-Hochburgen in Mecklenburg-Vorpommern. KONKRET dokumentiert ungekürzt

Anmoderation: Jede zweite Gewalttat an Ausländern passiert im Osten, obwohl nur jeder sechste Deutsche in Ostdeutschland wohnt. Hetzjagden auf Schwarze, zu Tode getrampelte Familienväter, erstochene Asylbewerber – Alltag. Diesen »ethnischen Säuberungen« im eigenen Land versucht zum Beispiel Mecklenburg-Vorpommern entgegenzutreten, mit »akzeptierender Jugendarbeit«, mit »kritischer Integration«, wie das genannt wird, und mit Polizei-Sondereinheiten. Es geht hier längst nicht mehr um orientierungslose Jugendliche, um Einheitsopfer und Einzelfälle. Diese meist noch jungen Menschen haben eine Orientierung, und zwar eine ganz genaue, ganz scharfe und ganz offene: gegen Ausländer, gegen Schwule, gegen Behinderte, gegen Linke und Liberale, was immer sie darunter verstehen mögen.

John Goetz und Volker Steinhoff waren mit der Polizei unterwegs.

Kommentar: Einsatz in Rostock. Die Polizisten gehören zur Einheit MAEX, das heißt Mobile Aufklärung Extremismus. Grund für die Kontrolle: die Musik mit diesem Text: »Juden, Linke und Ausländerwahlrecht« / »Wir von Macht und Ehre verachten sie« / »In den Graben hinein mit dem dreckigen Vieh«.

Zwar stellen die Jugendlichen gleich die rechtsradikale Musik ab, zeigen auch den MAEX-Polizisten ihre Ausweise, doch aus ihrer Gesinnung machen sie keinen Hehl.

Mädchen: »Die ganzen Türken und so, was wollen die hier? Die nehmen uns die ganzen Arbeitsplätze weg. Das ist unser Land.«

Interviewer: »Und wenn die einfach bleiben, was macht man dann?«

Mädchen: »Na ja, dann bombardieren oder so. Nee, echt, die haben hier nichts zu suchen.«

Mädchen: »Jeder hat doch sein eigenes Land, was wollen die denn hier?«

Interviewer: »Waren Sie jemals dabei, als ein Ausländer zusammengeschlagen wurde?«

Mädchen: »Ja, das war geil.«

Kommentar: Die MAEX-Polizisten beschlagnahmen die CDs und nehmen die Personalien auf, zur weiteren Ermittlung. Das war’s.

Nächster Einsatz der Polizisten, diesmal am Strand von Warnemünde. Andere Jugendliche, dieselben Parolen. Begeisterung für Adolf Hitler.

Interviewer: »Warum feierst du Adolf Hitlers Geburtstag?«

Jugendlicher: »Ja, das kann ich Ihnen sagen, weil ich stolz auf ihn bin.«

Interviewer: »Was ist daran, stolz zu sein, er hat Millionen von Menschen umgebracht.«

Jugendlicher: »Ja, hat er. Ich kann Ihnen auch genau sagen, warum er das gemacht hat, weil die Menschen das nicht verdient haben, weil das eine minderwertige Rasse war, die meiner Meinung nach nichts zu suchen hat hier. Und deswegen feier’ ich Adolf sein Geburtstag, weil ich stolz auf ihn bin, weil er was erreicht hat mit seinen Reden, mit allem, sein ganzes Umspringen.«

Interviewer: »Also würden Sie es genauso machen, die Ausländer hier umbringen?«

Jugendlicher: »Ich würde sie nicht umbringen, ich würde erst mal versuchen, das vernünftig zu regeln, auf meiner Basis. Und wenn das nicht klappt, ja, dann würde ich sie entweder töten oder umbringen, so sieht’s aus.«

Jugendliche: »Abschieben, und wenn sie dann nicht gehen, dann werden sie getötet, ganz einfach. Wir wollen sie abschieben, aber wenn sie nicht freiwillig gehen, dann müssen sie umgebracht werden, was wollen sie denn hier?«

Kommentar: Die Stimmung am Strand wird aggressiver. Deshalb die Anordnung: MAEX zieht sich zurück, denn wer am Strand bleibt, bestimmen die Nazis. Die Polizisten haben Angst.

Detlev Schroeder (Leiter MAEX-Einsatzgruppe): »Der Alkoholspiegel ist bei einigen von denen schon so hoch, daß wir das nicht unter Kontrolle mehr. Wenn Sie in der Gruppe sind, dann haben Sie auch Angst. Sie können ja schauen, das ist ein Potential, die haben keine Angst vor uns.«

Kommentar: Die Rechtsradikalen können angstfrei feiern, die Sondereinheit fährt weiter, zum nächsten Einsatz. Gerade mal dreißig Polizisten arbeiten für die MAEX in Mecklenburg-Vorpommern.

Ulrich Hinse koordiniert die MAEX-Polizisten. Sein Land liegt bundesweit mit an der Spitze bei fremdenfeindlichen Gewalttaten. Doch ein Ausländerfeind ist noch lange kein Rechtsradikaler, so zumindest die offizielle Erkenntnis.

Ulrich Hinse (LKA Mecklenburg-Vorpommern): »Wir haben fremdenfeindliche Straftaten, die mit einer rechtsextremistischen Gesinnung nichts zu tun haben, wo die handelnden Täter nur Fremde nicht mögen, ohne eine politische Unterlegung ihres Handelns überhaupt zu haben. Ihnen sind Fremde suspekt, sie mögen sie nicht, haben da verschiedene Argumente, die allerdings keine politische Ausrichtung haben.«

Kommentar: Einsatz am Bahnhof Rostock. Das immer wieder beschworene Motto der MAEX-Polizisten lautet: »Kritische Integration«. Diesmal geht es um das gemeinsame Engagement für einen Jugendraum. Die Rechtsradikalen treten wegen unserer Kamera nur vermummt auf.

Rechtsradikaler: »Wir haben mehrfach versucht, einen Raum zu kriegen für uns, das einzige, was wir bekommen haben, war eine Absage gewesen, weil wir halt nicht wahlberechtigt sind angeblich, weil wir Stiefel tragen, kurze Haare und unsere Einstellung so haben, und das finde ich echt zum Kotzen so was.«

Torsten Stenzel (MAEX-Einsatzgruppe): »Ja, das finde ich auch nicht so gut. Aber was hältst du davon, wenn wir beide dieses Problem angehen, also ihr und wir als MAEX versuchen, was auf der kommunalen Ebene zu erreichen?«

Rechtsradikaler: »Ich wäre damit einverstanden, wenn wir endlich mal einen Raum bekommen, und die Zusammenarbeit würde auch klappen, solange ihr uns jetzt nicht ...«

Torsten Stenzel: »Ja, super, ich denk' mal, da bleiben wir am Ball.«

Kommentar: Anteilnahme und Dialog, so wollen sich die MAEXler Ansehen verschaffen. Einer von ihnen scheint dabei ganz besonders erfolgreich zu sein. Nicht nur seine Frisur gefällt den vermummten Rechten.

André Bilicki (MAEX-Einsatzgruppe): »Kurze Haare habe ich schon länger, die trage ich zwei Jahre schon, das einzige, was dazu gekommen ist, ist die Jacke.«

Rechtsextremist: »Und wir haben gedacht, du bist ein Kamerad von uns.«

Interviewer: »Dann hört man das manchmal, oder?«

André Bilicki: »Ja, wie gesagt eben schon, manchmal kommt man dann in eine Situation, da muß man eben schon mal den Jungs die Bierdose halten.«

Rechtsextremist: »Im Endeffekt haben wir dann doch begriffen, daß er nicht so ist, wo er dann nach den Ausweisen gefragt hatte, da wußten wir denn, daß er nicht einer von uns ist. Aber Bierdosen durfte er doch schon öfters mal halten.«

Interviewer: »Da gab es die Formulierung: Man muß den Rechten dann auch schon mal das Bier halten – geht das nicht zu weit?«

Ulrich Hinse: »Ja, das geht natürlich zu weit. Ich denke, das ist auch eine sehr laxe Darstellung gewesen. Es bedeutet aber, daß man sich mit den rechten Jugendlichen auch unterhält, und in der Regel stehen sie nun einmal da und trinken ihr Bier, und man muß sich eben erst mal mit dazustellen. Das bedeutet nicht, daß man ihnen die Dose Bier festhält, aber daß man eben dabeisteht und versucht, mit ihnen in Dialog zu kommen.«

Kommentar: Die Neonazis zu überzeugen, energisch zu verfolgen, das hält diese Sondereinheit für hoffnungslos.

Torsten Stenzel: »Die MAEX ist dahingehend auch gegründet worden, um das Sicherheitsgefühl der Bevölkerung zu stärken. Also meine Aufgabe ist es nicht, den gänzlich Rechtsextremen, der in seinem Glauben gefestigt ist, umzudrehen, das schaffe ich gar nicht.«

Kommentar: Neuer Einsatz. Im staatlich finanzierten Jugendtreff Vietow bei Rostock wird gerade Adolf Hitlers Geburtstag gefeiert, wie übrigens in vielen Dörfern hier in der Gegend.

Interviewer: »Warum feiert ihr den Geburtstag von Adolf Hitler?«

Rechtsradikaler: »Weil ich stolz bin, Deutscher zu sein.«

Interviewer: »Aber was hat das mit Adolf Hitler zu tun?«

Rechtsradikaler: »Ja, ich sag' mal: Er hat viel geschafft.«

Kommentar: Hitlers Geburtstag als Familienfest. Auch die Eltern sind zum Jugendtreff gekommen. Für die MAEXler Alltag, kein Grund zum Einschreiten. Erstaunliche Erkenntnisse bei der Abfahrt.

Detlev Schroeder: »Ganz wichtig war für mich als Erkenntnis aus diesem Einsatz, daß sie sehr wohl darauf bedacht sind, nicht als Neonazis hingestellt zu werden. Sie sind rechts, das haben sie alle geäußert, sie sind stolz, Deutsche zu sein, das haben sie auch alle geäußert, aber Neonazis sind sie nicht.«

Kommentar: Keine Neonazis? Nachfrage im Jugendtreff. Zwar ist Hitlers Geburtstagsfeier vorbei, aber die Begeisterung ist geblieben.

Rechtsradikale: »Ich meine, das war ja nun nicht alles Scheiße, was Hitler gemacht hat.«

»Das ist ja das Gute an ihm, er hat das Volk ja mehr oder weniger im Griff gehabt.«

Bird Drese (Sozialarbeiter): »Ich hab' zu der Zeit auch nicht gelebt, also ich kann mir da auch nichts groß drunter vorstellen.«

Kommentar: Mittendrin ein Sozialarbeiter.

Rechtsradikaler: »Hättest du gelebt, hättest du auch mitgemacht?«

Bird Drese: »Das bringt die Zeit mit, ist ja ganz normal. Du läufst dann auch mit.«

Kommentar: Solange die Neonazis gute Laune haben und nüchtern sind, dulden sie die MAEX-Einsätze. Doch das kann sich schnell ändern. Personenkontrolle an einer Tankstelle in Krakow am See.

Torsten Stenzel: »Hast du einen Ausweis?«

Rechtsradikaler: »Klar hab' ich einen Ausweis.«

Torsten Stenzel: »Kann ich den mal sehen?«

Rechtsradikaler: »Wer berechtigt Sie dazu?«

Torsten Stenzel: »Haben Sie ihn nun mit oder nicht?«

Rechtsradikaler: »Nein, wie oft denn noch?«

Torsten Stenzel: »Ich möchte jetzt deinen Namen wissen. Also klipp und klar noch mal, letzte Aufforderung.«

Rechtsradikaler: »Erst mal möchte ich Namen und Dienstnummer von dir haben.«

Torsten Stenzel: »Mein Name ist Torsten Stenzel, ich komme von der MAEX.«

Rechtsradikaler: »Die genaue Dienstnummer.«

Torsten Stenzel: »Ich kann dir meinen zeigen, vielleicht zeigst du mir dann deinen.«

Kommentar: Langsam eskaliert die Lage. MAEX bereitet den Rückzug vor, mal wieder.

Ulrich Hinse: »Wenn eine Horde, von der Anzahl her, stark angetrunkener Jugendlicher auf zahlenmäßig stark unterlegene MAEX-Leute trifft, dann ist diese Lage nicht einfach für diese Kollegen zu bewältigen. Und daraus ergeben sich auch Angstgefühle. Es wäre vermessen zu glauben, sie hätten dann keine Angst. Aber damit müssen sie umgehen auch, mit dieser Angst, das lernen sie auch. Und das ist das, was ich eben mit taktischem Verhalten gesagt habe: Dann zieht man sich zurück, und man bekommt schon wieder die Möglichkeit, entsprechend zu agieren, wenn es der, ja, Alkoholpegel dann wieder erlaubt.«

Rechtsradikaler: »Du hast gesagt, ich bin ein mieser Penner.«

Torsten Stenzel: »Bleib mal ganz ruhig.«

Kommentar: Immerhin zeigt er noch den Ausweis, doch dann muß sich der MAEX-Polizist zurückziehen. Jetzt befehlen die Nazis wieder: Filmen verboten. Das Ende eines Polizeieinsatzes.

Abmoderation: Nur nüchterne und gerade mal gut gelaunte Neonazis lassen die Polizisten also gefahrlos an sich heran. Wenn die Demokraten aufgeben oder so weit nachgeben, dann haben nur noch Dumpfbacken das Sagen. Und das wird gefährlich, genaugenommen ist es das schon, denn zu einer demokratischen Gesellschaft gehört es eigentlich, daß sich jeder, *jeder* frei bewegen kann. Das ist in vielen Städten im Osten längst nicht mehr der Fall. Viele dieser jugendlichen Nazis fühlen sich als Herrenmenschen und genießen das sichtlich

Konkret 08/00, S. 24

Daniél Kretschmar

Z.B. Dessau

Die Bauhaus-Stadt ist keineswegs eine »national befreite Zone«, das »Bündnis gegen Rechts« wird immer breiter – und trotzdem wurde Alberto Adriano von Nazis erschlagen

Im Stadtpark von Dessau steht an der Stelle, wo am 11. Juni Alberto Adriano von drei jugendlichen Neonazis so brutal zusammengeschlagen wurde, daß er drei Tage später im Krankenhaus starb, eine kleine, bis auf eine eingravierte Rose schmucklose Stele. Davor liegen einige Blumen und Beileidskarten. An den Gedenkstein angelehnt steht ein Foto des Ermordeten. Bis heute haben die Nazis es nicht gewagt, diesen Ort des Gedenkens zu zerstören, wie sie es mehrfach in Guben getan haben. Einwohner Dessaus gehen mit ihren Hunden und Kinderwagen ihren Geschäften nach, einige verweilen ein paar Minuten an dem Gedenkstein.

Am 16. Juni, zwei Tage nach dem Tod Adrianos demonstrierten 2.000 Bürger gegen die rechtsextreme Gewalt. Auch Lokal-, Landes- und Bundesprominenz war gekommen. Der Ministerpräsident des Landes Sachsen-Anhalt, Reinhard Höppner (SPD), brachte Frustration zum Ausdruck. Er frage sich, ob es noch Sinn mache, Geld in Anti-Agressions-Programme zu stecken, wenn das Resultat solche Morde seien. Für diese Taten gebe es keine Entschuldigung: »... weder der Hinweis auf wirtschaftliche Schwierigkeiten noch psychologische Hintergründe«. Am selben Abend erinnerten 500 Menschen auf einer spontanen Antifa-Demonstration in Redebeiträgen und Sprechchören daran, daß auch die Politiker, die am Morgen noch ihre Betroffenheit zum besten gegeben hatten, den alltäglichen Rassismus mit zu verantworten haben.

All das hat jedoch wenig genützt: In derselben Woche wurden im Raum Dessau drei weitere Opfer von Nazigewalt registriert, zwei Afrikaner und ein Sonderschüler. Der Jugendliche wurde so schwer verletzt, daß er im Krankenhaus an die Herz-Lungen-Maschine angeschlossen werden mußte. Am 22. Juni schließlich ging bei der Stadtverwaltung und anderen Institutionen ein Drohbrief ein, der die inzwischen gefaßten Täter zu Märtyrern stilisiert und offen zu weiteren Morden aufruft: »Sie sind Helden der Geschichte ... Man muß und wird ihnen Denkmäler bauen. ... Es muß weiterhin so lange getreten, geschossen und getötet werden, bis die zuständigen Leute gezwungen werden, den Willen des Volkes zu vollziehen und der heißt: Ausländer raus! ... Es mögen noch viele auf seinen Weg geschickt werden!«

Die in Dessau untergebrachten Asylbewerber verlangten nach dem Mord von der Ausländerbeauftragten der Bundesregierung Marieluise Beck ihre Verlegung nach Westdeutschland. Diese Forderung ist sicher nicht das Ergebnis einer gründlichen Untersuchung der rechtsextremen Szene in Sachsen-Anhalt oder Ostdeutschland, sie ist Ausdruck alltäglicher Erfahrungen, und zwar nicht nur mit Neonazis. Einige Beispiele: »Verdachtsunabhängige Personenkontrollen« der Polizei betrafen vorzugsweise Menschen mit auffälliger (das ist: nicht weißer) Hautfarbe. Die Beamten gingen dabei sogar so weit, an öffentlichen Orten Personen bis zum Rektalbereich zu durchsuchen. Brave Bürger durften ihre rassistischen Ressentiments nur ein halbes Jahr vor dem Mord an Alberto Adriano unkommentiert per Straßenumfrage über den Lokalsender TV-Dessau verbreiten. Auf die ohnehin schon suggestive Frage, ob man sich denn überhaupt noch durch den Stadtpark trauen könne, gab es Antworten etwa dieses Niveaus: »Nein, durch die Neger und das ganze Gesindel, was da rumhängt.«. Der Sender betonte nach Protesten, daß dies noch eine der harmloseren Äußerungen gewesen sei.

Der rechte Vorstoß

In einem Strategiepapier NPD-naher Jugendkreise zur Schaffung sogenannter befreiter Zonen, das seit Mitte der 90er Jahre im Internet verbreitet wird, heißt es: »Aus militanter Sicht befinden wir uns dann in einer befreiten Zone, wenn wir nicht nur ungestört demonstrieren und Info-Stände abhalten können, sondern die Konterrevolutionäre dies genau nicht tun können. ... Wir müssen Freiräume schaffen, in denen wir faktisch die Macht ausüben, in denen wir sanktionsfähig sind ...« Die Umsetzung dieser Strategie wurde auch in Dessau versucht.

Die Jugendkultur in der Stadt war bis vor einigen Jahren eher von Linken bestimmt. Wenn ein Jugendlicher öffentlich neonazistische Symbole zeigte oder sich entsprechend artikulierte, mußte er mit Isolation oder Schmerzhafterem rechnen. Die »Freie Kameradschaft Elbe Ost«, der wichtigste rechtsextreme Sammelpunkt in der Region, brach 1992/93 völlig zusammen. Die Antifa konzentrierte sich danach in ihrer Arbeit besonders auf den Antimilitarismus und konnte selbst öffentliche Gelöbnisse der Bundeswehr verhindern.

Doch seit 1996 befindet sich die lokale Naziszene in stetigem Aufwind. Mit informellen Treffpunkten in Jugendeinrichtungen, wie dem Jugendclub »Haideburg« in der Trägerschaft des Diakonischen Werkes, bildete sich um die Band »Madkorps« ein loser Zusammenhang in der Szene. Die geschulten Kader kamen und kommen hauptsächlich aus den umliegenden Städten Bitterfeld, Wolfen und Köthen. In Köthen selber haben zwei aktive Mitglieder der dortigen »Freien Kameradschaft« sogar ein eigenes Haus gemietet, um die Kaderschulung ohne die Aufsicht der sonst üblichen Sozialarbeiter durchführen zu können. Dieses selbstorganisierte Jugendzentrum hat sich in den vergangenen Monaten zu einem wichtigen Treffpunkt der Naziszene aus der weiteren Umgebung entwickelt.

Seit etwa 1998 gibt es engere Verbindungen zwischen der Nazi- und der Hooliganszene um den Oberligisten FC Anhalt Dessau. Bei einem Spiel gegen den Fußballverein Dessau 05 kam es im April 1999 zu einem Überfall auf den eher von »Normalen« und Linken gestellten Fanblock dieses Vereins, danach mußten zwei Verletzte im Krankenhaus behandelt werden. Am selben Abend versuchten die Nazis, das Alternative Jugendzentrum der Stadt zu stürmen.

Die Köthener Kameradschaft und ihr Umfeld zeigen sich auch überregional sehr aktiv. So beteiligten sie sich im September letzten Jahres an der Organisation eines der größten einschlägigen Konzerte in Garlitz, einem Ort im Landkreis Anhalt/Zerbst. Desweiteren sind verstärkt Aktivitäten der sogenannten Anti-Antifa zu beobachten. So werden zum Beispiel bei Demonstrationen und anderen Anlässen immer wieder Antifaschisten von Personen fotografiert, die »Blood & Honour«-T-Shirts tragen. Zu den Landtagswahlen erzielte die rechtsextreme DVU des Münchner Verlegers Gerhard Frey in Dessau Wahlergebnisse im Landesdurchschnitt (elf bzw. 14 Prozent). Die geistige Verwandtschaft zwischen den DVU-Landtagsabgeordneten (inzwischen zumeist in der FPÖ-orientierten Abspaltung Freie Demokratische Volkspartei – FDVP – organisiert) und den »Freien Kameradschaften« ist unverkennbar, eine direkte Zusammenarbeit konnte aber bisher nicht nachgewiesen werden.

Seit ungefähr drei Monaten ist in Dessau eine Zunahme der tätlichen Angriffe durch Nazis zu beobachten. 26 öffentliche Auftritte von Neonazis, einige davon verbunden mit erheblicher körperlicher Gewalt, zählte daß Offene Antifaplenum seit März diesen Jahres in der Region. Die Polizei bestätigt davon etwa ein Drittel.

Der hilflose Antifaschismus

Trotz der aufgeführten Entwicklung ist Dessau – noch ? – nicht das, was das oben zitierte Papier eine »national befreite Zone im militanten Sinne« nennt. Schon bei einem Besuch in der Stadt merkt man, daß längst nicht überall rechtsradikales Outfit und Fascho-Lifestyle dominieren. Das Alternative Jugendzentrum konnte den Angriff im Frühjahr 1999 auch ohne Hilfe der Polizei erfolgreich abwehren, und die erheblichen öffentlichen Proteste haben den Vermieter des Naziobjektes in Köthen so weit in die Enge getrieben, daß er voraussichtlich den Mietvertrag im Oktober nicht verlängern wird. Spätestens seit dem Wahlerfolg der DVU hat sich das »Bündnis gegen Rechts« als Ort des Dialogs zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Kräften bewährt: Beteiligt sind neben der örtlichen PDS, dem Offenen Antifaplenum, den Gewerkschaften und den in der Flüchtlingsarbeit sehr aktiven Kirchen auch die grüne Bundestagsabgeordnete Steffi Lemke aus dem Umkreis der Parteilinken Annelie Buntenbach. Seit dem Mord am 11. Juni zeigen auch Vertreter der Stadtverwaltung wie Bürgermeister Holger Platz großes Interesse an einer Zusammenarbeit. Das kann als Erfolg im Kampf gegen das Konzept der »national befreiten Zone« gewertet werden. Das große Problem ist nur: Alberto Adriano hat es nichts genützt. Er war eher zufällig in die Arme seiner ebenfalls zufällig in Dessau anwesenden Mörder gelaufen. Die Täter befanden sich nicht in einer für sie sicheren Umgebung, einer »national befreiten Zone«, und trotzdem wollten und konnten sie morden.

Die Tatsache also, daß die rechtsradikalen Strategien nicht eins zu eins in die Realität umgesetzt werden können, schützt nicht vor einzelnen Bluttaten. Gemessen daran ist der Umstand, daß die sogenannte Zivilgesellschaft sich dem Versuch der Außerkraftsetzung ihres Rechtsgefüges durch die »Freien Kameradschaften« mehr oder minder erfolgreich widersetzt, relativ nebensächlich. Solange die rechten Organisationen die Möglichkeit haben, ihre Ideen und Gewaltphantasien zu verbreiten, wird es weitere Überfälle und Morde geben. Obwohl also die Nazis – anders als es einige ihrer Cheftheoretiker gerne zusammenphantasieren – auf absehbare Zeit keinerlei Chance haben, durch eine »nationale Revolution« die Staatsmacht zu übernehmen, kann keine Entwarnung gegeben werden. Vielmehr muß der linke Antifaschismus aufhören, bereits die Verhinderung der mittelfristigen Maximalziele der Nazis – also etwa der Schaffung »national befreiter Zonen« – als Erfolg auszugeben.

Das Dilemma besteht darin: Einerseits sind linke Antifa-Gruppen aufgrund ihrer eigenen Schwäche angesichts der dramatischen Lage gezwungen, Bündnisse mit staatstragenden Organisationen wie Kirchen, Parteien oder Gewerkschaften einzugehen. Auf der anderen Seite führt diese Bündnistätigkeit nur zu oft zu einem Abschied von grundlegender Gesellschaftskritik. Dann dümpeln Linke in Bündnissen vor sich hin, die den Rassismus nur als Ausdruck fehlender Arbeitsplätze oder Jugendclubs verklären, Wunder vom staatlichen Gewaltmonopol erwarten und – wenn das nicht klappt – zur Befriedung der Naziszene auch mal wieder ein national befreites Jugendzentrum genehmigen ...

Eine auf die Verteidigung der Zivilgesellschaft getrimmte Linke kann weitere Morde nicht verhindern und paßt auch gut ins strategische Kalkül der Nazis. In dem bereits zitierten Nazistrategiepapier heißt es zur Antifa-Bündnisarbeit: »... entlarven wir gleichzeitig die extreme Linke, ... die Autonomen und weitere Artverwandte als staatstragende Wirrköpfe. Diese werden sich nämlich in der aufkommenden Panik, die unsere auch noch so winzigen Anfangserfolge bei ihnen auslösen werden, flugs in die Arme des Staates werfen. Sie werden das System um Hilfe anbetteln, unser Verbot fordern, uns närrische Schimpfnamen andichten. Kurz, sie werden brav ihre Rolle als fünfte Kolonne in den Reihen der Opposition spielen.«

Daniél Kretschmar lebt und arbeitet in Berlin

Konkret 08/00, S. 26

Horst Pankow

Grüne Endstation

In Münster haben die Grünen ihren Selbstfindungsprozeß erfolgreich abgeschlossen

Wenn man manchmal – obwohl man es doch schon längst nicht mehr wollte – müßigen Grübeleien über die von Meister Bourdieu und seinen Jüngern verkündete Lehre der reinen Symbolhaftigkeit des uns täglich zum Durchhalten zwingenden Elends von Tausch und Macht sowie der Bedeutung von Habitus und Performanz für den Lauf der Welt sich hingibt, stößt man zwangsläufig – obwohl man auch dies längst nicht mehr wollte – auf Probleme, die zu neuen Grübeleien Anlaß geben. So ist das Verhältnis der intellektuellen Moden (also auch der Bourdieuschen Lehre; doch das wäre eine andere Erzählung) zu ihren profanen Geschwistern, die körperliche und textile Zurichtung der Mitmenschen beeinflussen, noch weitgehend unbearbeitet.

Verblüffenderweise gilt dies auch für den Bereich der politischen Repräsentanz, über den ja immerhin schon einige diesbezügliche Untersuchungen vorliegen. Über Kohls Fettleibigkeit, Schröders Havannalutscherei und Merkels gelegentlich somnambul erscheinende Absencen ist zwar auf der küchen-, kantinen- und kneipenpsychologischen Ebene oft wild und möglicherweise auch (aber: »was weiß man schon?«, Peter Handke) zutreffend spekuliert worden. Trotzdem gilt: »Was für eine andere Welt als die der Niomba Lomba, die schicke, schokoladenfarbige Studentin«, wie der »Tagesspiegel«, dessen Ideal von Weltläufigkeit sich, ungeachtet des realen Alters seiner Autoren, stets an Harald Juhnke orientiert, die mit 63,4 Prozent der Delegiertenstimmen auf dem Münsteraner Parteitag in den Parteirat der Grünen gewählte Aufsteigerin beschreibt. »Qualität, positives Lebensgefühl, das sind Selbstverständlichkeiten für sie. Selbstverständlich auch, daß sie ihre Rede daheim mit Spiegel und Tonband geübt hat.« Egal, ob dies nun der Realität oder der neidvoll-gehässigen Phantasie des alternden »Tagesspiegel«-Schreibers entspringt – es dürfte die Küchen- und Kneipenpsychologen wohl kaum in Erklärungsnotstand bringen. Dafür aber die nachgeschobene, offenbar gar nicht so rhetorisch gemeinte Frage: »Wären die Alten auf solche Ideen gekommen?«

Oh ja, das wären sie nicht nur, sie produzieren im politischen Alltag noch viel abgefahrenere Ideen und setzen sie auch um, kann die Antwort nur lauten. Werfen wir einen Blick in den Berliner Lokalteil der »Taz« vom zweiten Juliwochenende: »Seit neuestem trägt der grüne Abgeordnete Hartwig Berger wieder einen Che-Guevara-Sticker an seinem ausgeleierten Wollpullover«, heißt es da. »Das schwarz-silberne Konterfei des Guerillaführers ist eine Trotzreaktion des 68ers. ›Ich bin in den letzten Wochen so oft gefragt worden, für was die Grünen stehen‹, sagt er leicht genervt. ›Das ist meine Antwort darauf.‹« Eine wahrlich rätselhafte Antwort. Sollte der 68er etwa an die Überlegungen des Che zur marxistisch-leninistischen Partei gedacht haben, in denen es heißt: »Man kann sich kaum vorstellen, daß die Errichtung des Sozialismus durch eine Partei der bürgerlichen Klasse verwirklicht wird, durch eine Partei also, die zu einem erheblichen Teil aus Ausbeutern besteht, die nun beauftragt wären, die politische Marschrichtung der Partei festzulegen.« Nein, das ist sehr unwahrscheinlich, denn die »Taz«-Autorin traf den Mann im ausgeleierten Wollpullover auf einer »Metropolentour« des Landesvorstandes der Berliner Grünen. Mit dem »Solarwassertaxi« die Berliner Gewässer durchpflügend, brüteten die allesamt schon etwas älteren Damen und Herren über folgende brisante »Leitfragen«: »Paßt die Realität noch zum grünen Parteiprogramm? Wie muß grüne Politik auf die Umbrüche reagieren, die das neue Berlin mit sich bringt? Und wie läßt sich der Brückenschlag zu den Akteuren des neuen Berlin schlagen?« In diesem Zusammenhang scheint es wahrscheinlich, wenngleich nicht gewiß, daß Hartwig Berger von einer Guevaraschen Vision zu seiner unzeitgemäßen Stickerwahl motiviert worden war: »Die Partei der Zukunft wird identisch sein mit den Massen und von diesen die grundlegenden Ideen empfangen, die sich dann in konkreten Direktiven niederschlagen werden.«

Ebenfalls mit dem »Solarwassertaxi« auf »Metropolentour« war übrigens auch Michael Cramer, Berliner »Verkehrsexperte« (»Taz«). Er bevorzugt nicht nur wie sein Kollege Berger unkonventionelle Pullover, er teilt mit diesem auch den Hang zu aufsehenerregenden *Performanzen* bei politischen *Events.* Zum Beispiel auf dem grünen Parteitag: »In der Nacht zum Sonnabend«, berichtet die »Berliner Zeitung«, »zieht Michael Cramer zum letzten Mal seinen Anti-Atom-Pulli aus. Der Grüne aus Berlin hat ihn vor 20 Jahren selbst gestrickt und seither unzählige Male getragen. In Gorleben und in Wackersdorf ... Jetzt hat der Pulli Mottenlöcher und ist Cramer ein wenig zu eng geworden. ›Ich ziehe ihn gern aus‹, sagt er. ... Auch er gehört jetzt zur Strömung der Erfolgreichen, zum neuen großen Machtzentrum.« Falls auch dieser Weg zum Erfolg mit Che-Guevara-Ideen gepflastert sein sollte, braucht man nicht lange nach einer Inspirationsquelle zu suchen. Nicht nur die Cramersche Pullover-Nummer, der Münsteraner Parteitag selbst hätte ein berüchtigtes Bonmot aus dem Jahre 1964 zum Motto haben können: »So wie Marx die Hegelsche Dialektik auf die Füße gestellt hat, müssen wir die Technik des Kapitalismus auf die Füße stellen.«

In der Tat hatte man in Münster durch die Absegnung des »Atomkompromisses« nicht nur die unter Traditionslinken einst so beliebte Fähigkeit zur »Aneignung« allerlei als bewahrenswert unterstellter »Erbschaften« demonstriert, man hatte auch mit dem »ökologischen Grundpfeiler« der Partei eine Drehung um 180 Grad vollzogen. Ob das Resultat dieser Volte nun ein Auf-die-Füße- oder nicht vielmehr ein Auf-den-Kopf-Stellen war, wird gewiß noch einige Zeit zwischen der Partei und

den reichlich geschrumpften Reihen der AKW-Gegner strittig bleiben. Freilich spricht vieles dafür, daß diese Auseinandersetzung kaum anders verläuft als innerhalb der Grünen. Dort »waren es ausschließlich Grüne minderen Gewichts« (»FAZ«), die den »Atomkonsens« ablehnten.

Zu diesen Leichtgewichten gehört offenbar auch die heutige Fraktionsvorsitzende der Grünen im niedersächsischen Landtag, Rebecca Harms. Schon eine Woche vor dem Parteitag mahnte sie die eventuell Unzufriedenen in der »Taz« zur Disziplin: »Da hilft jetzt auch keine nachträgliche Kritik, wie zum Beispiel durch Antje Radcke. Das schadet zusätzlich dem Ansehen der Partei.« Und an die Reste der Anti-AKW-Bewegung gerichtet, formulierte die einstige Heroin des »Freien Wendland«: »Ich weiß nicht, was es der Bewegung bringen soll, Anti-Atom-Politik gegen Grüne zu machen. Gerade im Moment kommt es darauf an, sich mit den richtigen Leuten – in allen Parteien – weiter zu verbünden. ... Und ich kenne auch in jeder Partei Leute, die über Jahre Minderheitenpositionen vertreten haben. Die sind auch nicht gleich aus ihrer Partei ausgetreten. Und oft stellt sich der Erfolg dann ja auch noch ein – wie zum Beispiel bei den Positionen der SPD zu den alternativen Energien.«

Was aber um Himmels willen soll dann noch der besondere Grund sein, bei oder/und für die Grünen sich zu engagieren? Eine Frage, die auch manchen Kommentatoren der Mainstream-Presse unter den Nägeln brennt: »Wozu braucht der wählende Bürger die Grünen?« fragt die »Frankfurter Rundschau« und sinniert: »Die Antwort auf diese große Rätselfrage ist nach Münster nicht leichter geworden.« Die »Berliner Zeitung« fürchtet gar, das »neue Kapitel der Grünen-Geschichte, das in Münster aufgeschlagen wurde, könnte auch das letzte sein.« Wo die Gefahr so groß ist, aber der Gefährdete sie nicht bemerkt oder nicht bemerken will, fühlt sich auch der politische Gegner zu konstruktiven Rettungsvorschlägen veranlaßt: »Eine Chance freilich haben die Grünen noch, eine letzte vermutlich«, ruft ihnen die »FAZ« zu. »Sie müssen zurückfinden zu ihrem Image als Oppositionspartei.«

Mag sein, aber wollen sie das auch? In gewisser Weise ist der »Atomkonsens« der würdige Abschluß einer Geschichte, die mit einem anderen Konsens begonnen hatte. Als die Partei vor 21 Jahren von Anti-AKW-Aktivisten und gesellschaftlicher Isolation wie staatlicher Repression gleichermaßen überdrüssigen Linken gegründet wurde, war bereits der Wunsch nach Integration in die Gesellschaft und Anerkennung durch den Staat eine Haupttriebkraft der Akteure. Zwar wurden Gesellschaft und Staat seinerzeit noch – bedingt durch den ideologischen Einfluß maoistischer und spontaneistischer Theoreme – als Antagonisten begriffen, was genauso falsch war wie das heutige Gemälde einer demokratischen Idylle. Doch schon damals wurde die »Menschheit« als handelndes Kollektivwesen beschworen. Nicht mehr »die Klassenfrage«, sondern die »Gattungsfrage« stehe »auf der Tagesordnung«, heißt es in vielen grünen Gründungsdokumenten. Und die »Gattungsfrage« war eine um Leben und Tod. Durch die Zerstörung der natürlichen Grundlagen mittels moderner Technologien verhindere die Menschheit ihr eigenes Überleben. Als signifikanter Ausdruck des sich so vollziehenden Unheils galt die Atomenergie, sowohl in ihrer militärischen wie auch – und häufig noch mehr – in ihrer zivilen Variante.

Die Ausgestaltung dieses Szenariums mit realen Handlungsträgern erwies sich als schwierig und nahm einen häufig widersprüchlichen Verlauf. Einerseits wurden – dem Wunsch nach Konkretisierung des Abstrakten entsprechend – die »Energiekonzerne«, die »Atommafia« und der »Atomstaat« als Schurken identifiziert, andererseits begriff man aber auch die »Menschheit« mit ihrem alle politischen Lager einigenden verfehlten »Fortschrittsdenken« als Verursacher der Misere. Dieser Position zufolge war die fehlgeleitete Vernunft nicht nur verantwortlich für die Entwicklung der Atomtechnologie, sie war gleichermaßen auch die Appellationsinstanz, die es zur Umkehr zu bewegen galt. Mit der Durchsetzungsgeschichte dieser Position, markiert durch Austritte und Rauswürfe der linken Atommafia-Jäger, beginnt die Erfolgsgeschichte der heutigen Grünen.

Weil die Fähigkeiten der menschlichen Vernunft durch nichts anderes als ihre physische Grundlage begrenzt, aber auch gelenkt werden und der Wunsch nach gesellschaftlicher Integration mit zunehmendem Alter drängender wird, kann die Festschreibung der AKW-Laufzeiten auf nunmehr 32 Jahre (mit der Möglichkeit ihrer nahezu beliebigen Verlängerung durch jede neue Regierung), der Weiterbau des Endlagers Gorleben, die Fortführung der Zwischenlagerung und der Castortransporte als »Ausstieg aus der Atomenergie« begriffen werden. Ja, *begriffen* und nicht *verkauft,* wie manche – ihrem verständlichen Wunsch nach Konkretion folgend – wähnen mögen. Schließlich waren auch der Angriffskrieg gegen Jugoslawien und die Tötung von ein paar tausend Zivilisten für die meisten Grünen antifaschistische Notwehrakte, und das völkisch-rassistische Terrorregime von UCK und Nato im Kosovo gilt als humanitäre und zivilisatorische Mission. Oder man denke an die dem islamistischen Schlächter Chatami vom grünen Staatsminister Ludger Volmer zugeschriebene Rolle eines iranischen Gorbatschow. Es dürfte wohl außer Fischer kaum eine(n) Grüne(n) geben, die/der diesen Unsinn nicht wirklich glaubt.

Und so verhält es sich auch mit dem »grünen Essential« Ausstieg aus der Atomenergie, wie das folgende Beispiel zeigt: Gerade die Endlagerung atomaren Mülls wurde früher auch von den Grünen wegen der langen Halbwertzeiten des strahlenden Materials zu Recht als ein wahnwitziges Projekt, wenn nicht gar als Verbrechen auch an kommenden Generationen bezeichnet. Aber das Bewußtsein langer Halbwertzeiten muß nicht zwangsläufig zu Erschrecken, gelegentlich verbunden mit hysterischen Panikreaktionen führen, es kann auch Anlaß einer nahezu taoistischen

Gelassenheit sein: »›Wo Uran Halbwertzeiten von 20.000 Jahren hat, da können wir Grüne doch nicht über zwei Jahre streiten‹, hebt ein Delegierter zum Ja die Stimmkarte« (»FR«). Noch Fragen? Spätestens mit dem »Atomkonsens« ist das grüne Projekt auch nominell an das Ziel gelangt, das es mit der aktiven Unterstützung des Überfalls auf Jugoslawien längst real durchfahren hatte. Und das hieß von Anfang an: Heim ins Reich.

Horst Pankow schrieb in KONKRET 6/2000 über den Münsteraner Parteitag der PDS

Konkret 08/00, S. 28

Georg Fülberth

Rotgrün vor der Halbzeit

Eine Faustregel besagt, daß eine Regierung, die neu ins Amt kommt, ihre wichtigen Projekte in den ersten beiden Jahren durchbringen muß. Danach sei Wahlkampf.

Das erste Beispiel für einen schnellen Start gab Adenauer: Im September 1949 wurde er gewählt, im Dezember lancierte er die Nachricht über seine Bereitschaft zu einem »Wehrbeitrag«.

Oder Brandt und Scheel. Kaum waren sie 1969 im Amt, nahmen sie die Ostpolitik in Angriff. Im Jahr darauf waren die Verträge von Moskau und Warschau unterschrieben. Die Auseinandersetzung um deren Ratifizierung gehörte schon zum nächsten Wahlkampf.

Oder Kohl: 1982 wurde er Kanzler, 1983 setzte er den Nato-Raketen-Beschluß im Bundestag durch, seit 1984 ist das Monopol der öffentlich-rechtlichen Sender durch die privaten Anbieter gebrochen.

Prüfen wir, ob der alte Brauch – schneller Start, dann Wahlkampf – auch von der rotgrünen Koalition gepflegt wurde. Die Antwort fällt insofern schwer, als die neue Regierung zunächst nicht ein Programm hatte, sondern zwei.

Im Wahlkampf präsentierte Schröder den Unternehmer Stollmann, Finanzminister aber wurde Lafontaine. Der eine verschwand schon bei der Regierungsbildung, der andere nach vier Monaten. Letzterer nahm seine keynesianischen Berater Flassbeck und Noë mit. Zurück blieb der ewige Staatssekretär im Bundesministerium der Finanzen, Dr. Manfred Overhaus. Er erlangte dieses Amt 1993, also noch in CDU/CSU-Zeiten. Seit 1968 diente er im Bundesministerium der Finanzen in wechselnden Funktionen unter den verschiedensten Ministern: die graue Eminenz des Hauses. Nun freut er sich, in Eichel einen Musterschüler zu haben, der mit Betonung die Vorlagen seines obersten Untergebenen vorliest: niedrige Steuern, Senkung der Staatsausgaben. Waigel war weniger gelehrig. Er mußte auf eine sozialdemokratische Mehrheit im Bundestag Rücksicht nehmen, außerdem auf einen bimbesfreudigen Kanzler. Overhaus weiß: Es wird Eichels Schaden nicht sein, wenn dieser ihm gehorcht. Tatsächlich werden durch die Steuerreform ja fast alle entlastet, die ein zu versteuerndes Einkommen haben. (Die anderen interessieren nicht.) Daß die Ungleichheit zwischen oben und unten dabei zunimmt, ist der Kundschaft auf den billigeren Plätzen wahrscheinlich wirklich egal, solange sie ebenfalls ein bißchen mehr auf dem Konto hat als vorher.

Ihr Wahlversprechen, die von Kohl und Waigel verfügten Rentenkürzungen zu revidieren, hat die Regierung Schröder zunächst gehalten. Nach wenigen Monaten kam Riester mit einem neuen Programm, welches das Konzept der Vorgänger systematischer vorantreibt. Die Arbeitgeber sparen sogenannte Nebenkosten. Ihre Arbeiter und Angestellten sind darüber zufrieden, daß die Abzüge begrenzt werden: Der Bankauszug nach der Lohn- und Gehaltsüberweisung sieht nämlich jetzt freundlicher aus. Wenn sie anschließend in eine private Versicherung einzahlen, schmälert das allerdings einerseits wieder das je eigene Budget, andererseits freut sich das Assekuranz-Gewerbe. Wer mit Hilfe von Aktien spart, hat zwar dann auch ein bißchen weniger für den aktuellen Konsum, aber man fühlt sich fast schon wie ein Unternehmer, und die Anteilnahme am Rauf und Runter der Kurse mit der eigenen Beteiligung ist richtig interaktiv, ganz anders als bei den Fußballsendungen im Fernsehen. Wer zu knapp bei Kasse ist, um die Ergänzungsversicherung zu bezahlen, bekommt vielleicht einen Zuschuß vom Bund. Das ist, genau besehen, eine Subvention für die Unternehmer: Sie füllt einen Teil der Lücke, die dadurch entsteht, daß sie an den Sozialbeiträgen sparen dürfen.

Auch Trittin hatte schon einmal davon gehört, daß man das Wichtigste sofort erledigen müsse. Deshalb präsentierte er 1998 einen Vorschlag für schleunigen Ausstieg aus der industriellen Nutzung der Kernenergie. Die »Frankfurter Allgemeine Zeitung für Deutschland« mißbilligte das zwar in der Sache, verstand aber die strategische Absicht: Würden nicht schnell unumkehrbare Fakten geschaffen, dann sei jeder Beschluß, der erst realisiert werden könne, wenn es keine rotgrüne Koalition mehr gibt – und sei es erst nach mehreren Legislaturperioden – , belanglos. So ist es dann ja auch gekommen. Die 32 Jahre Laufzeit plus Chance auf Wiedervorlage entsprechen ungefähr der Lösung, welche die AKW-Betreiber sich schon immer gewünscht haben. Sie sind ja keine Atomfans, sondern haben einen betriebswirtschaftlichen Auftrag. In dessen Licht mag die Kernenergie tatsächlich nur eine Übergangstechnologie sein – man weiß es nicht. Es kömmt also darauf auf, die etwaige Ausstiegsphase möglichst lang zu strecken und die Möglichkeiten zum Wiedereinstieg offenzuhalten. Dies ist erreicht. Zwischendurch gibt es Atomstrom aus der Ukraine.

Frau Künast verweist darauf, daß die von ihr geförderte Koalition ein neues Staatsbürgerrecht auf den Weg gebracht habe. Diese Leistung bestand allerdings ebenfalls aus zwei Abschnitten. Erst sollte die automatisch verliehene doppelte Staatsbürgerschaft her. Nachdem Koch in Hessen gewonnen hatte, blieb davon nur noch ein Optionsmodell übrig: Irgendwann muß man sich entscheiden, welchen Paß man haben will. Das ist tatsächlich mehr, als vorher geboten wurde. Wenn schließlich sogar einmal ein Einwanderungsgesetz beschlossen sein sollte, wird sich allerdings zeigen, daß mit dem reformierten Staatsbürgerschaftsrecht auch die Wünsche Mayer-Vorfelders gut bedient werden: Nicht nur der VFB Stuttgart kann auf Leistungsträger mit fremd klingenden Namen nicht verzichten, sondern auch Deutschland. Das ist

Standortpolitik, gewiß. Aber wer seit Jahren verlangt, Deutschland möge sich doch wenigstens auf das Niveau einiger der klassischen bürgerlichen Demokratien begeben, wird sich jetzt nicht beschweren.

Bundesminister Fischer brachte einen eigenen Beraterstab aus erprobten Menschenrechtlern ins Amt mit. Die waren dann davon überrascht, daß sie gar nicht gebraucht wurden. Der alte Apparat zeigte ihnen in den Schubladen die wunderbaren Entwürfe, die sich dort seit den Zeiten Kaiser Wilhelms angesammelt hatten. Es sind Textbausteine, aus denen man gemeinsam die sogenannte Berliner Rede des Ministers Fischer vom Mai 2000 zusammenstellen konnte: das Mitteleuropa-Konzept des Kanzlers Bethmann Hollweg vom September 1914 zum Beispiel, jetzt natürlich nicht-annexionistisch modernisiert und ergänzt durch die Partnerschaft mit Frankreich. Auch die CDU-Abgeordneten Lamers und Schäuble hatten sich ein paar Jahre vorher schon aus diesem Vorrat bedienen dürfen.

In einer Talkrunde mit Markwort schwärmte der grüne Bundestagsabgeordnete Cem Özdemir, sein Parteifreund sei der »beste deutsche Außenminister aller Zeiten«. Einer seiner Gesprächspartner bat ihn milde, sich das historisch noch einmal zu überlegen. Der Einwand geht in Ordnung. Korrekt müßte es nämlich heißen: seit Ribbentrop. Die Versager Adenauer (auch er war ja einmal Außenminister), Brandt, Scheel, Genscher u. a. haben es zwischenzeitlich nicht mehr zu einem Angriffskrieg gebracht.

Ziehen wir Bilanz kurz vor der Halbzeit: In der Wirtschafts- und Sozialpolitik hat die jetzige Koalition für ein paar neoliberale Projekte den Durchbruch geschafft, welche schon von der Vorgänger-Regierung an den Start gebracht worden waren. Außenpolitisch sind Fischer, Scharping und Schröder dort angekommen, wo sich selbst Kohl noch nicht hingetraut hatte: irgendwo vor 1945.

Natürlich können CDU/CSU und FDP an derlei Leistungen letztlich nichts bemängeln. Deshalb spricht kaum etwas dagegen, wenn die jetzige Koalition 2002 nicht nur die Stimmen ihres eigenen Anhangs bekommt, sondern auch diejenigen der Opposition.

Georg Fülberth schrieb in KONKRET 6/2000 über den Sozialforscher Reinhard Opitz

Konkret 08/00, S. 30

Wahied Wahdathagh

Marter Allah Arten

»Einen Neuanfang nach schwieriger Zeit« strebt die rotgrüne Bundesregierung im Umgang mit dem Iran an. Die folgenden Paragraphen sind geltendes Recht im Mullah-Staat
Dokumentation

Unerlaubter Geschlechtsverkehr

Art. 90 – Vollzieht ein Mann oder eine Frau mehrmals einen unerlaubten Geschlechtsverkehr und wurde jedesmal die hadd-Strafe (Peitschenhiebe) an ihm bzw. an ihr vollstreckt, so wird er bzw. sie beim viertenmal getötet. (Die Todesstrafe ist Steinigung.)

Art. 99 – Wird der unerlaubte Geschlechtsverkehr einer Person, die verheiratet ist, durch ihr Geständnis bewiesen, so muß bei der Steinigung der religiöse Richter den ersten Stein werfen, danach erst die anderen Anwesenden. Wurde der unerlaubte Geschlechtsverkehr durch Zeugen bewiesen, so müssen zuerst die Zeugen, danach der religiöse Richter und dann die anderen Anwesenden die Steine werfen.

Art. 102 – Bei der Steinigung wird der Mann bis unter den Gürtel und die Frau bis unter die Brust in eine Grube eingegraben. Dann wird die Steinigung vollstreckt.

Art. 103 – Flieht der zur Steinigung Verurteilte aus der Grube, in die er gesteckt worden ist, so wird er, falls der unerlaubte Geschlechtsverkehr durch Zeugen bewiesen wurde, zur Vollstreckung zurückgebracht. Wurde dieser jedoch durch ein Geständnis bewiesen, so wird er nicht zurückgeholt. Erläuterung: Flieht dagegen der zur Auspeitschung Verurteilte, so wird er in jedem Fall zur Vollstreckung der hadd-Strafe zurückgeholt.

Art. 104 – Die Steine dürfen bei der Steinigung nicht so groß sein, daß die Person getötet wird, wenn sie von einem oder zwei davon getroffen wird, und auch nicht so klein, daß man sie nicht mehr als Stein ansehen kann.

Homosexualität

Art. 110 – Die Strafe für Homosexualität in der Form des Verkehrs ist die Todesstrafe. Die Tötungsart steht im Ermessen des religiösen Richters.

Art. 111 – Der homosexuelle Verkehr zieht dann die Todesstrafe nach sich, wenn der aktive und passive Täter mündig und geistig gesund sind sowie aus freiem Willen gehandelt haben.

Art. 128 – Die gerichtlichen Beweismittel der lesbischen Liebe sind dieselben wie für Homosexualität.

Art. 129 – Die Strafe für lesbische Liebe sind für jede hundert Peitschenhiebe.

Art. 130 – Die Strafe für lesbische Liebe wird gegen eine Person verhängt, die mündig und geistig gesund ist und aus freiem Willen und mit Vorsatz handelt. Erläuterung: Bei der lesbischen Liebe gibt es keinen Unterschied zwischen aktiver und passiver Teilnehmerin, ebensowenig zwischen Muslimin und Nichtmuslimin.

Art. 131 – Wurde die lesbische Liebe dreimal wiederholt und ist jedesmal eine Strafe verhängt worden, so ist die Strafe beim viertenmal die Todesstrafe.

Trinken berauschender Getränke

Art. 174 – Die Strafe für das Trinken berauschender Getränke ist für Männer und Frauen achtzig Peitschenhiebe.

Art. 175 – Wer alkoholische Getränke herstellt, beschafft, kauft, verkauft, transportiert oder anbietet, wird zu Gefängnis von sechs Monaten bis zu zwei Jahren verurteilt. Wer durch Verlockung, Bestechung und List die Mittel zu ihrem Genuß bereitstellt, gilt als Teilnehmer beim Trinken berauschender Getränke und wird zu bis zu vierundsiebzig Peitschenhieben verurteilt.

Art. 179 – Trinkt jemand mehrmals berauschende Getränke und wurde nach jedem Mal eine Strafe verhängt, so wird er beim drittenmal getötet.

Kampf gegen Gott und Verderbenstiften auf Erden

Art. 186 – Alle Mitglieder und Anhänger einer Gruppe oder organisierten Vereinigung, die einen bewaffneten Aufstand gegen die islamische Regierung durchführen, sind, solange der Kern der Gruppe besteht, Kämpfer gegen Gott, wenn sie die Position dieser Gruppe, Vereinigung oder Organisation kennen und in irgendeiner Weise tätig werden, die deren Ziele fördert, auch wenn sie nicht zum militärischen Zweig dieser Vereinigung gehören.

Art. 187 – Jeder einzelne oder jede Gruppe, die einen Plan zum Sturz der islamischen Regierung ausarbeitet und dafür Waffen oder Sprengstoffe beschafft, sowie Personen, die wissentlich und freiwillig erhebliche finanzielle Mittel, Werkzeuge und Waffen zur Verfügung stellen, sind Kämpfer gegen Gott und Verderbenstifter auf Erden.

Art. 188 – Jeder, der sich bei dem Plan zum Sturz der islamischen Regierung für eine der entscheidenden Stellen in der Umsturzregierung zur Verfügung stellt und dessen Bereitschaft bei der Durchführung des Staatsstreichs zum Tragen kommt, ist ein Kämpfer gegen Gott und ein Verderbenstifter auf Erden.

Art. 190 – Die Strafe für den Kampf gegen Gott und das Verderbenstiften auf Erden ist eine der vier folgenden:

1. Tötung;

2. Kreuzigung;

3. Abschneiden zuerst der rechten Hand und dann des linken Fußes;

4. Verbannung.

Art. 191 – Die Auswahl aus diesen vier Strafen liegt im Ermessen des Richters, sowohl wenn der Kämpfer gegen Gott eine Person getötet, verletzt oder beraubt hat als auch wenn er nichts davon getan hat.

Art. 195 – Die Kreuzigung des Kämpfers gegen Gott und Verderbenstifters auf Erden wird folgendermaßen ausgeführt: a) die Art des Anbindens darf nicht zum Tode führen; b) der Täter bleibt nicht länger als drei Tage am Kreuz hängen. Stirbt er während der drei Tage, kann man ihn abnehmen; c) lebt der Täter nach den drei Tagen noch, so darf man ihn nicht töten.

Art. 196 – Das Abschneiden der rechten Hand und des linken Fußes des Kämpfers gegen Gott geschieht in der gleichen Weise wie bei der Strafe für Diebstahl.

Diebstahl

Art. 201 – Die Strafe ist, wie im folgenden erläutert:

a) beim erstenmal Abschneiden von vier Fingern der rechten Hand des Diebes von ihrem Ansatz an, so daß ihm sechs Finger und die Handfläche verbleiben;

b) beim zweitenmal Abschneiden des linken Fußes des Diebes und zwar von unten her am Fußrist, so daß der halbe Fuß und ein Teil des Fußballens übrig bleiben;

c) beim drittenmal lebenslange Gefängnisstrafe;

d) beim viertenmal, wenn der Dieb auch im Gefängnis noch stiehlt, die Todesstrafe.

Art. 202 – Wurden die Finger der Hand des Diebes abgeschnitten und *wird nac*h Vollstreckung dieser Strafe ein weiterer Diebstahl bewiesen, den der Dieb vor der Vollstreckung der Strafe begangen hat, so wird sein linker Fuß abgeschnitten.

Vergeltung

Art. 220 – An dem Vater oder Großvater väterlicherseits, der seinen Abkömmling tötet, wird keine Vergeltung geübt, er wird nur zur Zahlung des Blutgeldes für die Tötung an die Erben des Getöteten verurteilt.

Die Höhe des Blutgeldes für eine Tötung

Art. 297 – Das Blutgeld für einen muslimischen Mann besteht in einer der sechs unten aufgeführten Sachen, die der Täter frei wählen, aber nicht kombinieren kann:

1.hundert gesunde und fehlerfreie Kamele, die nicht sehr mager sein dürfen;

2.zweihundert gesunde und fehlerfreie Kühe, die nicht sehr mager sein dürfen;

3.tausend gesunde und fehlerfreie Hammel, die nicht sehr mager sein dürfen;

4.zweihundert fehlerfreie jemenitische Gewänder;

5.tausend echte und unverfälschte geprägte Dinare von je einem gesetzlichen Meskal (Maßeinheit) Gold;

6.zehntausend echte und unverfälschte geprägte Dirhams von einem Gewicht von je sechs Zwölftel nuhud (Einheit) Silber.

Art. 301 – Das Blutgeld für eine Frau und für einen Mann ist gleich, bis der Betrag ein Drittel des vollen Blutgeldes erreicht; darüber hinaus beträgt das Blutgeld für die Verletzung einer Frau die Hälfte des Blutgeldes für die Verletzung eines Mannes.

Gesetz über die islamischen Strafen vom August 1983

Art. 87 – Wer den Staatspräsidenten, den Ministerpräsidenten oder einen Minister, einen Parlamentsabgeordneten, ein Mitglied des Wächterrates oder des Rechnungshofes oder einen der Beamten der Justiz oder der Verwaltung im Hinblick auf deren Stellung bei der Erfüllung ihrer Pflichten oder wegen derselben beleidigt, wird mit höchstens vierundsiebzig Peitschenhieben bestraft.

Art. 102 – Wer vor den Augen der Öffentlichkeit an allgemein zugänglichen Orten eine verbotene Handlung begeht, wird außer mit der Strafe für diese Handlung zu höchstens vierundsiebzig Peitschenhieben verurteilt. Frauen, die sich ohne die religionsgesetzlich vorgeschriebene Kleidung auf öffentlichen Straßen und Plätzen zeigen, werden zu einer Strafe von höchstens vierundsiebzig Peitschenhieben verurteilt.

Auszüge aus dem Strafgesetzbuch der Islamischen Republik Iran; übersetzt und eingeleitet von Dr. Silvia Tellenbach, Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Strafrecht, Berlin 1996. Zusammengestellt von Wahied Wahdathagh

Konkret 08/00, S. 32

Karl Selent

Von der Hisbollah lernen

Linke unterstützen den Djihad gegen Israel – eine aktuelle Blütenlese aus marxistisch-leninistischen und verwandten Biotopen

Bis 1989 mußte die Tageszeitung »Junge Welt« die führende Rolle der Kommunistischen Partei anerkennen. Die SED hatte dieses Prinzip, sagen wir, mit einem gewissen Nachdruck durchgesetzt. Tempi passati! Jetzt, da die »Junge Welt« die freie Wahl hat, zeigt sich, wie weise die Vorsicht der Partei war. Vor einiger Zeit schon hat das Blatt jedenfalls im Libanon einen bizarren Ersatzverein gefunden und bekräftigt seither die führende Rolle der Khomeinistischen Partei im Lande. Der »Widerstand« im Libanon werde »von der schiitischen Hisbollah«, wahlweise auch »von schiitischen Milizen und der libanesischen kommunistischen Partei geführt«, dann hinwiederum »vor allem von der schiitischen Hisbollah getragen«. Daß die »Partei Gottes« einen »Generalsekretär« und ein »Politbüro« hat, beruhigt Redaktion und Leserschaft.

Obgleich das Blatt zu berichten wußte, daß die Hisbollah »für Anschläge ... auf jüdische Kulturzentren in Argentinien verantwortlich gemacht« wird, obgleich es selbst mitgeteilt hatte, daß der deutsche Moslem Stephan Josef Smyrek für die Hisbollah einen Selbstmordanschlag »an einem viel besuchten Ort in Israel« geplant hatte und dafür zurZeit in einem israelischen Gefängnis sitzt, und obgleich ein Hisbollah-Sprecher in einem »JW«-Interview die moderne Endlösungsvariante verkünden durfte (»Unser Kampf wird weitergehen bis zur Befreiung Jerusalems«), ehrt die linke Tageszeitung die Hisbollah stur weiter als »Widerstandsorganisation« oder »Widerstandsbewegung«. Man kann den Zeitpunkt kaum erwarten, zu dem der alte-neue Chefkommentator Pirker den Hisbollah-Finanzier Iran zum neuen Vaterland der Werktätigen ausrufen wird. Dem Karl Liebknecht haben wir’s geschworen, der Annemarie Schimmel reichen wir die Hand ...

Die linke Wochenzeitung »Freitag« (zu DDR-Zeiten: »Sonntag«) folgt seit ihrer Umbenennung trotz aller sonstigen politischen Unterschiede demselben Freund-Feind-Schema. Sie kann einfach nicht begreifen, warum der französische Sozialist und Regierungschef Lionel Jospin die Angriffe der Hisbollah als »Terrorakte« bezeichnet, und fragt ungläubig, was den Mann »geritten« haben mag. Während ihr Autor Markus Bernath den Faux-pas des Franzmanns noch als »unüberlegt« abtat und beklagte, Jospin habe einen »Fehler« gemacht, ja seine ganze Reise nach Israel sei ein »verpatzter Auftritt« gewesen, war ihr wendiger Redakteur Torsten Wöhlert bereit, die Äußerung zu akzeptieren, weil sie das neue Euroland als Vermittler im Nahost-Konflikt für Israel interessant mache und so die Hegemonie der verhaßten Amerikaner in der Region endlich herausgefordert werde. Dessen ungeachtet beharrte Wöhlert selbstverständlich darauf, daß die Hisbollah weiter »Legitimität« besitze.

»Heroisch« sei der Kampf der Hisbollah gewesen, triumphierte die »Sozialistische Zeitung« (»SoZ«), das Mitteilungsblatt des Abgeordneten im Deutschen Reichstag, Winfried Wolf (PDS). Die innerlibanesischen Feinde der Hisbollah, die mit Israel alliiert waren, treffe jetzt der »gerechte Zorn« der Bevölkerung. Kein Wunder also, daß die Hälfte der SLA-Milizionäre, etwa 1.600 Männer mit ihren Familien, nach Israel flohen. Als auch 400 von ihnen nach Deutschland kommen sollten, beschwerte sich der außenpolitische Sprecher der PDS-Bundestagsfraktion, Wolfgang Gehrcke, die SLA-Kämpfer seien »im Libanon völlig diskreditiert«.

Die linke Schweizer »WochenZeitung« wiederum wollte sich nicht beschweren, sondern »von (der) Hisbollah lernen«. Zu diesem Zweck ließen sich die Schüler der »WoZ« in ihrer Zeitung von einem Parlamentsabgeordneten der arabisch-israelischen Balad-Partei unterrichten, der offenbar der Hisbollah recht nahesteht, geriet ihm doch die Lehrstunde eher zur Predigt: Der »Widerstand«, also die »Partei Gottes«, führe einen »gerechten Kampf«, schrieb Azmi Bishara. Dieser Kampf sei »legitim« und würde »klug«, ja »heroisch« geführt. Die mit Israel liierten Feinde der Hisbollah seien »Kollaborateure«. In der Zusammenarbeit der Hisbollah mit der Besatzungsmacht Syrien sah Bishara dagegen keine Kollaboration. Der »Widerstand«, abermals also die Hisbollah, habe lediglich »den syrischen Standpunkt immer mit zu berücksichtigen« gehabt.

Wie die »WoZ« gab sich auch die »UZ – Zeitung der DKP« schwer solidarisch mit den Verfolgten des Antifa-Regimes in Israel. Ein »geistiger Führer« der Hisbollah, Scheich Abdel Karim Obeid, sei seit Jahren »zu Unrecht als Geisel eingekerkert«, ereiferte sich die »UZ« zugunsten des Klerikalfaschisten. Das geplante Gesetzesvorhaben zur Verlängerung der Haft Obeids würde »nach Faschismus riechen«, wußte die Deutsche Khomeinistische Partei.

Ein weiteres linkes Zentralorgan, das »Neue Deutschland«, brachte das Foto einer palästinensischen Protestpuppe, die Israels Regierungschef darstellen sollte – auf dem Bauch ein Hakenkreuz. Kommentar des »ND«: »Ehud Barak ist für viele Palästinenser inzwischen ein Haßobjekt.« Und daß die Juden als Nazis gelten, daran seien sie selber schuld: »Baraks Politik hat diese Explosion verursacht«, titelte das »ND« direkt neben dem Bild. Ein weiteres »ND«-Photo zeigte kämpferische Kopftuchfrauen, die vor Bildern von bärtigen Hisbollah-Größen den Rückzug der Israelis bejubelten: »Libanon feiert. In Metulla ließen die Bewohner den Hisbollah-Führer Sheikh Nasrallah hochleben.«

In einem ziemlich komplizierten Konflikt, der längst nicht auf den Krieg zwischen der Hisbollah und Israel reduziert werden kann, sondern der auch aus Dutzenden bizarrer Groß- und Klein- und Sektenkriege besteht, an denen Israel gar nicht beteiligt (gewesen) ist, will ein Gutteil der deutschen Linken immer nur einen einzigen Bösewicht ausmachen. Immer ist es die Schuld Israels, wenn eine »neue Eskalationsrunde« (»JW«) eingeläutet wird. Der Judenstaat stelle »starrsinnige Vorbedingungen«, betreibe »Erpressung« mit »Herrenstatus« (»UZ«), schüre überdies »nationalistischen Massen-Fanatismus« (Radio Lora) mit »großisraelischer Orientierung« (»JW«). Dagegen steht die neue deutsche Einheitsfront der Marxisten-Khomeinisten, die intellektuelle Bodentruppe der Hisbollah.

Leider wird hierzulande die Unterstützung einer rechtsterroristischen Gruppierung nur selten polizeilich verfolgt. In Israel ist das – fast möchte man sagen: gottsei-dank – ganz anders: Gegen den »WoZ«-Interviewpartner und Hisbollah-Freund Bishara hat die israelische Polizei prompt Ermittlungen aufgenommen. Darauf trinkt der Autor ein Gläschen Yarden-Wein aus der Rothschild-Kellerei. Anbaugebiet war, ist und möge bleiben: der israelische Golan.

Karl Selent schrieb in KONKRET 7/2000 über den Rückzug Israels aus dem Südlibanon

Konkret 08/00, S. 33

Jürgen Roth

In diesem Sinne - Die kollektive Meise

Man kann sich das nicht schmierenkomödiantisch genug ausmalen: Vor der entscheidenden Fifa-Sitzung zur Vergabe der WM 2006 trommelte der korruptionserprobte Präsident Joseph »Sepp« Blatter um fünf Uhr morgens die asiatische Delegation zusammen und versuchte ihr einzuhämmern, für Südafrika zu votieren. Wenige Stunden später beschwor er die 24 Angehörigen des Gremiums, »Geschichte zu schreiben« und den europäischen Bewerbern, namentlich Deutschland, die Stimmen zu verweigern.

Daß anders entschieden wurde, hatte der neuseeländische Funktionär Charles Dempsey zu verantworten, der sich in der dritten Runde enthielt. 12:11 für Beckenbauer. »Ich finde, so etwas gehört sich nicht. Er ist davongelaufen«, polterte Blatter hinterher, und der neuseeländische Sportminister Trevor Mallard nannte das Verhalten »seines« Delegierten eine »nationale Schande«.

Gekasper und Geblödel hüben und drüben. Wie locker die schwergewichtigen oder schwer an milliardenschwerer Bürde tragenden Fifa-Herren zu neppen sind, demonstrierte das Satiremagazin »Titanic«. Am Tag vor der Wahl hatte die Redaktion ein Fax ins Zürcher Hotel der Exekutoren geschickt, verbunden mit der Bitte, das brisante Papier unter den Zimmertüren der Adressaten durchzuschieben. Ein Martin Hansen offerierte denjenigen »Geschenke«, die Deutschland den Zuschlag erteilten. Ein zweites Schreiben konkretisierte, was zu haben wäre: deutsche Wurst, Schinken und Kuckucksuhren.

Der Weltfußballverband, dieser Hort der Lauterkeit und Transparenz, kündigte prompt Ermittlungen an. Womöglich witterte der tief gedemütigte Sepp Blatter einen Moment lang die Chance, seine Niederlage auszumerzen; vielleicht fühlte man sich aber auch nur bei der eigenen Dummheit ertappt, da Fifa-Vizepräsident Jack Warner nach der Selbstenthüllung des Frankfurter Blattes von einem »absolut schlechten Scherz« faselte. Der »Titanic« jedenfalls sind keine Vorwürfe zu machen, die Redaktion handelte im knüppelharten nationalen Auftrag. »Wir wollten auf die Entscheidung zur Vergabe der WM Einfluß nehmen«, nobilitierte Chefredakteur Martin Sonnenborn den Coup.

Selten war es leichter, Satire zu lancieren. Das tröstet. Wenn schon der Finanzfußball kaum mehr Anlaß zur Freude gibt, darf man wenigstens über seine Verbandsprotagonisten lachen, für die kein Fake zu schlicht ist, als daß es ihr Schieberwesen nicht bloßstellte.

Konkret 08/00, S. 33

Gerhard Scheit

In diesem Sinne - Im Kopf des Watschenmanns

Wenn in bestimmten Ländern der EU mit richtigem Gespür Österreich der Wiederbetätigung verdächtigt wird, beinhaltet dies fast immer ein bestimmtes Ausmaß an Verlogenheit, den hauseigenen Rassismus betreffend. Solche Ambivalenzen gehen jedoch nicht in den Kopf des linken Patrioten, er sieht überall nur Identität, und so löst sich für ihn alles im neoliberalen Kurs der EU auf: »Denn noch nie in der Zweiten Republik war am Ballhausplatz eine Regierung tätig, die so bedingungslos den gesamteuropäischen Sozialabbau mitträgt ... wie diese schwarz-blaue«, schreibt Werner Pirker in der »Jungen Welt« (6.7.). Aber so schlimm wie die Macht, an die das Vaterland verraten wird, ist nicht einmal der Verräter, sondern bloß ein armer »Watschenmann«. Die österreichische Regierung ist der EU eben immer noch zu fortschrittlich: »Die EU-Oberen haben dagegen nur einzuwenden, daß dies zu langsam geschehe, daß die österreichische Budgetpolitik ‘zu wenig ambitioniert’ sei. Genau dahinter aber dürfte sich der wahre Kern der EU-Sanktionspolitik verbergen.«

Die Projektionen im patriotischen Kopf geraten offenbar ganz außer Kontrolle, wenn der Reale Sozialismus keine Grenzen mehr setzt, dafür aber der entfesselte Kapitalismus um so heftiger zuschlägt. Das Jahr 1938 dient als Projektionsfläche: Chirac ist Hitler, Haider ist Schuschnigg, und Wien wird – so Pirker – »bombardiert« (Sanktionen! und was für welche!), weil es seine »Gleichschaltung« zu langsam, nicht eifrig genug betreibt.

Das alles erscheint auf den ersten Blick wie die Phantasie eines Verfolgungswahnsinnigen. Nur hat dieser Wahnsinn, im Unterschied zum wirklichen, Methode, besser: Ideologie. Und darin klärt er über die österreichische Anti-Haider-Protestbewegung auf: Denn es ist deren fromme Lüge, daß der Widerstand gegen Sozialabbau mit dem gegen Rassismus und Antisemitismus einfach identisch sei. Solange der Kampf gegen Sozialabbau sich bedingungslos an Staat und Nation orientiert, erfolgt er – gewollt oder ungewollt – in jenen ideologischen Formen, die inhaltlich sofort zu Rassismus und Antisemitismus konkretisiert werden können. Jeder, der für seine Interessen gegen den »neoliberalen« Sozialabbau kämpft – und für sich betrachtet: mit gutem Recht – , sollte sich wenigstens bewußt werden, daß die politische Instanz, an die er sich dabei wendet, den vermißten Sozialaufbau, die vielbeschworenen »sozialen Errungenschaften«, immer nur in Formen von Ausgrenzung gewährt. Daß diese Ausgrenzung aber in Krisensituationen in Vernichtung umschlagen kann – darauf verweist wie keine andere jene Partei, die nun in Österreich regiert.

Konkret 08/00, S. 33

Eike Stedefeldt

In diesem Sinne - Diese Menschen

Wenn Neue Mitte und christliche Großsekten sich einer Minderheit annehmen und dabei von Integration und Toleranz »für diese Menschen« schwafeln, wird's »für diese Menschen« Zeit, die Gültigkeit ihres Reisepasses zu prüfen. War einst der Ausschluß von freiheitsberaubenden, charakter- und gesundheitsschädlichen Instituten wie Militär und Ehe das Glück des Perversen, macht sich Rotgrün nun daran, dies zu ändern. Schwule und Lesben dürfen überall mitmischen – jetzt soll die »Eingetragene Partnerschaft« die Heimatfront begradigen.

Was Pro und Kontra dabei einigt, ist ihre latente Homophobie. Als Margot von Renesse (SPD) den Entwurf am 7. Juli in den Bundestag einbrachte, sagte sie dem »um sich greifenden Individualismus« den Kampf an: Schluß mit freier Entfaltung der Lesben und Schwulen! Das Gesetz diene »der Stärkung von Bindung und Partnerschaft«, echote Herta Däubler-Gmelin. Die Justizministerin hatte es bei Geheimtreffen von parteinahen Schwulen-Gruppen absegnen lassen und ehekritische Vereine, allen voran Deutsche Aids-Hilfe und Lesbenring, davon ausgeschlossen. Die lehnen nämlich das ganze Konzept als undemokratisch ab. Volker Beck, Primus des vom Familienministerium gesponserten linkenfreien Lesben- und Schwulenverbandes in Deutschland, pries als »Rechtssprecher der Grünen« (»Taz«) die Schlechterstellung im Sozialrecht dank lebenslanger Abhängigkeiten. Nur: Die avisierten Einsparungen besänftigen keine Hardliner. Eiferer wie Norbert Geis (CSU) fürchten um »die überragende Stellung von Ehe und Familie« als »Keimzelle des Staates«. Die vorgesehenen Regelungen unterschieden sich durchaus von der Ehe, kuschte Beck, so bei Adoption und Einkommenssteuer. Welch apartes Gleichstellungsgesetz.

Ein Gutes hat die bigotte Chose: Die Perversen wissen endlich wieder, wo sie leben. CDU-Chefin Merkel fürchtet »einen tiefen Einschnitt in unsere gesellschaftspolitischen Grundvorstellungen«, Rita Waschbüsch vom Katholiken-ZK beschwört die »natürliche Ordnung«, CSU-Rechtssprecher Zeitlmann will den völkischen Mob mobilisieren, Johannes Dyba gibt den Goebbels und dröhnt von einem »weiteren fatalen Schritt in die Degeneration«. Für EKD-Sprecher Krüger verschwimmt »das Leitbild der Ehe als Partnerschaft verschiedener Geschlechter, die eine Familiengründung ermöglicht«, und die ach so liberale Bischöfin Jepsen »möchte alles befürworten, was diese Menschen in die gegenseitige Verantwortung und Verpflichtung bringt«.

Und was bringt »diese Menschen« in die Pflicht für Volk und Vaterland? Ein Gesetz, das exklusiv für sie gilt. Als Antithese zu den NS-Sondergesetzen für – siehe oben – »minderwertige« Elemente und gegen deren Erfassung nach Persönlichkeitsmerkmalen hatte der Alliierte Kontrollrat einst das »Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland« in Auftrag gegeben. Das letzte antihomosexuelle Sondergesetz, der Paragraph 175 StGB, war 1994 nach 123 Jahren auf Betreiben derselben Leute gestrichen worden, die jetzt mit ungleich größerem Jubel ein neues einführen.

Konkret 08/00, S. 34

Mathias Wedel

Helmut, wir sind bei Dir!

Vertrauen auf die kriminelle Energie der Mächtigen: ein Blick auf die Spendenaffäre aus der Ossi-Perspektive

Komisch ist das schon: Die meinungsführenden Blätter fragen sich und die Quotenossis, die bei ihnen ab und zu ein »Aufgespießt« oder ein »Streiflicht« oder ein »Mit spitzer Feder« abgeben dürfen, wie denn »das alles« auf die Ossis wirke. Das muß doch verheerend wirken auf die demokratisch ungefestigten, skeptischen Gemüter, wenn sie nunmehr erfahren, daß ihr geliebter Befreier und Einheitskanzler Politik nicht anders verstanden hat als ihr weniger geliebter, aber ebenso geduldig ertragener Generalsekretär Honecker! Ja, was sagen denn die dazu, die Ossis!

Man kann davon ausgehen, daß die, die das jetzt wissen wollen, genau jene »linke Medienmeute« bilden, die der Altkanzler in jedem zweiten seiner bellenden Sätze vor dem Untersuchungsausschuß entlarvt. Da sind die alten journalistischen »Verräter an der Einheit« am Werke. Die wollen jetzt vom Ostler hören, was sie vom Ostler zu hören erwarten können: Eine einzige Soße ist das, der Honecker und der Kohl; und wir sind schon wieder beschissen worden (also 40 Jahre Opfer plus 10)! Mein Gott, die Ossis!

Dabei ist es realiter selbstverständlich ganz egal, was die Ostdeutschen meinen – ob zu diesem oder einem anderen Phänomen, zum Wetter, zum Spritpreis oder der Besteuerung von Kapitaleinkünften. Sie sind als Meinungsträger längst uninteressant geworden, quantitativ (diese Landsmannschaft erledigt sich bis zum Renteneintrittsjahr 2030 selber) und qualitativ: Es gibt dort praktisch keine Intelligenz mehr, die über den regionalen Raum in den Grenzen eines Amtsbezirks hinauswirkt. Und an Stellen, wo meinungsträchtige Ossis Entscheidungen fällen könnten, sitzen sie nicht. Außerdem sind sie als Alt- und Neufaschisten sowie Altkommunisten bzw. Leute »mit Vergangenheit« ins Meinungsspektrum der Westdeutschen nicht integrierbar.

Also – was soll s. Denn natürlich sagen die Ostler nichts, rein gar nichts zur Regierungskriminalität der Kohl-Ära. Es ist absolut ruhig in den Gauen jenseits der Elbe. Nicht mal Leserbriefe in den (westgemachten) ehemaligen SED-Blättern. Eine Bevölkerung, die – vom staatskommunistischen Altkader bis zum Bürgerrechtler – ihre Revolution unter die Kampflosung »Bieten DDR – suchen D-Mark bzw. Fruchtzwerge« gestellt hat, wird sich doch jetzt nicht darüber aufregen, daß der Kanzler, der sie heimholte, dafür auf allen Wegen Geld gesammelt, gehortet und vermehrt hat! Der patriarchalische Nimbus Kohls war sogar eine Voraussetzung dafür, daß man mit kindlichem Gottvertrauen in die Einheit schlurfte: Kohl und nur Kohl – nicht etwa dem skrupulösen Lafontaine – war zuzutrauen, daß er die Ostler nicht mit Details behelligen, unter Mitbeteiligungsdruck setzen würde – alles Dinge, die Angst machen. Von ihm war zu erwarten, daß er beschaffen würde, was nötig ist und – wie schon Erich Honecker – ab und zu ein sozialpolitisches Geschenk zücken würde. Kohl war die Garantie dafür, daß man in der neuen Gesellschaft nicht etwa würde kämpfen müssen – wie die Miesmacher prophezeiten – , sondern nur zu vertrauen brauchte. Und – ist diese Rechnung nicht, wenn auch spät, irgendwie aufgegangen?

Am besten verstanden haben wir Ostler den Kanzler im Januar dieses Jahres, als Kohl, dem man illegale Geldbeschaffung 1990/91 vorwarf, sagte: »Wir standen damals im Osten mit dem Rücken zur Wand ...« Soll heißen: Grüne, SPD und vor allem SED waren drauf und dran, das Tauschgeschäft »Bevölkerung gegen Fruchtzwerge« zu vermasseln. Nein, das hat er gut gemacht! Oder hätte er uns aufgeben sollen, nur um ein windiges Parteienfinanzierungsgesetz nicht zu verletzen?

Keiner, der an dem vorweihnachtlichen Abend 1989 in Dresden dem Kanzler der BRD zuhörte (»Meine lieben Landsleute«), der ihnen durch die Blume bester »Wünsche für ein gesegnetes Weihnachtsfest« den Anschluß versprach, neben sich ein konsternierter Modrow – keiner auf diesem Platz hätte damals erwartet, daß der Mann da oben sich auch nur eine Minute lang fragt, was er darf und was er nicht darf.

Die Erfahrungen von Generationen in der DDR (und davor) haben gelehrt, daß Herrschen, und erst recht Herrschen »zum Wohle des Volkes«, nichts mit Gesetzen zu tun hat. Gesetze – das sind Normen im Straßenverkehr, Bestimmungen fürs polizeiliche Meldewesen und Strafbestimmungen für Fehlgetretene. Gesetze sind vom Staat fürs Volk gemacht; damit regelt er fürsorglich, daß es nicht Mord und Totschlag gibt zwischen den kleinen Leuten. Daß es auch ein DDR-Recht gab, das die Grenzen staatlicher Gewalt beschrieb, haben die meisten Ostdeutschen erst nach der Wende erfahren, als die Justiz sich anschickte, Eliten der DDR »nach DDR-Recht« zu verfolgen. Und eine der logischen Untiefen bei der westlichen Argumentation zur Schuld von Funktionärseliten bleibt immer die Frage: Wieso sollen die es sich denn so kompliziert gemacht haben, Gesetze zu verletzen, wenn sie selber die Gesetze gemacht haben?

Das will den Ostlern auch bei Kohl nicht in den Kopf. Hatte der Mann das denn »nötig«? War der Führer bzw. der Kanzler bzw. der Generalsekretär nicht gerade deshalb »ganz oben«, weil es da oben die saubere Luft des gesetzesfreien Raumes zu atmen gab, ohne die ein Volk bekanntlich nicht zu beherrschen ist und seine inneren und äußeren Feinde nicht niederzuhalten?

Zehn Jahre lang hatten die Ostdeutschen, redlich unterstützt von der Konrad-Adenauer-Stiftung und den Landeszentralen für politische Bildung, nun Zeit zu lernen, daß ein Staat, der »nach dem Leiterprinzip« von einem Führer betreut wird, nicht das historische Optimum darstellt. Sie haben es nicht gelernt. Dazu sitzt die Erfahrung zu tief, daß die DDR letztlich doch besser – d. h. einfacher – und vor allem länger funktioniert hat, als die Kohl-BRD. Und wenn sie Westgeld, Bananen und Neckermannreisen im Angebot gehabt hätte, hätte man sie auch gern behalten. Sie belästigte einen zwar periodisch mit dem Ansinnen, dem Generalsekretär zu huldigen, sich ständig zum Fortschritt zu bekennen und an Wehrsportübungen teilzunehmen, aber sie zwang nicht zur Kontrolle. Vertrauen reichte. Der heute herrschende Druck, die Fallstricke, Lügen, Halbwahrheiten, Beschönigungen und Verschlimmerungen aus den Mündern von Politikern und aus den Medien in emsiger privater, unbezahlter Arbeit entdecken zu müssen, ist eine Zumutung, schlimmer als die Mauer. Er macht die Ostdeutschen müde und läßt sie resignieren. Ihr moralisches Koordinatensystem, daß der Führer vor allem und zuvörderst »gut« sein müsse, ist dem nicht mehr gewachsen.

Nicht die Einhaltung der Gesetzlichkeit nämlich interessiert die Kinder der DDR an ihrem Herrscher, sondern ob er Herzensgüte hat, die Basis für Vertrauen. An Stalin und Honecker wurde nie ihre Gesetzestreue gepriesen, sondern ihre Weitsicht, Kühnheit, Klugheit, Kinderliebe, Liebe zu den Werktätigen, Friedensliebe, Sportbegeisterung und manchmal sogar ihr Humor. Gerade mit letzterem hat Kohl uns Ossis regelrecht verwöhnt. Er hatte genau den Humor, den wir verstanden. Aber auch sonst hatte er die »persönlichen Eigenschaften«, die ihn – quasi per Geburt, wie schon Stalin, Ulbricht, Honecker – zum Führer bestimmten.

Daß bei solchen Männern der Zweck die Mittel heiligt, ist doch klar – es muß nur ein moralisch guter Zweck sein. Im nachhinein wurde uns zwar mitgeteilt, dass die Zwecke bei Honecker nicht immer gute gewesen sein sollen (aber weiß man□s?) Bei Kohl waren es natürlich gute. Denn dafür hat ja die Wende stattgefunden. Daß er immer gute Zwecke verfolgt hat – bei Leuna gegen die westdeutsche Chemieindustrie, bei Panzern nach sonstwohin gegen die Terroristen – , das ist die Grundlinie der Selbstverteidigung Kohls vor dem Untersuchungsausschuß.

Dabei spielt die »Abwendung einer schweren Gefahr für Deutschland« keine geringe Rolle. Es waren verschiedene Gefahren, aber die meisten kamen von innen – Verschwörungen, Putschversuche, sich ankündigender wirtschaftlicher Schaden. Auch diese Argumentationslinie löst im Osten weder Erschrecken noch Erstaunen aus. Der Alleinherrscher konstituiert sich über die Stärke und Ruchlosigkeit seiner inneren Feinde. Mal sind das jüdische Ärzte, die ihm an die Niere wollen – wie bei Stalin – , mal die vier Jahreszeiten – wie bei Honecker – oder Biedenkopf, Geißler und andere kommunistische Mitläufer, wie bei Kohl. Einen ordentlichen inneren Feind zu haben, das ist das gute Recht jedes Führers, weiß man in Ostdeutschland. Da soll man ihm nicht reinreden.

Und von wegen Bestechung. Abwegig! Der moralisch gute Staatenlenker denkt nämlich an sich selbst zuletzt. Hitler hatte nicht einmal ein eigenes Auto, Stalin schlief im Büro, und Honecker hockte in dem lächerlichen Bungalow in Wandlitz (obwohl, er hatte auch Schwächen, der Erich!). Und Kohl? Der Mann war sauber.

Eine gewisse Eitelkeit und Ruhmsucht kam auf seine alten Tage bei ihm auf. Wie auch bei Honecker, der aber den Personenkult, den seine feige Clique um ihn herum inszenierte, nicht geschätzt haben soll. Und wie Honecker vor Gericht, knallt Kohl vollends durch, wenn man ihm sein historisches Werk streitig machen will. Da verlangt er plötzlich, mit Doktor angeredet zu werden und schreit: »Ich bin doch wer!« Und natürlich sieht er plötzlich auch mehr Feinde, als er zeitlebens hatte – »Hauptagenten Heiner Geißlers«, »Verfassungsfeinde«, »die Medienverschwörung« usw. Das ist peinlich, strafbar ist es nicht. Honecker imaginierte vor Gericht in Moabit vor allem die Heerscharen von »Feinden des Weltfriedens und der Völkerverständigung«, die sich mit Lüge und Fälschung über seine Lebensleistung hermachten.

Schließlich: die Spendernamen! Die will Kohl nicht nennen. Und die Aufregung darüber im Westen (und in den Medien des Westens) zeigt nur, daß Ostler und Westler in zwei verschiedenen Zivilisationen leben. Natürlich nennt er sie nicht. Denn es gibt eine höhere Wahrheit als die des Gesetzes. Sie heißt »Die Partei, die Partei, die hat immer recht«. Und der Vorsitzende an ihrer Spitze. Und seine alten Genossen bzw. alten Kameraden verrät man nicht, die kann man »nicht an den Galgen liefern« (Kohl). Denn das sind die Helfer in der schlimmsten Not, z. B. wenn plötzlich eine Wende, eine Revolution oder auch nur ein Regierungswechsel ausbricht. Wenn Kohl nun wirklich noch die Spendernamen nennen sollte, dann hätten wir Ossis uns verdammt in ihm getäuscht. Dann hätte er nicht einmal die »Treue zur Sache« bewiesen, die Honecker mit ins Grab genommen hat.

Letzte Frage, liebe ostdeutsche Mitschwestern und -brüder: Durfte Helmut Kohl etwa auch alle ihn belastenden Akten vernichten lassen? Antwort: Akten? Hätten wir das damals nur mal auch getan!

Natürlich gibt es auch im Osten sone und solche. Der westkompatible Scherzkeks Brussig (Vorname schon vergessen) quält sich auf einer vollbeschriebenen »Stern«-Seite mit seinen Sorgen um die Demokratie. Und wie »Vertrauen in die Demokratie Schaden nimmt«! Und daß es Kohl, mein Gott, mit der Demokratie nicht so genau genommen hat! Sorgen hat der Mann – und übles Deutsch. Da muß ich mich und meine Landsleute in Schutz nehmen: So naiv, daß wir auf die Demokratie hoffen, sind wir nun doch nicht mehr. (Angeblich ist ja die Weise, wie die Kohl-Infamie aufgedeckt wird, ein

Indiz für die »Selbstheilungskräfte der Demokratie«. Wer das auch dann noch behaupten wird, wenn die Ergebnisse des Untersuchungsausschusses vorliegen, der sollte stillschweigend weggeschlossen werden.)

Nein, wir Ostler vertrauen darauf, daß die Mächtigen Verbrecher sind. Aber moralisch sauber müssen sie sein. Wir nennen sie allerdings nicht Verbrecher, sondern augenzwinkernd »Schlitzohr«, das ist nicht so frontal. Schröder, noch mehr Fischer, Trittin und Schily sind selbstverständlich »Schlitzohren«. Es ist nur noch nichts rausgekommen. Aber daß Korruption, Intrigen, Erpressung, Durchstecherei und Unterschleif usw. zum staatsmännischen Instrumentarium in einem funktionierenden Gemeinwesen gehören, das steht außer Frage.

Es gilt zudem der Umkehrschluß: Wenn die Herren keine Ganoven sind – wie sind sie dann geworden, was sie sind? Mit ostdeutscher Redlichkeit, Bescheidenheit, Opferfähigkeit und Dummheit allein kann man zwar vielleicht »das ehrliche Mädchen« bei der CDU, aber doch nicht Kanzler werden.

Mathias Wedel schrieb in KONKRET 2/2000 über Bücher zum 10. Jahrestag des Mauerfalls

Konkret 08/00, S. 36

Kay Sokolowsky

Buch des Monats

Peter Biskind: Easy Riders, Raging Bulls. Wie die Sex&Drugs&Rock'n'Roll-Generation Hollywood rettete. Rogner & Bernhard bei Zweitausendeins, Frankfurt a. M. 2000, 850 Seiten, 49 Mark

Der letzte mythische Ort der Welt, die Stätte, wo Götter erschaffen und zermalmt werden, das magische Königreich all der Sehnsüchte und Träume, die der Kapitalismus seinen Insassen noch gewährt: Babel, Tinseltown, *Hollywood* hat einmal, so lange ist das noch gar nicht her, eine Zeit gehabt, da schien es sich selber abschaffen zu wollen. Von diesen aufregenden Jahren, den geistreichsten, die der seltsame Flecken je erlebte, berichtet Peter Biskinds kolossale Chronik *Easy Rider, Raging Bulls*.

»Einige meiner Freunde sagten, die Siebziger seien das letzte goldene Zeitalter gewesen. Ich fragte: ›Wie meint ihr das?‹ Und darauf antworteten sie: ›Na, damals gab es all diese tollen Regisseure, die einen Filmnach dem anderen drehten. Damals gab es Altman, Coppola, Spielberg, Lucas ...‹« Diese selbstironische Anekdote eines Regisseurs, der dabei war *und* überlebt hat *und* als einziger aus seiner Generation das Genie geblieben ist, das er in jenen großen Jahren war, gibt den Ton vor für das zitat-, klatsch- und tratschgeschwängerte Buch; aller Ruhm und alles Elend der versunkenen Epoche steckt in dem Mot Martin Scorseses. Tatsächlich hat das Hollywood-Kino damals mehr bemerkenswerte Spielfilme produziert als in allen Jahrzehnten davor und danach, und wirklich stehen die meisten Protagonisten jener Tage heute in dem Schatten, den sie selber werfen.

Nicht, daß sie ihr Handwerk inzwischen schlechter beherrschten als vor zwanzig Jahren. Aber man hat ihnen den Saft abgedreht. Eine Dekade lang wurden sie nicht nur von der Kritik, sondern ebenso von den Studios hofiert, kein Wunsch blieb unerfüllt, keine Extravaganz ein Hirngespinst, und noch ihre aberwitzigsten Projekte wurden gehandelt wie eine Offenbarung – oder wenigstens wie ein Versprechen darauf. Die Siebziger waren in Hollywood das Jahrzehnt der Regisseure, das einzige, das ihresgleichen dort je gegönnt worden ist. Vorher, mochten sie auch Genies gewesen sein, nichts weiter als Angestellte, deren Namen nur die beflissenen Kinogänger kannten, heute, wenn sie gut sind, wiederum gut allenfalls für einen Geheimtip, durften sie sich damals fühlen und aufführen wie echte Stars. Glanz, Hybris und Sturz – Biskind schildert die Heldenlegenden des »New Hollywood« mit dem grimmigen Blick des Chronisten, der schon weiß, wohin die Reise gehen wird (was ihn leider manchmal verführt, den Höllenfahrten seines Personals mehr Aufmerksamkeit zu widmen als ihren künstlerischen Leistungen). »Es war«, meint Mardik Martin, Drehbuchautor u. a. von »Hexenkessel« (1973), »die Autorentheorie, die all diesen Leuten zum Verhängnis wurde. Nach ein oder zwei Filmen machten ihnen die Zeitschriften weis, sie seien Genies und könnten alles tun. Und da schnappten sie völlig über. Sie hielten sich für Gott.«

Als die nachmals sogenannten »Movie brats« Mitte der Sechziger aus den Filmhochschulen kamen, die Feuerköpfe voll mit den narzißtischen Bildern des europäischen und den extrovertierten Geschichten des amerikanischen Kinos, erwartete sie ein Hollywood, das am Ende war. Sie rüttelten an den Studiotoren, aber die steinalten Patriarchen ließen sie nicht ein, eingekapselt in ihre Vorstellungen von »Entertainment«, versteinert wie die Genreklischees, welche sie selbst einst erfunden hatten. »Doch die aus der Ferne so uneinnehmbar wirkenden Studios hatten seit Ende der vierziger Jahre von innen zu verfaulen begonnen ... Die alten Männer ... hatten keinen Draht zu dem riesigen Publikum aus Baby-Boomern, das in den sechziger Jahren erwachsen wurde ... ›Die Filmindustrie steckte so tief in der Scheiße wie noch nie zuvor in ihrer Geschichte‹, sagt (der Paramount-Produzent Peter) Bart. ›Sie pfiff buchstäblich auf dem letzten Loch.‹« (Biskind)

Der erste Spielfilm, der gegen die Greise und ihre mottenzerfressene Konfektionsware Front machte, hieß »Bonnie und Clyde« (1967). Jack Warner, König des gleichnamigen verantwortlichen Studios, damals bereits 75 Jahre alt, sah sich den Rohschnitt des kruden, eingebildeten, unerhörten Werks an und fragte anschließend: »Was zum Teufel ist das eben gewesen?« Warren Beatty, ausführender Produzent und Hauptdarsteller, antwortete behutsam: »Also, Jack, dieser Film ist im Grunde eine Hommage an die Gangsterfilme, die Warner Brothers in den dreißiger Jahren produziert hat.« – »Was zum Teufel«, schnarrte Warner, »ist eine Hommage?« Er schien freilich gemerkt zu haben, daß er mit dieser Generation von Filmemachern weder mithalten konnte noch wollte, verkaufte seine Anteile und überließ den Laden Kenny Hyman, einem Mann, der sogleich und öffentlich gelobte, den Regisseuren größeren Einfluß auf Produktion und Final cut zu gewähren.

Ähnliches, obschon weniger symbolisch, spielte sich in allen Major studios Hollywoods ab. Die uralte Garde trat ab, und ihre Nachfolger wußten, daß Hollywood nicht zu retten wäre mit den alten Rezepten, sondern allein von Leuten, die für jeden Film ihr ganzes Leben in die Waagschale warfen, die bereit waren, sich für die Gestaltung ihrer Visionen buchstäblich zu ruinieren. Daß diese egomanen Filmbesessenen gleichfalls keine Scheu kennen würden, ganze Studios mit über die Klinge springen zu lassen, deutete sich früh genug an. Vorerst jedoch blendeten die »Wunderkinder« (von denen kaum eines jünger als dreißig war) mit sagenhaften Kassenerfolgen. 300 Millionen Dollar Einspielergebnis – wie bei »Der Pate« (1972) – ersticken jeden Einwand gegen Extravaganzen und Größenwahn eines Regisseurs im Keim.

»Bonnie und Clyde« spielte das Präludium zum New Hollywood; den ersten Akt eröffnete »Easy Rider« (1969). Ein Film mit einem Witz von Handlung und Dramaturgie, nur Haltung, Pose, philosophische Platitüden, schlechte Bildführung, grauenhafte Montage und Unmengen illegaler Drogen – vor und hinter der Kamera. Aber eben auch ein Stück, dessen Regisseur, Dennis Hopper, seine psychischen Verwerfungen und Verwüstungen so selbstbewußt und -mitleidig ausstellte, daß eine Generation der Möchtegern-Revolutionäre, die von 68 nämlich, sich inniglich verstanden fühlte und nur mehr danach strebte, so »herrlich kaputt« zu sein wie dieser langhaarige Typ auf seiner Harley. (»Man kann sagen, daß ich für das Kokainproblem in den Vereinigten Staaten verantwortlich bin«, prahlt Hopper heute und übertreibt damit nur wenig.)

Unter all den Maniacs und Solipsisten, die Biskind aufmarschieren läßt, ist Hopper der Manischste und Weggetretenste. Niemand offenbar, der ihn nicht gehaßt hätte, und zwar meistens mit Grund. Keiner freilich haßte ihn so sehr wie John Wayne, der den Helden aller Hippies für jeden staatsfeindlichen Umtrieb in den USA verantwortlich machte. Eines Tages stürmte Wayne, einen 45er Colt am Gürtel, aufs Paramount-Gelände und brüllte: »Wo steckt dieses Kommunistenschwein Hopper? Dieser gottverdammte Eldridge Cleaver ist drüben in der UCLA und sagt in Gegenwart meiner süßen Töchter □Scheiße□ und □Schwanzlutscher□. Ich werde mir diesen roten Bastard vorknöpfen! Wo hat sich der verdammte Schweinehund verkrochen?« Hopper überlebte, weil er sich im Wohnwagen eines Kollegen versteckte.

Waynes Tobsuchtsanfall traf den Falschen nicht – wenngleich es mit den politischen Ambitionen Hoppers kaum weiter her war als mit seinem Regietalent. Ansonsten jedoch hatte der wilde Kerl alle Abreibungen gründlich verdient. Ständig unter Strom, wirr daherredend, intrigierend, lügend, seine Ehefrauen wie Sklavinnen haltend und quälend, bot er genau jenes männliche Rollenmodell, das sich im Kern von dem der Väter zwar überhaupt nicht unterschied, doch gepanzert war mit Schlagstockworten wie »sexuelle Befreiung« oder »Selbstverwirklichung«. Die Männer, die den amerikanischen Film retteten, indem sie das Korsett seiner Phrasen und Konventionen geradezu sprengten, waren privat durchweg ein Haufen pompöser und misogyner Arschlöcher. Bert Schneider z. B., der Produzent von »Easy Rider«, führte Strichlisten über die Starlets, die er täglich flachlegte. Hal Ashby, der Schöpfer von »Harold und Maude« (1972), lebte immer nur so lange mit einer Frau zusammen, bis sein neuester Film beendet war, dann setzte er sie vor die Tür, wortlos. Peter Bogdanovich, der frühreife Meister von »Die letzte Vorstellung« (1971), vögelte vor den Augen seiner Ehefrau, der er die besten Ideen zu seinem Film verdankt hatte, mit der blutjungen Hauptdarstellerin Cybill Shepherd herum. Und Francis Ford Coppola, einer der größten Künstler, die der US-Film je hervorgebracht hat, nutzte die endlosen Dreharbeiten von »Apocalypse Now« (1979) nicht nur zu einer irrwitzigen Vergeudung von Geld und Zelluloid, sondern auch dazu, zwei Playmates, die er als Komparsinnen engagiert hatte, ins Bett zu kriegen – während seine Ehefrau verzweifelt versuchte, das gigantische Scheitern des Projekts zu verhindern. Die sehr wenigen sympathischen Menschen, die bei Biskind vorkommen, sind durchweg weiblich. Die geilen Siebziger von Beverly Hills waren, Andrea Dworkin läßt grüßen, ein reiner Schwanzträgerfasching.

Easy Riders erlöst all jene, die seit Kenneth Angers *Hollywood Babylon* auf ein neues Pandämonium aus dem Drogen-, Sex- und Vanitasinferno der Stadt der Illusionen gewartet haben. Es wird hier geklatscht, geflucht, enthüllt, gelogen ohne Pause, man macht reinen Tisch, begleicht alte Rechnungen, legt schlechtes Zeugnis ab wider jeglichen Nächsten, und wir sitzen feixend unter dem Beichtstuhl. Aberhundert Interviews hat der Autor mit den Helden des New Hollywood geführt; und ein jeder kriegt sein Fett weg. Von Altman bis George Lucas, von Friedkin bis Robert Towne – eine schier endlose Parade der Egoisten, Parvenus und richtigen Mistkerle. Man erfährt Dinge, die man, vielleicht, lieber nie gewußt hätte. Zum Beispiel, daß Martin Scorsese beim Dreh von »Taxi Driver« (1976) dermaßen mit Cortison (wegen seines Asthmas) und mit Koks zugedröhnt war, daß er am Set weiße Handschuhe tragen mußte, um sich nicht die Fingernägel abzufressen.

Allerdings versteht Peter Biskind, vormals Chefredakteur des ambitionierten Fachblatts »American Film«, sich nicht bloß auf saftigen Klatsch. Ihm gilt New Hollywood als eine gescheiterte Revolution, als der erste und leider einzige Versuch, den amerikanischen Film aus den Händen der großen Studios zu winden und in die der Künstler zu legen. Nie zuvor und erst recht nicht danach, meint Biskind, ist so viel experimentiert, sind in den USA gleich viele politisch ebenso wie artistisch ambitionierte Spielfilme inszeniert worden. Man kann ihm da schlecht widersprechen. Robert Altmans Befund – »Das Filmbusiness ist zu einem riesigen Vergnügungspark verkommen« – gilt. »Erinnerst du dich noch daran«, bemerkte die Filmkritikerin Pauline Kael gelegentlich zu ihrem Kollegen Richard Schickel, »wie es in den Sechzigern und Siebzigern war? Als Filme angesagt waren? Als *wir* angesagt waren? Damals schienen Filme noch etwas zu bedeuten.«

Die letzten Kapitel von *Easy Riders, Raging Bulls* möchten schier depressiv machen: nichts als Abstürze, Demütigungen, Katzenjammer und Tod. Das Ende der turbulenten Epoche wird markiert von Ciminos »Heaven□s Gate« (1980), dem vielleicht selbstverliebtesten und aufgeblasensten Film aller Zeiten, dessen horrende Verschwendungssucht ein ganzes Studio in die Pleite riß und den »Wunderkindern« für immer ihr sündteures Spielzeug nahm. Aber die Konterrevolution, Biskind stellt es rechtzeitig klar, rollte schon viel früher an. Sobald Hollywood sich dank der Movie brats saniert hatte, gingen die Firmen daran, die alten Machtverhältnisse zu restaurieren. Die Chronique scandaleuse, die der Autor entfaltet, ist auch ein Lehrstück über die scheinbare Flexibilität und die echte Beharrungsmacht des Kapitalismus gerade an den Stätten, wo er sich selbst transzendiert. Biskind erinnert daran, was einmal, ein einziges Mal, in Tinseltown möglich war,

und führt beispiellos materialreich vor, daß die historische Chance der frühen Siebziger von einer Bande hochbegabter, schrecklich eitler Narren mutwillig und sogar vor der Zeit vermasselt wurde.

Dieses »Buch des Monats« ist das Filmbuch des Jahrzehnts.

Konkret 08/00, S. 38

Marit Hofmann

Kunst & Gewerbe

Anders denken

Niemand hat etwas gemerkt. Selbst Trendforscher Horx hinkt hinterher: Während der sich noch in Prophezeiungen ergeht, die Zukunft sei weiblich und der Mann werde in 30 Jahren zum Samenlieferanten degradiert sein, haben Frauen längst die Macht übernommen.

Wie wir darauf kommen? Wo doch gerade die letzte Umfrage zum Thema ergab, die Deutschen seien »mit dem Stand der Gleichberechtigung so unzufrieden wie noch nie seit 35 Jahren«, nur »ein Drittel der Bevölkerung« halte »die Gleichstellung zwischen Mann und Frau« für »weitgehend verwirklicht«? Zu verdanken haben wir die späte Einsicht in die neuen weiblich dominierten Machtverhältnisse dem einschlägigen Kommunikationsprofessor Bolz, der irgendwann, wohl aus Mitleid mit seinen ahnungslosen Geschlechtsgenossen, beschlossen hat, den Rest der Menschheit einzuweihen. In der »Frankfurter Rundschau« hat er seine Beweisführung veröffentlicht:

1. Das Erfolgsgeheimnis der Frauen ist das von Wissenschaftlern entdeckte weibliche Plapper-Gen (»Bild«). Es stellt sicher, daß »die Welt der Kommunikation und des Designs« ... von ihnen beherrscht wird. »Der arbeitsteilig-funktionalistisch-sachlichen Männerwelt setzen Frauen heute das Emotional Design ihres Sinns fürs Ganze entgegen.«

2. »Im Verhältnis von Männern und Frauen wiederholt sich die Dialektik von Herr und Knecht. Der Herr siegt sich zu Tode – und am Ende ist die Öffentlichkeit feminisiert.«

3. Neuerdings rasieren sich Männer die Brustbehaarung und suchen nach einer Körpercreme, die zu ihrem Hauttyp

paßt.

Das überzeugt Sie nicht? Dann machen wir die Probe aufs Exempel. Wenden wir die Bolzsche Methodik an, »auf die Vorurteile der männlich-chauvinistischen Kultur zu hören – und sie umzuverstehen«, und Sie werden sehen: Plötzlich springen uns überall Hinweise ins Auge, die für eine durch und durch feminisierte Gesellschaft sprechen.

Anders leben

Lauschen wir zunächst dem Rat einer, die es geschafft und »Bild am Sonntag« (2.7.2000) ihr Erfolgsrezept anvertraut hat:

»›Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie Reichtum finden: für Ihre Geldbörse, für Ihren Geist und Ihre Seele. Wenn Sie es wollen, ist es kein Märchen ...‹«

Das schreibt Deutschlands Börsen-Lady Carola Ferstl (32) in ihrer Finanzfibel für das angeblich so schwache Geschlecht. Ihr Erfolgsbuch *Geld tut Frauen richtig gut*, das sich seit August 1999 gut 60.000mal verkaufte, ist eine Liebeserklärung an das gefüllte Portemonnaie. Die ntv-Moderatorin (»Telebörse«) sitzt auf der blauen Ledercouch in ihrer noblen Villa in Berlin-Friedenau und spricht mit einem Gewinnerinnenlächeln über ihr Lebensmotto: »›Es macht Spaß, Geld zu verdienen, Geld zu sparen und zu vermehren.‹ Die attraktive TV-Frontfrau ... schwärmt vom ›Sex-Appeal des Geldes‹. Ihre Zuschauer wiederum schwärmen ... von ›Miss Börse‹. Die Illustrierte ›Bunte‹ kürte die Aktien-Blondine kürzlich zur sechstmächtigsten Frau im Land ... ›Börse ist Intuition und Gefühl, nicht nur Zahlen. Und das sind die Domänen der Frau ... man kann Börse lernen, es kann das schönste Hobby der Welt sein, denn man kann sich hinterher dafür belohnen.‹ Was die Frau eines Anwalts auch nach Lust und Laune tut. Zum 30. Geburtstag schenkte sie sich einen Mercedes SLK, zwischendurch eine hübsche Kette vom Juwelier. Carola Ferstl, die aber auch gern mal schicke Schlangenlederschuhe für 59 Mark trägt (›Ich liebe Schnäppchen!‹), über das Glücksgefühl, einmal richtig zuzuschlagen: ›Es ist toll! Ich brauchte meinen Mann nicht um das Geld zu bitten, ich hatte es selbst verdient – an der Börse!‹«

So viel Selbstbewußtsein auf einen Schlag scheint beinahe unglaubwürdig – zumindest allen, die bisher niemals gewagt hatten, Schlangenlederschnäppchen zu machen, ohne vorher den Gatten um Erlaubnis zu fragen. Kann man das eigentlich lernen?

Anders auftreten

Ja. »Selbstbewußtes Auftreten kann man lernen – z. B. von Politikerin Renate Künast«, verheißt das neue Vorreiterinnenmagazin »Business Vogue«, das auch »unsere liebsten Trends neben der Börse nicht vergißt: Fashion! Design!«. Künast bestätigt: »Noch nie waren Frauen so gleichberechtigt wie heute. Trotzdem funktioniert Kommunikation in der Politik immer noch nach männlichem Muster.« Daher müssen alle, die noch gleicherberechtigt werden wollen, wissen: »Mindestens 80 Prozent des Inhalts werden durch Auftritt, Körpersprache und Kleidung, Rhetorik und symbolische

Akte vermittelt.« Was auch erklärt, warum die Grünen-Mitglieder für Künast gestimmt haben, obwohl sie doch alle inhaltlichen Forderungen des Parteigründungsprogramms ins Gegenteil verkehrt.

Was aber ist – Fashion! Design! – vom Auftreten Birgit Breuels zu halten? Eine Stipvisite in ihrem Expo-Büro fördert Massagerollen unterm Schreibtisch zutage. »Frau Breuel«, mutmaßt »Business Vogue«, »ist wohl auf Strümpfen im Büro unterwegs und tut sich gerne etwas Gutes.«

Anders hohl

Wo ein Bolz ist, ist auch eine Höhler. In ihrem neuen Spitzentitel *Wölfin unter Wölfen* erklärt die »Pilotfigur eines neuen Frauentypus« (Econ Verlag), »warum Männer ohne Frauen Fehler machen«: »Männer alleingelassen auf den Inseln der Entscheidung ... sind High-risk-gambler ohne den Flankenschutz des Safe-Investors, der Frau.« Wegen erhöhter Infektionsgefahr rät der Safe-Investor allen High-risk-gamblers von einer Fortsetzung der Lektüre dringend ab.

Anders sprechen

Das Burda-Magazin »Vivi@n« will ab September moderne Frauen ansprechen. Verlagsleiter Andreas Schilling, der die neuen Sprachregelungen bereits verinnerlicht hat, stellt das neue Frauenblatt vor: »Als Informationsquelle, Service-Partner und crossmediale Community vernetzt ›Vivi@n‹ klassische und neue Medien mit Business-Themen und klassischen Frauenthemen. Maximale Synergieeffekte und ein intelligentes Transfermanagement zwischen den beiden Plattformen Print und Online bieten der Leserin beziehungsweise Userin ein innovatives und attraktives Angebot.« Wir wollen ja nicht nörgeln, aber kann es sein, daß die Tonality noch nicht hundertpro stimmt? Bitte mal durchchecken.

Anders feministisch

Ein weiteres ermutigendes Indiz für die bereits Wirklichkeit gewordene feminisierte Gesellschaft: Die aktuellen Vorzeigefrauen der »Emma«, von Bärbel Höhn bis zur Viva-2-Moderatorin Charlotte, unterscheiden sich nicht von denen, die in »Business Vogue« und künftig »Vivi@n« porträtiert werden. Daher überrascht auch das Ergebnis einer »Emma«-Umfrage wenig: »Die Girlies sind Emanzen ... Niemand ist so feministisch wie die jungen Frauen.« In einer dazugehörigen Grafik, die zeigt, »was Frauen am wichtigsten« ist, liegen »gleiche Aufstiegschancen im Beruf« vorn, es folgt »sexuelle Belästigung« – noch vor »geteilte Hausarbeit«.

Was vielleicht auch erklärt, warum »Emma« den von der Staubsaugerfirma Lux ausgelobten Preis für den »Hausmann des Jahres« featurt. 10.000 Mark streicht der Sieger ein, wenn er mindestens die Hälfte der Hausarbeit übernimmt. Nichtbezahlte Arbeit bleibt, das lassen wir uns nicht nehmen, eben doch Frauensache.

Anders als die üblichen Damenjournale hat »Emma« jedoch den Glauben an die Revolution nicht aufgegeben, sie hält sie im Gegenteil sogar für bereits vollzogen: »Es ist eine Revolution ... Sogar Kampfschwimmerinnen sollen die Frauen nun werden dürfen ...« Unser Appell an »Emma«: nicht auf dem Erfolg ausruhen, sondern den bewaffneten Kampf gegen das allerletzte Berufsver- bot für deutsche Frauen aufnehmen. Dann können die »Emma«-Redakteurinnen endlich werden, was ihrer eigentlichen Berufung entspricht: katholische Priesterinnen.

Anders glotzen

»Ist das nicht eine der großen Fragen des beginnenden 3. Jahrtausends: Warum schaffen die es nicht, anständiges Licht in Frisiersalons herzustellen?« Fragt Doris Kuhn. »Schon wieder« ist die freie Journalistin (»Marie-Claire«, »Applaus«, »Süddeutsche Zeitung«) »beim Friseur gewesen« und hat »keinen rechten Erfolg gehabt« – statt dessen den »ganzen Vormittag damit verbracht, sich selbst auf den grünlichen Teint zu starren, in körpergroßen Spiegeln, die bei schamlos schlechtem Licht alles preisgeben, was man sonst gern übersieht«. Doch anders als andere Frauen weiß Doris in solch heiklen Situationen Rat: Statt sinnlosem Anti-Frust-Shopping oder einem sündhaft teuren Schönheitssalon-Besuch empfiehlt sie, sich ein paar Videos reinzuziehn. Nicht irgendwelche, versteht sich. Doris' *Movie-Guide für Frauen* (*Beim nächsten Film wird alles anders.* dtv, München 2000) beruht auf der Einsicht, daß jede spezifisch weibliche Seelenlage nach der richtigen Problemlösung in Spielfilmlänge verlangt. Je nachdem, ob wir die Persönlichkeit wechseln wollen (Doris rät zu »Tank Girl«), Figurprobleme haben (»Lola rennt«), »von der Liebe träumen« (»Tage wie dieser«) oder einfach nur – »ja, auch das braucht eine Frau« – geil auf Gewalt sind (»Die Satansweiber von Tittfield«).

Darüber hinaus warnt unser Filmführer vor allzu erschütternden Bildern – z. B. in Mike Nichols »Die Waffen der Frauen«: »Harrison Ford trinkt zwar ordentlich Schnäpse, aber muß er deshalb so verquollen aussehen? Und wer hat sich die Beleuchtung ausgedacht? Melanie Griffith könnte ihre eigene Mutter sein, wenn man davon absieht, daß die nicht solche Kleider tragen würde.« Das heißt in der Endnote: Daumen runter. Til Schweigers »Knockin' on Heaven's Door« dagegen erweist sich als »charmant und voller Späße«. Letzteres Urteil ist immerhin eine anerkennenswerte Eigenleistung, ansonsten hat die Autorin ihr Konzept samt »Katastrophenfrisur-Filmen« bei den amerikanischen Kolleginnen Nancy

Peske und Beverly West (*KinoTherapie für Girls. Der richtige Film für jede Lebenslage*, Goldmann, München 2000) abgekupfert.

Andersfähig feiern

Mit der Aufforderung »Bitte drucken Sie folgenden Artikel« erreichte die KONKRET-Redaktion ein Bericht über den traditionellen Lesbenfrühling in der Ruhr-Universität Bochum. Motto: »Lesbtopia – Alles queer oder was«. Wir lassen uns nicht lange bitten und dokumentieren den Beitrag in Auszügen:

Das Orga-Team wurde minutenlang mit Standing ovations beklatscht und mit Rosen beschenkt. Die meisten Frauen schliefen in nahegelegenen Turnhallen, rund um die Uhr von aufmerksamen Helferinnen bewacht. Überhaupt – alle haben mitangefaßt, wenn es ums Geschirrspülen, (Eintritts-)Bändchenkontrollen oder die Betreuung von andersfähigen Frauen ging. Das Programm reichte von politischen Diskussionen über »SM – heteropatriarchale Gewalt oder phantastischer Sex?« bis zu Seminaren über Massage im Thai-Stil und »Singen ist Freude am Leben«. Am Samstag fand eine Demonstration zum Thema Lesben gegen Rassismus in der Innenstadt statt. Die Stimmung war ausgezeichnet, und die Bevölkerung schaute interessiert zu. Auf dem Marktplatz gab es alles, was Lesbe so braucht. Von Heilsteinen über Bücher bis zu Pulswärmern und Sex Toys. »Ich komme so gern hier her .. und höre was politisch so los ist. Hier sind wir endlich mal die Mehrheit« (O-Ton einer Teilnehmerin; M. H.). Leider gab es auch einige Wolken am Regenbogenhimmel. So fielen einige Frauen durch rassistische Äußerungen und Diebstähle auf.

Anders freien

Seien wir gerecht. Daß sich Männer redlich bemühen, etwas an ihren reichlich eigenartigen Verhaltensweisen zu ändern, beweist die Kampagne »Männer setzen Zeichen«, initiiert von der Hamburger Gleichstellungssenatorin Krista Sager und der Beratungsstelle »Männer gegen Männergewalt«. Als erste Maßnahme hat das Projekt (Schirmherr Roger Willemsen) eine Anleitung veröffentlicht, mit der »Freier erkennen können, daß eine Frau unter Gewaltanwendung zur Prostitution gezwungen wird«. Dies kann z. B. der Fall sein, »wenn die Frau verunsichert und verängstigt wirkt, wenn die Frau Spuren von Mißhandlung trägt« oder »wenn die Frau zum Ausdruck bringt, daß sie sich nicht freiwillig prostituiert«. Wenn der Bordellbesucher mit Hilfe dieser Hinweise eine »unter Gewaltanwendung zur Prostitution gezwungene« Frau identifiziert hat, sollte er wissen, »was der Freier tun kann«. Er kann a) »die Anzeichen der Gewalt an Frauen offen wahrnehmen«, sich b) »sensibilisieren für den Unterschied zwischen sexueller Befriedigung und gewalttätigem Handeln« oder c) »in der folgenden Woche zwischen 18 und 20 Uhr bei einer extra eingerichteten Hotline anrufen«.

Klar, daß angesichts der Frauenübermacht nicht nur der verstörte Puffkunde Hilfe braucht, um seine traumatischen Erfahrungen aufzuarbeiten. »Die neue Meditations- und Visualisierungs-CD ›Männer-Rituale‹ läßt im hypnotischen Zusammenspiel von Musik und Text sechs Archetypen in der männlichen Seele lebendig werden: den Liebhaber, den Vater, den Weisen, aber auch das Kind, den Alchemisten, den Krieger. Sie zeigen sich in ihrer Verspieltheit und Kreativität, ihrer Schönheit und ihrer Kraft, ihrem Mut und ihrer Weisheit. Sie werden begreifbar als Teile, die jeder Mann in sich trägt, und helfen ihm, sich als Einheit zu erfahren und diese im Alltag kraftvoll Gestalt annehmen zu lassen.« Wir wünschen allen Männern viel Mut dabei. Sie werden ihn brauchen.

Anders nazistisch

Auch die feminisierte Gesellschaft fordert ihre Opfer. Doch keine Angst: Es trifft nicht nur die Männer, sondern vor allem die altmodischen Feministinnen, die noch immer nicht verstanden haben, daß sie nicht mehr gebraucht werden: So hat, meldet die »Taz« am 16.6.2000, die US-Professorin Camille Paglia, das weibliche Pendant zu »Prügelprinz« Ernst-August, »kürzlich sowohl die essentialistische Feministin Martha C. Nußbaum als auch deren dekonstruktivistische Kontrahentin Judith Butler als ›Feminazis‹ beschimpft, deren Genderdiskurs inzwischen gesellschaftlich sanktioniert und sogar ›hegemonial‹ sei«.

Anders lachen

»Haben Frauen nichts zu lachen?« fragen die Teilnehmerinnen der diesjährigen Caricatura und dementieren die Behauptung mit dem demnächst erscheinenden Bildband *Lachende Frauen* (Espresso Verlag), der Frauen allerdings nicht nur beim Lachen zeigt. Die Zusammenstellung beweist: Frauen lachen manchmal über Lustiges (Hilke Raddatz, Yvonne Kuschel), manchmal aber auch über den größten Mist (Franziska Becker, Marie Marcks). Bei Männern ist es genau umgekehrt. Q. e. d.

Konkret 08/00, S. 41

Rayk Wieland

Hunde, wollt ihr ewig leben!?

Kulturkolumne

1

Die Skandale der letzten Jahre um Bilderfälscher, Kinderschänder, Rinderwahnsinn, Hühnerfutter, der Clinton-Lewinsky-Skandal oder die Parteispenden-Affäre haben durch die Bank nicht das Format, das man sich darüber mit zureichendem Grund ereifern könnte, und ihnen ist gemeinsam, daß lediglich die Normalität eines rundum verschweinten Daseins ausnahmsweise an die Medienoberfläche stößt; eine Ausnahme bildet der Kosovo-Krieg, der skandalöserweise selber kein Skandal ist, aber das bereitgestellte Skandalmaterial zu aktualisieren und späteres vorwegzunehmen scheint – man denke nur an die Fischer-Albright-Affäre, Bilderfälscher Scharping, Kinderschänder Milosevic, die UCK-Finanzierung und auch den neuesten Kampfhund-Eklat, anläßlich dessen Vokabeln wie »Rassenhygiene«, »Ausrottung« und »Ausmerzung« grassieren und ein Bürgerkrieg sich anbahnt zwischen Hundezüchterkreaturen und regulärer Staatsmacht, nicht um das blutgetränkte Amselfeld, sondern den zugeschissnen Park.

2

Mit seinen geliebten Windspielen, die er weit mehr als seine Untertanen schätzte, wollte Friedrich II., der Soldatenkönig, in den Tod gehen und das Grab teilen; und als sein über alle Maßen hochgestellter »Reichs- und Nationalhund« Tyras starb, den gleich ganz Deutschland götzengleich verehrte, ging’s auch mit Bismarck schnell zu Ende; selbst Hitler ließ die geliebte Schäferhündin Blondi, nachdem er sie und sich vergiftete, im Tode nicht allein; und dito hielt vor ein paar Jahren Gerhard Schröder, der Soldatenkanzler, den Kopf seines Neufundland-Rüden in den Armen, als er den Kranken lassen mußte schläfern ein – : Ach, der deutsche Sonderweg ist gesäumt von Hundescheiße.

3

»Gretelchen war ein goldenrotglänzender Langhaarteckel. Er war schön und verwöhnt, klug, zartfühlend und empfindlich wie eine Geliebte, die sich ihres Wertes voll bewußt ist. Gretelchen war in einem schlesischen Garten aufgewachsen. Schon im zartesten Teckelalter war sie während einer lange währenden Flucht, immer in den Armen ihres verängstigten Frauchens, mit den Schrecknissen des Lebens bekannt geworden. Das Tosen krepierender Granaten und Minen, das Lärmen rollender Panzer hatte an ihren zartbesaiteten Hundenerven gerissen, so daß sie schon frühzeitig jenen nachdenklich-traurigen Blick bekam, den versierte Teckelpsychologen als den besonderen Reiz der Rasse bezeichnen. Mit dem Stolz derjenigen aber, die zu leiden gewohnt sind, hatte Gretelchen diese Zeit überstanden, nur der goldrote Glanz ihrer Augen war etwas flackernder geworden. Auch an Dachstubenromantik und Trockenkartoffeln hatte sich Gretelchen schweren Herzens gewöhnt. In diesen Jahren der Entbehrungen, der Not und der jagenden Unruhe war Gretelchen noch anhänglicher, noch zärtlicher geworden. Sie fühlte wahrscheinlich, daß ihre Liebe ein Trost war. Mit ihrem leisen, so sehr überlegenen Lächeln ertrug sie auch den eigenen Hunger« (»Der Hundesport«, Oktober 1949).

4

Was genau des Pudels Kern ist, wissen die Deutschen und sagen’s gern mit reichlich Augenrollen auf: der Teufel selbst, Mephistopheles, »ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft«, mit welchem Urteil allerdings Goethe, wenn wir uns an dieser Stelle gegen ihn erfrechen dürfen, fehl geht, falsch liegt, zumal in zoologischer, aber auch psychologischer Hinsicht, denn des Pudels Kern, also Sinn und Zweck, das Wesen, die Matrix, die Substanz, der Subtext aller Hundehalterei ist ja, wie jeder »blödsinnsresistente Mensch« (Horst Tomayer) von heute weiß, praktisch Sodomie und weiter nichts, jedenfalls nicht viel; das bißchen Gunst, Gehorsam und Geselligkeit, das Hunde darüber hinaus bei ihren Reviervorstehern abliefern, ist eher zweitrangig, Sekundärtugend, mit der Blinde geführt, Rauschgift gemeldet und – der Text ist nicht obszön, es ist die Welt – KZs betrieben werden können, natürlich nicht von, aber doch wohl mit ihnen, den Hunden, und nicht mit anderweitigen Haustieren wie Katzen, Vögeln, Zierfischen, für die, wenn sonst nichts, immerhin die ausgewiesene Nichteignung als Aufseherbestie spräche, wenn etwas für sie sprechen müßte, was nicht der Fall ist.

5

Was ebenso nicht der Fall ist, aber sein müßte: daß die nach dem Tod eines Kindes in Kraft getretenen Kampfhundverordnungen, die natürlich nur ausländische Rassen betreffen, die kein Asyl in Deutschland mehr bekommen sollen, auf einheimische Neonazis ausgeweitet werden, deren »Ausrottung« und »Ausmerzung« dringlicher geboten wäre,

deren Haltung und Züchtung untersagt gehörte und die, sofern sie einen Wesenstest bestehen, allenfalls angeleint Gassi gehen dürften – denn noch aggressiver, noch mordlustiger als die vergleichsweise harmlosen Köter sind die Nazi-Bestien, die im Rudel ausgewachsene Menschen anfallen und erschlagen, ohne daß man sie eigens hätte dazu abrichten müssen, nein, sie kommen ganz allein drauf und müssen sich aber nicht sorgen, kastriert zu werden oder eingeschläfert, und wenn in der »Bild«-Zeitung die »Todesspritze für Killermaschinen« gefordert wird, sind ganz bestimmt nicht sie gemeint, sondern die völlig auf den Hund gekommenen Hunde.

6

»Eutha 77« heißt dem Vernehmen nach die Todesspritze, mit welcher Hamburgs Tierärzte die eingelieferten Hunde liquidieren – was würde, wenn er's wüßte, Vaclav Havel dazu sagen?

7

»Die Redaktion der ›Bild‹-Zeitung sollte sich mal daran erinnern, daß es ein Hund war, den ihr Zeitungserbe Axel Springer jr. mitnahm zu der Parkbank, wo er sich, an den Menschen verzweifelt, erschoß« (»Stern« 28/2000).

8

Wenn die Umsätze der europäischen Hunde-Zulieferindustrie den Haushalt manches afrikanischen Staates übersteigen und das, was ein hiesiger Hund im Monat verfrißt, eine Familie in Kamerun gut ernähren könnte, dann ist das auch eine Art Botschaft der 1. an die 3. Welt, die lautet: Der Köter geht vor, an der Endlosleine, der Neger verhungert – und wenn es auch etwas aus der Mode gekommen ist, so ist es doch vielleicht nicht überpointiert, in jedem Zuhälter eines Pluto, Zeus, Armani oder Fiffi einen luxuriösen Ignoranten zu entdecken, der die persönliche Todespatenschaft für eine Handvoll Afrikaner übernommen hat.

9

Aber statt gebotenem Zorn regiert nur Mitleid die Empfindung etwa des Kameruner Ethnologen Flavien Ndonko, wenn er die Deutschen ihre Hunde in das Auto, ins Nagelstudio und zum Psychologen schleppen sieht, und er, der »regelrecht schockiert« war über diese »merkwürdigen Sitten«, sieht, daß »hier was falsch läuft«, und schlägt, den »Hundewahnsinn« zu beenden, vor, »als erstes alle Hunde aus Kinderbüchern zu verbannen, dann Stoffhunde abzuschaffen und später langsam die Zahl der Hunde zu verringern«, um irgendwann einmal, das ist die Utopie, Zustände wie in Afrika herbeizuführen, wo Hunde mit dem gleichen Pathos z.K. genommen werden wie Stubenfliegen.

10

Als die zwei Kampfhunde erschossen neben der Leiche des von ihnen totgebissnen Kindes lagen und die Halter der Hunde unter Polizeischutz ins Krankenhaus eingeliefert werden mußten, weil auch sie gebissen worden waren, bekam das Paar am Krankenbett, wie »Bild« berichtet, von der Schwester des Kampfhundhalters zwei Kampfhundwelpen (als Trostpflaster) geschenkt – die Szene hat was von der »Majestät des Absurden«, von der Paul Celan im Zusammenhang mit Camilles Ausruf »Es lebe der König!« in Büchners »Dantons Tod« spricht.

11

So kommt die Dichtung auf den Kampfhund.

Konkret 08/00, S. 42

Otto Köhler

Versöhnung mit den Vätern

In Berlin feierten 68er und Kalte-Kriegs-Veteranen den 50. Jahrestag der Gründung des »Kongresses für kulturelle Freiheit«

Bevor ich noch den Bau erreiche, stoppt dort ein Taxi. Ihm entsteigt ein kleiner alter Mann, den ich sofort erkenne, und läuft hurtigen Schrittes auf die Glastür zu. Wir gehen – ich hinter ihm her – zur »Freiheit in die Offensive«. So heißt eine große Konferenz, die in dem Gebäude stattfindet, das 1948 den Namen eines Mannes empfing, dem zehn Jahre zuvor eine noch höhere Ehre widerfahren war: Er hatte – wie zuvor Mussolini von Adolf Hitler – das erst viermal verliehene Großkreuz des deutschen Adlerordens erhalten: Henry Ford. Der hat die Ehrung durch den Führer wohl verdient. In seinem Hauptwerk *The International Jew* entdeckte Henry Ford, daß Demokratie ein »Werkzeug der Juden« sei und daß die bolschewistische Revolution in Rußland von jüdischen Bankiers in New York finanziert worden war; zum Ausgleich dafür bekam Hitler Ford-Spenden. Ich aber laufe – im Henry-Ford-Bau der Freien Universität Berlin – noch immer Melvin S. Lasky hinterher, so heißt der kleine alte Mann, hinauf zur »Freiheit in die Offensive«, die im ersten Stock stattfindet.

Also Treppe hoch, Hörsaal C, dahin, wo ich vor 39 Jahren die Vorlesungen von Elisabeth Noelle-Neumann hörte, die der Volksaufklärungsminister Joseph Goebbels weitere 17 Jahre zuvor zu seiner Adjutantin gemacht hätte, wenn sie nicht, wie sie später im Fernsehen bekannte, krank geworden wäre – aber mit Sicherheit hätte die damals 28jährige ihren Job ebenso gut gemacht wie in den 55 Jahren nach 1945.

Schluß mit der Vergangenheit. Wir leben im Jahr 2000. Hier im Hörsaal C soll endlich mal wieder »Freiheit in die Offensive« gehen. Ulrike Ackermann, die Veranstalterin dieser Parole, hat unter diesem Titel die Veteranen des Kalten Krieges zur Konferenz gerufen. Sie ist eine tüchtige junge Frau, gewaschen mit allen Wassern der antitotalitären Denkungsart. »Ihre Arbeitsschwerpunkte sind«, heißt es im Klappentext ihres soeben erschienenen Buches *Sündenfall der Intellektuellen* (Stuttgart 2000), »die deutsch-französischen Beziehungen und die Umbrüche in Ostmitteleuropa vor und nach dem Ende des Kommunismus«. Nach 1977, als 20jährige, arbeitete die Umbruchspezialistin mit den damals entstehenden Bürgerrechtsbewegungen in »Ostmitteleuropa« zusammen, auch mit der Solidarnosc, von der sie schreibt: »Man adelte sie gar als die ›fünfte Kolonne‹ des Papstes.« Und das stimmt ja auch: Solidarnosc hatte schließlich ebensoviel Erfolg wie eben die fünfte Kolonne der spanischen Faschisten, von der sich dieser Adelsname herleitet.

Auch wissenschaftlich war sie tätig. Bis 1998 in Reemtsmas Hamburger Institut für Sozialforschung, wo sie offensichtlich in Totalitarismusforschung reüssierte und mit großem Fleiß das »Projekt Projektionsfläche Bosnien« bearbeitete.

Aber nun ist sie hier und leitet – mit Professor Dr. Heinrich August Winkler im Beirat und offiziell unterstützt unter anderen von der Deutschen Bank und Fischers Auswärtigem Amt – das Revival jenes berühmten »Kongresses für kulturelle Freiheit«, dessen ganz spezielle Freiheit hier im Hörsaal C jetzt aber endlich wieder offensiv werden soll.

Frau Ackermann begrüßt Melvin S. Lasky, der vor fünfzig Jahren im Auftrag der CIA den Kongreß in Szene gesetzt hatte. »Am 26. Juni 1950 wurde in Berlin mit einer fulminanten Eröffnungskonferenz der ›Kongreß für kulturelle Freiheit‹ gegründet«, hatte sie zu Beginn der Zusammenkunft erklärt. Doch im Juni 2000 ist im Hörsaal C alles sehr unfulminant. Aber immerhin komisch ist es doch, wie sich unter den greisen Kongreß-Veteranen auch altgediente 68er im antitotalitären Konsens tummeln, lustig, wie der »Dany« auf dem Podium den lieben »Thomas« vollabert, der dann als Thomas Schmidt Tage später in der »Welt« zurückdrischt – die gealterten Clowns vom »Pflasterstrand« unter den greisen Pensionären des Kalten Krieges.

Die Herrschaften müssen – wie später auch der »Tagesspiegel« feststellte – völlig unter sich gewesen sein, denn, so heißt es: »Daß der ›Kongreß für kulturelle Freiheit‹ unbestechlich und nur liberalen Freiheitsprinzipien verpflichtet war, zweifelte im Auditorium niemand an.« Hinten sitzt noch, wenn ich ihn richtig erkenne, Wolfgang Kraushaar vom Hamburger Institut für Sozialforschung. Der gehört aber, samt seiner Einrichtung, ganz sicher dazu – zur »antitotalitären Community« (»Tagesspiegel«). Die »Berliner Zeitung« ist darüber hinaus noch auf ein knappes Dutzend Studenten getroffen, die – wegen undeutlicher Ausschilderung – nur mühsam zu der Veranstaltung gefunden hätten.

Im Hörsaal C schalte ich schnell ab. Das Buch der Frau, die vom Hamburger Mittelweg kommt, ist da viel aufrüttelnder. Freudig zitiert sie Eckhard Fuhr – soeben beauftragt, das vorübergehend aufmüpfende »Welt«-Feuilleton in den Rechtsaußen-Mief der alten Springer-Jahre zurückzuholen – , wie er im Mai 1999 in der »FAZ« jubelte: »Daß Deutschland sich unter einer rot-grünen Regierung an einem Kriegseinsatz der Nato, dem ersten des westlichen Bündnisses, beteiligt, ist sicherlich ein Bruch, ja ein Abbruch der Geschichte der Linken. Ein riesiges ideologisches Arsenal aus Pazifismus, Antiamerikanismus, Antiimperialismus und Antimilitarismus wird verschrottet und möglichst unschädlich gemacht« – genau das also, was seit der Zurücknahme der Wehrmachtsausstellung auch das Institut macht, aus dem sie herkommt. Selbst für die Verteidigung von Scharping & Fischer, die mit dem Ruf »Nie wieder Auschwitz!« Bomben auf Belgrad warfen, findet sie das passende – und ernstgemeinte – Fuhr-Zitat: »So erlebt der ›Antifaschismus‹, der als Ideologie

totalitärer Diktaturen und antidemokratischer Parteien eine erbärmliche Lüge war, in neuer Form einen unverhofften Frühling.«

Das hat also schon einen ganz besonderen Geschmack, wenn die Initiatorin Ackermann in ihrem »FAZ«-Beitrag zur 50-Jahres-Feier des »Kongresses für kulturelle Freiheit« schreibt, daß in Fortsetzung der Berliner Gründungskonferenz während der 50er, 60er und 70er Jahre ein »einzigartiges Netzwerk europäischer und amerikanischer Intellektueller« entstanden sei, »dessen Arbeit bis heute nahezu im Verborgenen geblieben ist«. Bis heute! Seit den Sechzigern spätestens weiß man doch, was bei der Gründung in den Fünfzigern nur ganz wenige wußten: daß der Kongreß eine Einrichtung der CIA war. Welche Arbeit dieses einzigartigen Intellektuellennetzwerks ist da also bis heute im Dunklen geblieben? Hat Frau Ackermann noch mehr Leichen im Keller gefunden?

Sie feiert den Sieg Ernst Noltes, des »Geächteten«, dem man »frei von Berührungsängsten« begegnen muß, damit man außerhalb der »Tabuzonen« und »ohne ideologische Scheuklappen« sowie »jenseits des hierzulande üblichen Lagerdenkens« den »längst fälligen Diskurs« – über Auschwitz und die Schuld der Juden? – eröffnen kann. Ja, sie macht sich viele Gedanken in ihrem Buch, gelangt aber auf Seite 239 zu dem korrekten, indes leider immer noch ungenügenden Ergebnis, für das schon die CIA in den letzten fünf Jahrzehnten so viel investiert hat: »Wenn aber, zumindest unterschwellig – wie in den vergangenen Kapiteln gezeigt – , in Teilen des linksliberalen Milieus immer noch die Überzeugung anzutreffen ist, der Faschismus sei das höchste Stadium des Kapitalismus, so muß man konsequenterweise gegenüber der Demokratie und« – ja, das ist ihr Bekenntnis – »ihrer kapitalistischen Grundlage äußerst mißtrauisch bleiben.« Und da geschieht dann eben etwas völlig Unzulässiges: »Wird da nicht der alte Traum geträumt, man könne Demokratie und Kapitalismus voneinander trennen, die eine hüten und den anderen vertreiben ... ?«

Nix da, für solche Sperenzchen zahlt die CIA schon lange nichts mehr. Aber der Traum von diesem Unterschied war schließlich auch der alte Traum vieler jener antikommunistischen Linksintellektuellen des Dritten Weges zwischen Kommunismus und Kapitalismus, denen im »Kongreß für kulturelle Freiheit« eine komfortable Möglichkeit geboten wurde, frei ihre antikommunistische Meinung zu artikulieren.

Die Offensive im Hörsaal C tröpfelt vor sich hin. Damals, vor 50 Jahren, am 26. Juni 1950, war Arthur Koestlers Eröffnungrede vor 1.800 geladenen Gästen aus aller Welt von ganz anderer Art – ach so »leidenschaftlich und kämpferisch« (Ackermann). Mit Blick auf Ost-Berlin, ja auf die Sowjetunion donnerte er in den Titania-Palast: »Wir sind in diese Stadt nicht gekommen, um nach einer abstrakten Wahrheit zu suchen. Wir kamen, um ein Kampfbündnis zu schließen.« Und er erklärte dem »schwer geprüften Volk von Berlin«, wen es da noch zu bekämpfen gelte: »Ich spreche über eure Köpfe hinweg zu jenen Halbjungfrauen der Demokratie, die immer noch nicht gelernt haben, daß es Zeiten gibt, in denen man in Bedingungssätzen redet, und Zeiten, in denen man ja sagt oder nein.«

Obwohl es der Palast einer Feenkönigin war – und nicht der Sportpalast – , sagten sie alle einmütig: Ja. Zu dumm, heute spricht mancher wieder in Bedingungssätzen und fragt: Wenn die CIA das zahlte, was war das dann für eine Freiheit der Kultur?

Michael Josselson, der zur Lenkung des »Kongresses für kulturelle Freiheit« abgestellte CIA-Mann, hatte dazu eine hübsche Anekdote, die er später gern erzählte: »Da war ein Mädchen in Norfolk, Virginia, das einen Mann verklagte, weil er ihr Gewalt angetan habe. Der Richter fragte sie: ›Wann passierte die Vergewaltigung?‹ – ›Oh, Richter, wann es passierte?‹ antwortete sie. ›Es war Gewalt, Gewalt, Gewalt den ganzen Sommer lang.‹«

So kreischten sie, die Ganzjungfrauen der Demokratie in Frankreich, England und den USA, als herauskam, daß die CIA sie bezahlt hatte. In Westdeutschland aber, im gnadenreichen Stand der Voraufklärung, haben sie gar nicht erst begriffen, daß da im langen Sommer der kulturellen Freiheit etwas mit ihrer Jungfräulichkeit geschah.

Ach ja, da oben sitzt er, beim Podium über die Gefahren des Antiamerikanismus, und verlangt, daß die USA als europäische Macht anerkannt werden müssen und niemand sich an McDonald’s vergreife, der Thomas-Mann-Biograph Klaus Harpprecht, Kongreßveteran von 1950. Er kann so entzückend gschamig sein. 1996 beim Pen-Entscheidungskampfkongreß zwischen Kommunismus und Demokratie in Heidelberg – er bei ihr und ich offensichtlich dort – trat ich auf ihn zu und sagte: »Ach, das letztemal sahen wir uns bei Filbinger.« Er erstarrte: »Sie irren, mein Herr, ich kenne Sie nicht.« Wandte sich ab und ließ mich stehen.

Wer für den »Kongreß« arbeitete, braucht nun mal ein selektives Gedächtnis. Filbinger – das war damals eine Woche nach den Märzwahlen 83, mit denen Kohl endgültig die Macht übernahm. Auf Filbingers Siegesfeier im Mannheimer Schloß – dort tagte er mit seinem Studienzentrum Weikersheim – sind wir, Harpprecht und ich, uns begegnet unter all den Extremisten, die sich da tummelten. Wir kannten uns vorher allenfalls vom Sehen in der Hamburger Gruner+Jahr-Kantine, doch damals stürzte Harpprecht auf mich zu, als hätte er unter Wölfen einen Menschen entdeckt. Er habe ja mit diesen Leuten gar nichts zu tun, sagte er leicht verlegen, er sei ja nur hier, um auch eine andere Meinung zur Geltung zu bringen, und dann verschönte er den Weikersheimer Kongreß mit einer nichtssagenden Rede. Alles Wichtige hatten seine Mitredner im Rittersaal des Schlosses längst gesagt: der US-Sicherheitsbeauftragte Richard Allen, daß spätestens im September die

Cruise Missiles vor Ort sein müssen – gegen die Sowjetunion verlangte er »unerträglichen wirtschaftlichen Druck«; Manfred Wörner, der neue Verteidigungsminister, verstand unter donnerndem Beifall seiner in Massen und in Uniform erschienenen Offiziere die christlichen Gemeinden nicht mehr, mit denen er sich draußen »herumschlagen« müsse, wegen unchristlicher »Verabsolutierung des Überlebens«. Und daß Europa und die USA »auf Gedeih und Verderb« zusammenstehen, das forderte Golo Mann, den heute die Frau Ackermann zu jenem »antinazistischen und antifaschistischen Widerstand« rechnet, der auch im »Kongreß für kulturelle Freiheit« eine Heimat gefunden habe.

Harpprecht hat übrigens, nachdem Lasky die Zeitschrift »Monat«, das Hausorgan des »Kongresses«, einstellen mußte, weil dessen CIA-Finanzierung bekannt geworden war, das Blatt 1968 vorübergehend wieder gegründet. 74 Prozent der Anteile lagen damals beim Fischer Verlag, 26 Prozent beim »Kongreß für kulturelle Freiheit«, also wieder bei der CIA.

Für Jürg Altwegg, einen der Moderatoren des »Kongreß«-Revivals, der sich zugleich auch als »FAZ«-Korrespondent und gnadenloser Beobachter des Geschehens betätigte, war jener Vorgang, und da kann man ihm wirklich nicht widersprechen, »nicht der unbedeutendste Aspekt des Berliner Kolloquiums, bei dem man François Bondy – er hatte für die CIA ›Preuves‹ in Paris geleitet, so wie Lasky in Berlin den ›Monat‹ – mehrmals zusehen konnte, wie er Cohn-Bendit auf offener Szene und sichtlich gerührt Beifall spendete.« Es ging um den ganz besonderen »Anknüpfungspunkt zu den Achtundsechzigern«, die sich, so Altwegg, »erst mittelfristig zu Antitotalitären mauserten – aber über den Krieg im Namen der Menschenrechte eine recht herzliche Versöhnung mit den Vätern und Pionieren feiern«.

Dieses gemeinsame Kriegserlebnis als Versöhnungscoup zwischen Vätern und Söhnen muß den ebenfalls teilnehmenden Staatsminister Michael Naumann so gerührt haben, daß er »als einen der Faktoren, die den Nato-Einsatz im Kosovo ermöglicht« hatten, den »Kongreß für kulturelle Freiheit« vor fünfzig Jahren würdigte. Und das war sicherlich kein bös gemeintes Lob. Schröders Kulturfeigenblatt war auf dem Kongreß kein Fremder, sondern ein durchaus gleichberechtigter Angehöriger dieser ganz besonderen Kultur der Kalten Kriegspflege. Naumann hatte nach Harpprecht 1979 noch einmal vergebens versucht, den »Monat« zu revitalisieren, aber die Finanzspritzen funktionierten nicht.

Und dann wurde es peinlich. In Gegenwart des in der Verfassung nicht vorgesehenen deutschen Kultusministers Naumann verfiel man immer wieder auf die niedliche Ausrede, da es in der US-Verfassung kein Kultusministerium gebe, habe eben die CIA diese Aufgabe übernommen.

Ulrike Ackermanns Desinformationswerk über den »Kongreß für kulturelle Freiheit« – die Revival-Konferenz in der FU, das Buch, ein einstündiges Rundfunkfeature, ein ganzseitiger »FAZ«-Artikel und viele, viele Interviews über das großartige Netzwerk – kommt rechtzeitig und vorbeugend, drei Monate bevor im Berliner Siedler Verlag endlich in deutscher Sprache das gründlich recherchierte Aufklärungsbuch *(Wer die Zeche zahlt ...)* von Frances Stonor Saunders über *Die CIA und die Kultur im Kalten Krieg* erscheinen wird. Da wird es dann noch mal Geheul und Zähneklappern der aus ihrem Sommer der kulturellen Freiheit gerissenen deutschen Intellektuellen geben. Wir werden darüber berichten.

Der neue Herausgeber der »Zeit« jedenfalls, Josef Joffe, hat, wie die »FAZ« sorgfältig vermeldet, in einem »recht deftigen Verriß« der Originalausgabe des Buches in der »New York Times Book Review« die Meinung geäußert, daß selbst die, die von den Verbindungen der »Kongreß«-Magazine zur CIA gewußt hätten, sich nicht verkauften, vielmehr, so Joffe: »Sie glaubten an das, was sie taten.« Joffe muß wohl auch dran glauben. Schließlich ist er jetzt Herausgeber eines Blattes, an dessen Redaktionskonferenzen einst der Hamburger Rechtsaußen-Verfassungsschutzchef Hans Josef Horchem teilnahm, in dessen für ausgewählte Journalisten so gastfreundlicher Villa – Frau Horchem kochte – auch schon mal »Zeit«-Redakteure und CIA-Agenten zusammenkamen.

Vor lauter »Freiheit in die Offensive« habe ich in Berlin in der Eile des Weggehens etwas Wichtiges vergessen: Ich bin nicht mehr auf den Abort des Henry-Ford-Baus gegangen. Schade, ich hätte doch zu gern gewußt, ob auf dem Klopapier – Blatt für Blatt, die ganze Rolle lang – noch immer »Freie Universität« steht, wie zu meiner Zeit in den Jahren 1958 bis 1963. So daß sich die Studenten der Freien Universität mit der Freiheit wenigstens den Arsch abwischen konnten.

Otto Köhler schrieb in KONKRET 7/2000 über den deutschen Pen-Club in Moskau

Konkret 08/00, S. 44

Günther Jacob

2 Kinokarten für das Personal

Während die Erben der Zwangsarbeiter entgegen den Regelungen des Bürgerlichen Gesetzbuches laut Stiftungsgesetz leer ausgehen sollen, vererbte die deutsche Tätergeneration in den vergangenen fünf Jahren 2.000.000.000.000 Mark. Gerade in der post-68er Mittelschicht wird viel geerbt, weshalb deren Regierung auch dafür sorgt, daß Erbrecht und Erbschaftssteuer nur im Sinn der Gewinner verändert werden. Die Nachkommen der Tätergeneration sind auch die Erben der Nürnberger Gesetze sowie der Gewinne aus der »Vernichtung durch Arbeit«.

Ohne diesen Hintergrund zu erwähnen, haben Günter Grass, Carola Stern und Hartmut von Hentig in der »Frankfurter Rundschau« vom 12. Juli 2000 einen »Aufruf an alle Deutschen« gerichtet, »mit 20 Mark das Leiden der Zwangsarbeiter anzuerkennen«. Es sei »peinlich«, heißt es da, daß von 220.000 angeschriebenen Firmen nur 2.215 in den Stiftungsfonds eingezahlt haben. Deutsche Touristen bekämen »vor allem in den USA den Unmut zu spüren«. Bürger, die das deutsche Ansehen retten wollten, sollten sich deshalb zu ihrer »moralischen Verantwortung« *gegenüber den ehemaligen Zwangsarbeitern bekennen (und nicht etwa zu deren Rechtsansprüchen).*

Überzeugt werden soll das Publikum für diesen Vorschlag mit zwei Argumenten: Erstens wäre der Schlußstrich dann schneller gezogen (eine »weitere Verzögerung« würde Folgen »für den Wirtschaftsstandort Deutschland haben«), und zweitens brauchten Deutsche sich für ihren Wohlstand nicht zu schämen (nach der »fürchterlichen Niederlage« habe sich das Land schließlich »wieder aufgerichtet« zur »größten Wirtschaftsmacht Europas«). Die drei Zivilgesellschafter/innen kokettieren geradezu damit, daß die Folgen von Vernichtung, Raub und Zwangsarbeit den eigenen Handlungsspielraum bis heute positiv beeinflussen. Indem sie dabei herausstreichen, daß »wir« doch »wieder wer sind«, gestehen sie zugleich, daß den Deutschen diese Niederlage letztendlich kein Problem gewesen ist, daß also die Gegenwart gerade nicht als Konsequenz der eigenen Vergangenheit erfahren wird. Zugleich erscheint die Zwangsarbeit in der Erinnerung jener, »die in dieser Zeit gelebt haben«, nicht zu Unrecht als Moment der Volkswohlfahrt, denn ohne die Zwangsarbeiter sei »die Versorgung auch der Zivilbevölkerung nicht möglich gewesen«. Viele der Sklaven seien schließlich »kinderreichen deutschen Haushalten zugeteilt worden«.

Während es beim staatlichen Stiftungs- und Schlußstrichgesetz um praktischen Täter- und Erbenschutz geht, geht es hier darum, noch einmal gegenüber dem früheren »Hauspersonal« den eigenen Herrenstandpunkt zu betonen. Von wegen Pfändung des Goethe-Instituts! Das läßt sich doch mit einem Trinkgeld für das frühere Personal erledigen: »Wenn jeder erwachsene Deutsche 20 DM zahlte, ergäbe das 1 Milliarde Mark. Er opferte nicht mehr als zwei Kinobesuche.«

50 Prozent Erbschaftssteuer auf alle direkt und indirekt durch »Arisierung«, Raubkrieg und Zwangsarbeit entstandenen privaten Vermögen – und Grass, Stern und von Hentig machen sofort einen deutschen Haider zum Kanzler.

Konkret 08/00, S. 45

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Masha, die Masturbationshilfe im Club »Semiramis«, Frieda, die Kassiererin im »Spar«-Supermarkt, Erwin, der Grüßaugust am Entree des Hotels »Inter«, wenn sie Schichtschluß haben, dann nehmen sie die Hand vom Glied, vom Addiergerät, von der bekordelten Mütze, und sie verlassen die Werkstatt, und sie gehen heim, um es sich dort privat zu machen. Uns Kopfarbeitern ist dies nicht beschieden. Wir kennen keine Frühstückspause, kein Mittach, keinen Feierabend, geschweige den von einem Arbeitgeber mitfinanzierten Ballermann unter Palmen. Uns reitet vierundzwanzig Stunden täglich bis ans Ende unsrer Tage »the tiger of brain« (Rudyard Kipling), der Gehirntiger. Sic! Wie der Natur die Leere fremd ist, so kennt der Geist keinen Schlafsack. Dabei ist man selber nur ein Mensch wie der Handarbeiter auch und kein Stück immuner gegen reife Frauen, Lieder und Tänze, Grippeviren und die wirklich guten Boxershorts bei Tchibo. In jeder Pore Hekatomben von Sollbruchstellen, weiß Gott! Aber daß man trotzdem das alles schafft, vom gegen den Zugriff wie ein eingeölter Aal sich windenden Gedanken über die Bierdeckelnotiz bis hin zur ersten strahlenden Zeile, und daß einem mitten im Aufwärzwälzen großer Brocken nehmby Zuckerln aus den Fingern rieseln, wie das dem Außenminister in den Mund gelegte beziehungsweise in den Arsch geschobne.

Grüßte ich früher mit Berg Heil! So grüß ich heut mit Schiff Ahoi! / Warum? Nur wer sich selber ändert, bleibt sich selber treu // also das dünkt einen schon frappierend eklatant, ja nachgerade evident.

Ich will nicht groß aufs Blech haun, angeben mögen andre, aber wenn ich mein Pensum inspiziere, dann hält es mit eines Neutronensternes Dichte locker mit. Nehmen wir nur mal folgende fünf Tage. Mittwoch, 12. Juli. Vormittags Besprechung mit Fritz Tietz, Michael Höft und Rayk Wieland, betreffend einen Kurzfilm für das ARD-Magazin »Monitor«, Arbeitstitel »Kampfautos«, eine dialektische Hinterfotzigkeit gegen die grassierende Kampfhundhysterie, in welcher ich die Figur eines Ministerialdirigenten geben soll. Mittags Konzeption eines Zyklusses von »Immer mehr«-Gedichten. Nachmittags Anruf der nova-film in Berchtesgaden, man benötige mich am Freitag zum Nachtdreh des Bildes 44 aus Folge 47 der ZDF-Serie »Tierarzt Doktor Engel«, in der ich den Amtsveterinär Dr. Rufus Binder verkörpre. Mithin Absage bei der die Absage schwer bedauernden Kampfautotruppe, da die nova die jus primae hat. 16 Uhr telefonische Durchgabe eines Beitrages über Barbara Stamm alias Matrona Bavariae, die wegen eines, das Stoibersche Familienreinheitsgebot damit übertretenden außerehelicherotischen Verhältnisses zu einem niederbayrischen Autohändler von der eignen CSU aus dem Amt der Familienministerin außagmobbt wern soi (herausgemobbt werden soll). Abends Diskurs im KöPi in der Rappstraße zu Hamburg mit Rainer L. und Jens-Ulrich H. zum Thema »Ist die Schröder-Eichel'sche Steuerreform in ihrer faktischen Effizienz vergleichbar mit der Reform jenes Gastwirtes, der den Bierpreis nicht erhöht, aber dafür das Volumen der Gläser senkt?« Nachts Reflexionen zum RTL 2-Pornoprogramm: Findet in diesen Werken GV-Vollkontakt statt oder wird nur reinraus-getan als ob. Donnerstagvormittag. Brief mit der Bitte um nähere Erläuterung an den Traunsteiner Landrichter Peter Froelich, der unlängst im Prozeß gegen einen wegen Mord an einem Nordafrikaner angeklagten Neonazi meinte, aus dessen die Tat begleitenden Ausruf »Die Drecksneger gehören alle erschlagen« könne nicht auf eine rassistisch motivierte Tötungsabsicht geschlossen werden, da solche Äußerungen im Zorn und vor allem im Suff auch bei normalen Bürgern vorkämen. Nachmittags Beitrag fürs WDR-»KT« über Tobias Wimbauer und sein 5.000 Namen umfassendes »Personenregister der Tagebücher Ernst Jüngers«, wo wiederum der echte Luis Trenker und nicht der ihn am Telefon verkörpernde Hotte T. (»Sie an alter Kriager, I an alter Kraxler«) als Gesprächspartner des Goethepreisträgers von '82 ausgedruckt ist. Nachts Notizen zum geplanten Essai »Der Liegestütz als Alternative zur Depression«. Freitagfrüh 7 Uhr 04 ab Altona mit dem »IC Königsee« nach Berchtesgaden. Bis Würzburg Niederschrift des ersten »Immer mehr«-Gedichtes:

Immer mehr den rotweißessenglühenden Stiel des Ichwillesendlichwissenlöffels in den Malstrom der Zuppa Inkognita stippende Altathener, Neurasthener, Prostataner, Burschikosi, Borgmirwassi, Hessen, Phressen und Tscherkessen, sowie Postneander aus den Tälern und an der Küste des Meeres siedelnde ***Tschechen***

Hört man, egal ob unter der Lawine per Händi oder live beim Grillen oder in Muskelaufbauakademien oder während des Abwartens des Führerscheinwiedergewinnungstestergebnisses über den Inbegriff des menschlichen Immensums: Seine Holyness, den Dalai Lama, ***sprechen***

Jeder der Vorerwähnten hat einen Volksschulabschluß, einen Beruf, ein Konto, eine Macke, eine ***Sexualität***

Und *eine brennender denn der in 2. Mose 3 Vers 2 brennende Dornbusch, ja brennender denn Ulcus Ventriculi brennende Sehnsucht nach Bescheid: Ob der Lama ein Alien oder einer der ihren ist, also ein Geldverkehrsteilnehmer und ein Bildungscrack, ein kleiner Spinner und ein Arbeitsmann, und – ob ihm einer* ***steht***

14 Uhr 04 umsteigen in Augsburg, weiter mit dem Stadtexpress nach München-Pasing und mit der S 4 nach Grafrath. Im Gartenhaus Fertigstellung eines »KT«-Beitrags über den designierten DFB-Vollträner mit den aufgerissensten Augen der

Welt, den adidas-gestreiften Sottisensokrates Christoph Daum (»Der gute Nationalspieler ist integer als Mensch, wie er sportlich sein muß, hängt von der Balance in der Mannschaft ab, die Typen müssen zueinander passen, Sie kennen aus der Chemie den sogenannten Benzolkreis, nur aus der Anordnung der Atome ergibt sich Benzol, so ist das auch bei der Nationalmannschaft«). 17 Uhr Anruf bei der nova, wann ich antanzen solle. Andreas, der Dispatcher: »Horst, der Molfenter kann nicht, der ist auf der Expo, wir können das Bild heut nicht drehen.« Abends im Sportlerheim der SpVgg Wildenroth mit Jugendfreund Willy Schmid Erörterung der Retroutopie »Was alles aus uns geworden wäre, wenn sie uns hätten studieren lassen«. Nachts Entwurf zum »Lob des hölzernen Pfirsichs«. Samstagfrüh Lektüre der Belobigung der »Deutschen Gespräche« seitens Wili Winklers in der »SZ«. Mit zwei mit Leberkäs belegten Semmeln Heimreise nach Hamburg. Auf der Schiene Notizen zu einem die Begriffe Alltag und Orgasmus in die Endreimzwinge spannenden Gedichts. Samstagabend mit dem Radl umme Außenalster, im Kopf (in Anführungsstrichelchen) diesen Hund

der am 13.7. ein neunjähriges Mädchen in Berlin schwer verletzte. Sonntagfrüh Niederschrift der Frage an eine Staffordshire-Pitbull-Halterin: Warum, du Arschloch, tauftest du deine Töle Plautus' nomen et omen beherzigend, nicht Christus, warum riefest du sie Tyson / Ich will es dir sagen, du Arschloch, weil in deinem Herzen verankert war der Wunsch, sie möge like Mike beißen.

Auf Wiederschaun im September!

Konkret 08/00, S. 46

Joachim Rohloff

Niedere Motive

Der Direktor des noch immer renommierten Münchner Instituts für Zeitgeschichte, Horst Möller, hat eine Lobrede auf Ernst Nolte gehalten

Was haben wir eigentlich aus dem Historikerstreit der 80er Jahre gelernt? Daß man Bilder schreiben kann, daß man Bilder sogar festschreiben kann, daß es Bilder über Gegenstände gibt, daß es Bilder über die Geschichte gibt, ja, sogar Geschichtsbilder über die Geschichte, daß man diese Geschichtsbilder über die Geschichte festschreiben kann, daß gleichwohl der Versuch, ein bestimmtes Geschichtsbild über die Geschichte festzuschreiben, ein Mißverständnis sein kann und daß sich Freiheit nicht nur beschränken oder garantieren, sondern auch anordnen läßt: Wer unfrei ist, muß ins Gefängnis. Denn, so meinte Horst Möller, damals noch nicht Direktor des Instituts für Zeitgeschichte in München, sondern gewöhnlicher Professor in Erlangen: »Der Versuch von Habermas, ein bestimmtes Geschichtsbild über die Geschichte nach 1933 aus gesellschaftspolitischen Motiven festzuschreiben, ist ein Mißverständnis des pluralistischen Charakters der bundesrepublikanischen Wissenschaft und ignoriert das grundgesetzliche Gebot der Wissenschaftsfreiheit.«

Ferner haben wir gelernt, daß es zwar unfruchtbare oder unsinnige Fragen geben mag, aber keine unzulässigen; daß also selbst die Frage, ob womöglich »der ›Klassenmord‹ der Bolschewiki das logische und faktische Prius des ›Rassenmords‹ der Nationalsozialisten« gewesen sei, die reine und freie Wissenschaft beförderte, auch wenn Ernst Nolte sie nur gestellt hatte, um sie sogleich positiv zu beantworten; daß hinter der Zurückweisung dieser Frage und dieser Antwort keine sachlichen Gründe steckten, sondern niedere Motive. Weil aber alle Fragen erlaubt sind, wird man heute wohl auch fragen dürfen, ob Horst Möller ein Blödmann und ein Lügner ist.

Einiges spricht dafür. Der Subtext des obigen Zitats jedenfalls lautet: Ich bin doof. Vom Blödmann Möller redet implizit auch seine immer wieder verblüffende Kritik am Naziregime. Zur Eröffnung der von seinem Institut konzipierten Ausstellung auf dem Obersalzberg erzählte er die Geschichte des blonden deutschen Mädchens Bernile, mit dem Hitler sich über Jahre zu propagandistischen Zwecken fotografieren ließ, obwohl er wußte, daß Bernile nach den Kategorien der Nürnberger Rassengesetze eine »Vierteljüdin« war. An diesem Beispiel decouvrierte Möller die ganze »Heuchelei des Regimes und Hitlers«. Der arglose Volksgenosse, darf man in der Tat wohl vermuten, hätte seinen Führer nicht verstanden, trotzdem wird man den Nazis kaum vorwerfen können, sie seien Heuchler gewesen. Hat es vor oder nach ihm je einen deutschen Politiker gegeben – auch diese Frage muß erlaubt sein – , der eine solch große Glaubwürdigkeit besaß wie Adolf Hitler?

Obwohl Möller dem Kollegen Nolte schon während des Historikerstreits zur Seite sprang, ist er kein Geschichtsrevisionist im engeren Sinne. Seine Bemühungen um die nachträgliche Korrektur von Geschichte gelten weniger dem »Dritten Reich« als der Bundesrepublik. Und an ihr, da ist sich Möller vollkommen sicher, gibt es nun wirklich nichts zu kritteln. Tadellos war von allem Anfang an ihr Umgang mit der eigenen Vorgeschichte: »Wie kaum ein Staat zuvor entstand – und stand – die Bundesrepublik im Schatten der Katastrophe, die sie nicht verursacht hatte, aber deren Erbe sie nicht ausschlagen konnte und wollte. ... Anders als die DDR hat die Bundesrepublik von Beginn an diese Vergangenheit als Teil ihrer historisch definierten Identität begriffen und sich folglich ständig mit ihr auseinandergesetzt. Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit haben auf ihre Weise dazu beigetragen, das Bewußtsein für die nationalsozialistische Epoche der deutschen Geschichte wachzuhalten und zu schärfen.« Denn »Politik nach Auschwitz hieß in Westdeutschland: Bekämpfung jeglicher fanatischen Ideologie und jeglichen Extremismus, Erneuerung rechtsstaatlicher Prinzipien, demokratischer Entscheidungsstrukturen, materielle Entschädigung, kollektive Erinnerung und kollektive Scham, wie Theodor Heuss mit Recht gegen den Vorwurf der Kollektivschuld betont hat«. Manchmal ist historische Wissenschaft von Parteipropaganda kaum mehr zu unterscheiden, Angela Merkel könnte sich, wenn sie zu irgendeinem Anlaß die Verdienste der CDU ums westdeutsche Gemeinwesen würdigen möchte, bei Möller bedienen. Gelogen hat er deshalb noch nicht, aber man muß sein Geschichtsverständnis wohl einfältig nennen, da es so viele widersprechende Tatsachen ignoriert.

Im vergangenen Jahr nannte Möller auf einer Podiumsdiskussion der Konrad-Adenauer-Stiftung endlich auch den Grund, warum es eine systematische »Dethematisierung« des Nationalsozialismus und seiner Verbrechen in der Bundesrepublik zu keiner Zeit gegeben habe: Niemand sei jemals daran interessiert gewesen, die Nazis zu verteidigen. Wer gar von einer »zweiten Schuld« rede, betreibe nicht Wissenschaft, sondern Geschichtspolitik. Das war nun schon wieder ziemlich dumm, denn neben dem einen Grund, von der Vergangenheit zu schweigen, den Möller nannte, gab es zahlreiche andere: persönliche Schuld, Vaterlandsliebe, den Unwillen zu materieller Wiedergutmachung, die Anhänglichkeit an vielleicht nicht ganz rechtmäßig erworbenes Eigentum, die Wiederaufrüstung und den Entschluß, kompromittierte Eliten möglichst reibungslos ins neue Staatswesen zu integrieren.

Eine dreiste Lüge erlaubte Möller sich mit der Behauptung, Adenauer habe schon in seiner ersten Regierungserklärung die Deutschen zu gewissenhafter Beschäftigung mit ihrer jüngsten Geschichte aufgefordert. Wer die Rede liest, findet im

Gegenteil nichts als Beschwichtigung, Verdrängung, Selbstgerechtigkeit – und den kuriosen Hinweis auf ein historisches Forschungsdesiderat: »Ich glaube nicht, daß jemals in der Geschichte ein siegreiches Land es versucht hat, dem besiegten Land in der Weise zu helfen und zu seinem Wiederaufbau und seiner Erholung beizutragen, wie das die Vereinigten Staaten gegenüber Deutschland getan haben und tun. Wir glauben, meine Damen und Herren, daß eine spätere Geschichtsschreibung dieses Verhalten der Vereinigten Staaten als eine größere Tat bezeichnen wird als seine Anstrengungen im Kriege.«

Im Juni dieses Jahres hat die Deutschland-Stiftung, eine Gründung des notorischen Kurt Ziesel, die gemeinhin »nationalkonservativ« genannt wird, sich aber auch mit fünf Silben weniger charakterisieren ließe, Ernst Nolte für sein Lebenswerk einen Konrad-Adenauer-Preis verliehen. Noltes Theorem vom »europäischen Bürgerkrieg«, der 1917 von der »unberechtigten« Oktoberrevolution ausgelöst worden sei und das gesamte europäische Bürgertum mit dem »Klassenmord« bedroht habe, insinuierte die Folgerung, die Nazis hätten auf der historisch richtigen und schließlich siegreichen Seite gekämpft. Der Nationalsozialismus sei nichts anderes gewesen als eine Ausgeburt der Furcht vorm roten Terror. Was aber hatten die Juden damit zu tun? Ganz einfach: Der »jüdische Bolschewismus«, eine Wahnvorstellung Hitlers, der Nolte einen »rationalen Kern« nicht absprechen konnte, machte sie zu Kombattanten. Nolte hielt es für erwägenswert, ob nicht die Juden Deutschland den Krieg erklärten, als Chaim Weizmann sie aufforderte, sich an die Seite der Alliierten zu stellen, und ob sie deshalb nicht mit einigem Recht in Konzentrationslager gesperrt wurden.

1994 mochte Nolte nicht mehr ausschließen, daß erheblich weniger jüdische Opfer der Nazis an Gas gestorben seien als an Seuchen, an schlechter Behandlung und durch Massenerschießungen, und er ventilierte die Frage, ob Gas nicht ein »humaneres« Mordinstrument sei als Hunger. Die Leugnung des Holocaust zu bestrafen nannte Nolte einen Angriff auf die »geistige Freiheit«. Er forderte »Tabufreiheit im Umgang mit der Geschichte des Dritten Reichs« und bescheinigte manchem »Zweifler am Holocaust«, daß er »die Dinge mit so viel Kenntnis und Argumenten behandelt, daß man das nicht durch Schweigen aus der Welt schaffen soll«. Der Zweite Weltkrieg sei »tendenziell, der Möglichkeit nach, ein europäischer Einigungskrieg« gewesen.

Einige Wochen vor der Preisverleihung gab die Stiftung bekannt, Horst Möller werde die Laudatio halten. Sein Kollege Heinrich-August Winkler riet dringend ab, denn ein solcher Auftritt müsse dem Ansehen des Instituts für Zeitgeschichte schaden. Möller bestand jedoch darauf, er werde nicht als Direktor, sondern als Privatmann loben und sich im übrigen seine Wissenschafts- und Meinungsfreiheit von niemandem beschneiden lassen. Er übersah dabei allerdings, daß die Deutschland-Stiftung den Privatmann Möller schwerlich eingeladen hätte, wenn er in seinem Amt kein Direktor wäre, daß zweitens jeder Historiker, der um seine Reputation besorgt ist, die Gesellschaft von Auschwitz-Zweiflern scheuen sollte und daß drittens zwar die Beamtenseele allerhand private Meinun- gen von dem entwickeln mag, was sie während der Dienststunden tut und stempelt, daß sie aber eben auch dafür bezahlt wird, solche Meinungen dauerhaft für sich zu behalten.

In seiner Laudatio betonte Möller zwar, er stimme »mit einigen Thesen, Passagen und Formulierungen von Ernst Nolte nicht überein, es handelt sich vor allem um diejenigen, in denen der Autor den Versuch macht, die Intention von Hitlers massenmörderischem Antisemitismus im Sinne des ›historischen Verstehens‹ nachzuvollziehen«. Trotzdem habe sich insbesondere nach dem Untergang des Kommunismus und mit dem einschlägigen Schwarzbuch »die Berechtigung von Noltes Interpretationsansatz bestätigt, ohne daß deshalb schon die Antworten oder alle Einzelheiten seiner Interpretation zutreffen«. Nolte wurde zu einem gewöhnlichen Totalitarismustheoretiker, sein besonderes »genetisches« Verständnis, der Bolschewismus habe den Nationalsozialismus gezeugt, verschwand hinter mehrdeutigen Formulierungen auf der einen und böswilliger Fehlinterpretation auf der anderen Seite. Unerwähnt blieben auch die skandalösen Ansichten, die Nolte im letzten Jahrzehnt vertreten hatte und um derentwillen er ins wissenschaftliche Abseits geraten war. Am Ende stand er da als »Geschichtsdenker von hohem Rang«.

Winkler verlangte nun, Möller möge von seinem Amt zurücktreten, worauf dieser sich beim »Focus« ausweinte: »Jagd auf Andersdenkende ... massiver Angriff auf die Meinungs- und Wissenschaftsfreiheit ... Verleumdung ... billigste politische Polemik« usw. Nicht nur er selbst werde verleumdet, sondern ebenso Nolte und das Institut für Zeitgeschichte. Bemerkenswert ist daran nur, daß auch die »FAZ«, die seit einigen Jahren einen gewissen Sicherheitsabstand zu wahren schien, sich wieder an Noltes Seite einfand: »Warum will Winkler, daß Möller zurücktritt? Weil er gesagt hat, was er für moralisch und wissenschaftlich richtig hielt, statt aus Opportunismus zu schweigen. Man muß nicht mit Nolte darüber spekulieren, ob mit den Warnungen vor den falschen Freunden und den falschen Wahrnehmungen ein liberaler Totalitarismus beginnt. In unserer glücklichen Epoche ist wie zuzeiten von John Stuart Mill das alltägliche Duckmäusertum, der Konformismus des Feiglings, der den starken Mann markiert, der schlimmste Feind der Freiheit.« Patrick Bahners scripsit, und er konnte wohl nicht anders.

In der »Zeit« spürte Richard Herzinger den Ursachen der Nolteschen »Radikalisierung« nach und fand alsbald die linke Studentenbewegung, die »Traumatisierung durch die Auseinandersetzungen an der Freien Universität Berlin in den siebziger Jahren« und das »Gewaltprinzip«, das sich in den Angriffen wissenschaftlicher und politischer Gegner

»reinkarniert«. So schrieb Herzinger eine lustige Parodie auf Noltes Genetik des Totalitarismus. Er ahnte es selber aber nicht.

Joachim Rohloff schrieb in KONKRET 7/2000 über die Expo

Konkret 08/00, S. 48

Ralf Blendo□ ske

B□ ch & Deckel

Jost M□ ller: So□ ialism□ s. Reihe Rotb□ ch 3000, Hamb□ rg 2000, 96 Seiten, 14,90 Mark

Eine vielbändige Enzyklopädie des Sozialismus kann jeder schreiben. Dessen 170jährige Geschichte auf knapp 100 Seiten unterzubringen, das erfordert Geschick. Langatmig kann ein Buch zu diesem Thema heute sowieso nicht daherkommen, weil es dann nur noch in archäologisch interessierten Kreisen beachtet wird. Die Aufmachung dieser »Kurzgeschichte« des Sozialismus ist modernen Ansprüchen gewachsen: Jeder der 27 Abschnitte, die in zehn Kapiteln zusammengefaßt sind, entspricht der typischen Länge einer Web-Seite.

Die Spannweite der Themen ist beträchtlich. Die Evergreens »Sozialismus, Kommunismus, Anarchismus«, »Krise des Sozialismus«, »Neue Perspektiven« oder »Stalinismus« werden genauso verhandelt wie praxisorientierte Inhalte. Dazu gehören sicherlich die Teile: »Verschwörung für die Gleichheit«, »Revolte in den Städten« oder »Organisatorische Verstreuung«. Aber auch eine lebensweltliche Anbindung findet vor dem Literatur- und Personenverzeichnis unter dem Titel »Glück und Freiheit« statt. Damit klar ist, worauf es ankommt, sind Zusammenfassungen am Anfang wie am Schluß jedes Abschnitts eingeblendet. Aufgelockert wird das Ganze durch Zitate und Abbildungen. Das kleinteilige Layout erinnert daher ein wenig an das der frühen Ausgaben der Zeitschrift »Radikal«.

Mir gefällt diese Flaschenpost aus dem Rotbuch-Verlag aus zwei Gründen. Sie ist kurz, und auf Seite 53 findet sich das beliebteste Mißverständnis der Neuen Linken: »Selbstverwaltete Produktion und kollektive Aneignung des Produkts sind die zentralen Elemente einer sozialistischen Strategie der Sozialisierung. Ihre Verwirklichung ist nicht mehr in ökonomischen und politischen Kategorien zu fassen.«

Konkret 08/00, S. 48

Marc Fabian Erdl

Buch & Deckel

Kurt Flasch: Die geistige Mobilmachung. Die deutschen Intellektuellen und der Erste Weltkrieg. Ein Versuch. Alexander Fest Verlag, Berlin 2000, 448 Seiten, 68 Mark

»Nichts«, so wird Gustav Landauer von Kurt Flasch nicht ganz korrekt zitiert, »nicht einmal die Feldpost, habe in diesem Krieg so versagt wie die Intellektuellen.« Dieses Versagen von Philosophen und anderen Vermutungswissenschaftlern aufzuarbeiten ist das Ziel des Philosophiehistorikers. Er hat, wie er etwas kokett den Lesern mitteilt, in mühseliger Kleinarbeit eine gigantische Bibliographie (ca. 13.000 Titel) zu diesem Thema zusammengetragen, auf deren Publikation auf CD-Rom zu hoffen er nicht müde wird. Sein womöglich als Appetizer gedachtes Buch gibt einen ersten Einblick in die Problematik, die sich der Mittelalterexperte Flasch damit ans Bein gebunden hat. Es ist eine interessante, aber auch merkwürdige, streckenweise mißratene Mischung aus Exegese, Historiographie und Polemik.

Die Erkenntnis, daß das große »Erlebnis« des Weltkrieg-I-Ausbruchs die deutsche Bevölkerung begeisterte, ist so neu nicht. Zur Rolle der »deutschen Mandarine« findet man einiges bereits in F. Ringers *Die Gelehrten*, und zwar deutlich konziser. Es ist dennoch spannend, bei Flasch im Detail zu lesen, wie eil- und zungenfertig die meisten – bei nur wenigen Gegenstimmen – auf den fahrenden Zug sprangen. Ausgehend von Reden zum Kriegsbeginn versucht Flasch zunächst, individuelle Besonderheiten sowie wiederkehrende Muster in den Einlassungen der Intellektuellen herauszustellen, um im zweiten Teil des Buches Ordnungskriterien (Autoren, Themen, Tendenzen, Adressaten) für seine Funde zu entwickeln – was nur zum Teil überzeugt und in der Ausführung seltsam fahrig wirkt. Insbesondere für die Tatsache, daß der Erste Weltkrieg ein imperialistischer Krieg war, hat Flasch kein Auge. Dabei ist das doch vielleicht das Interessanteste: mit wie wenig Aufwand sämtliche Repertoire-Elemente der Geistesgeschichte in einen hochmodernen Kontext eingesetzt werden konnten.

Kriegsbegeisterte Akademiker aller Couleur werden vorgeführt, vor allem heute hinter den üblichen Verdächtigen – etwa Thomas Mann und Ernst Jünger – längst verblaßte Jammergestalten wie Rudolf Eucken (Nobelpreis für Literatur 1908 – hätten Sie's gewußt?), Max Scheler, Friedrich Meinecke etcpp. sowie der unbezahlbare Ernst Troeltsch. Jede wissenschaftliche Rechtschaffenheit über Bord werfend, stürzten sich diese Autoren in den Kriegstaumel, mit zum Teil hanebüchenen Argumentationen und intellektuellen Verrenkungen. Die großartige Rolle des Deutschtums in der Welt sowie der absolute Spitzenrang der deutschen Kultur, diese nicht totzukriegenden Lebenslügen einer auf den Hund gekommenen Akademikerschicht, wurden in der »absoluten Situation« (G. Simmel) noch einmal breitgetreten. Durch ihre Omnipräsenz – Eucken hielt in einem Jahr 36 Reden! – und zahlreiche Veröffentlichungen wurde die deutungshungrige bürgerliche Öffentlichkeit von ihrer Elite mit »Ideen« versorgt, die den Krieg philosophisch legitimierten. Gerade in der Exhumierung solcher Leichen der Geistesgeschichte liegt das unbestreitbare Verdienst Flaschs. Nicht zuletzt die Kapitel, die dem bisweilen unbändigen Anpassungswillen auch katholischer und jüdischer Autoren sowie kriegsmunterer Frauen gewidmet sind, zeigen, zu was das Gros der deutschen Akademikerinnen und Akademiker im Bedarfsfall fähig ist, wenn das Vaterland ruft.

Daß Flasch von Einzeldarstellungen ausgeht, führt, wie er selbst darlegt, zu einem der größten Probleme des Buches. Bei der Beschäftigung mit einzelnen Autoren entsteht der Eindruck je singulärer Eigentümlichkeiten, wobei der zeittypische Massencharakter intellektueller Produktion unterschlagen wird. Flaschs damit begründetes, für den Leser unberechenbares Schwanken zwischen dem Einzelporträt und der Darstellung des »Großenganzen« macht das Buch schwer lesbar. Allerdings hört für Flasch mit dem »Massengerede und Massengewoge« die individuelle Verantwortung der Intellektuellen nicht auf, und erfreulicherweise macht er aus seinem Herzen keine Mördergrube. Die von ihm analysierten Autoren bekommen tüchtig eingeschenkt. Rätselhaft allerdings bleibt Flaschs Bekenntnis, daß er die Mitteilung der Ergebnisse seiner Recherchen »für eine Art patriotischer Pflicht« hält. Tja, unsere Philosophen – »always crashing in the same car« (D. Bowie).

Konkret 08/00, S. 48

Jürgen Roth

Buch & Deckel

Raymond Carver: Würdest du bitte endlich still sein, bitte. Erzählungen. Berlin Verlag, Berlin 2000, 326 Seiten, 39,80 Mark

Über Raymond Carver, der 1988 verstarb, kann man bald nichts Gescheites mehr sagen. Die Lektüre der Erzählungen von »jedermanns Lieblingsschriftsteller«, verdeutlicht Richard Fords Vorwort (»Der gute Raymond«), ist Kirchgang. Carver selbst nannte Tschechow sein Vorbild, und gab es, neben Carver, je einen freundlichen Schriftsteller, dann Tschechow (oder Italo Svevo).

Das indes tut nichts zur Sache, zum Text. Bediene dich keiner biographischen Informationen, lehrten einst die klügeren Universitätsdozenten, und doch darf eine nicht fehlen. »Am besten fühlte sich Ray«, schreibt Ford, »wenn er glücklich war und der andere auch – was unter Menschen nicht gerade oft vorkommt.«

Unter Menschen spielen Carvers frühe Geschichten – und nirgendwo sonst. Es bedarf, wählt er die Perspektive des Kindes, der Frau oder des Mannes, keines Beiwerks, keiner tragenden »Idee«, keines historischen oder mythischen Stoffes. Die schiere Gegenwärtigkeit dessen, was geschieht, und viel geschieht nicht, erzeugt eine klare, klirrende Leere zwischen den Figuren, denn es gibt kein Zwischen der Rede, der Situation, der blanken Begebenheit. Transzendental obdachlos, regieren die Dinge, die schlichten Bedürfnisse und Motivationen der (Land-) Leute, die einfachen Verrichtungen und spannungslosen Handlungsverläufe. Welt ist, weil Welt ist. »Er verharrte schweigend und horchte dem Klang ihrer Stimme nach. ›Bist du da, Arnold?‹ sagte sie. ›Du klingst so anders.‹« Darum geht es. Darin liegt einiges. Nicht unrecht hat Ford, preist er Carvers außergewöhnliche Kunst der Reduktion, die ihn einen Tolstoi auf zehn Seiten überragen ließ: »Im Verlauf eines Nachmittags und eines Abends wird die gesamte Vorstellungswelt eines Mannes bloßgelegt und auf eine Weise niedergemacht, daß der Leser lachen muß und gleichzeitig erschrocken zusammenfährt.« Ob Carver Kafkas Axt ansetzte und das gefrorene Meer in uns zertrümmerte, sollte weniger interessieren.

Die hohe Verdichtung dieser Prosa, die eminente konstruktive Konzentration jenes Kammerrealismus (»Vern drückte seine Zigarette mit einer heftigen Bewegung im Aschenbecher aus. Er stand neben seinem Ledersessel und blickte einen Moment lang auf den Fernseher. ›Da ist auch nie was los‹, sagte er. Dann sagte er etwas anderes«): Sie enthüllt den kleinbürgerlichen Kontrollwahn ebenso, wie sie dem Verlangen, ein Leben zu führen, das man »gut« nennen möchte, sachte, zart nachgibt. Und, ja – Trost spendet, greift nicht die Bestürzung, die Adorno beim Gesang der Amsel erfaßte, Raum: »Der Himmel wurde weißer, das Licht, das hinter den Hügeln heraufkam, dehnte sich rasch aus. Abgesehen von den Malen, die sie mit dem einen oder anderen Kind auf gewesen war ..., hatte sie wenige Sonnenaufgänge in ihrem Leben gesehen, und die wenigen alle, als sie klein war. Sie wußte, daß keiner je so gewesen war wie dieser. Weder von Bildern, die sie gesehen, noch aus Büchern, die sie gelesen hatte, hatte sie erfahren, daß ein Sonnenaufgang etwas so Schreckliches war.«

Carver entläßt uns aus dem Einmaligen. »Das war’s. Kein und dann. Er ißt seine beiden Desserts, und dann geht er, und dann gehen wir nach Hause, Rudy und ich.«

Konkret 08/00, S. 49

Gerhard Henschel

Buch & Deckel

Nico Rost: Goethe in Dachau. Aus dem Niederländischen von Edith Rost-Blumenberg. Verlag Volk & Welt, Berlin 1999, 446 Seiten, 48 Mark

Im KZ Dachau, wohin er von den Nazis verschleppt worden war, hatte Nico Rost, ein politischer Häftling aus Holland, die Möglichkeit, Bücher zu lesen, von Goethe, Herder, Jean Paul, den Brüdern Schlegel, Grillparzer, Racine, Rousseau und Strindberg, und heimlich ein Tagebuch zu führen, das 1948 unter dem Titel *Goethe in Dachau* im Verlag Volk und Welt erschien und – nach einer Veröffentlichung im Konkret Literatur Verlag 1981 – jetzt neu aufgelegt worden ist. Zur parteikonformen KZ-Literatur, die alle Konflikte zwischen den willkürlich zusammengepferchten Häftlingen des SS-Staats unterschlug, gehörte Rosts Tagebuch nicht, und das brachte dem Autor unter linientreuen Kommunisten Feinde ein. Darüber geben in der Neuausgabe die Materialien zur Wirkungsgeschichte Auskunft. Dort findet sich auch das Vorwort zur Erstausgabe, das Anna Seghers schrieb. »Was für einen Sinn hat Goethe in Dachau?« fragte sie 1948 und gab selbst die Antwort: »Den Sinn des Lebens überhaupt. Der Autor, der sein Leben auf den dialektischen Materialismus gegründet hat, beschreibt leidenschaftlich und feierlich den Triumph der Idee über die rohe Materie.«

Daß es im KZ Dachau einem Gefangenen möglich war, seine Klassikerlektüre und die dabei angestellten Erwägungen zu protokollieren, klingt unerhört. Den »Triumph der Idee« beweist es noch nicht. Rost klammerte sich, notgedrungen, an seine hochfliegenden Gedanken: »Während des Luftalarms habe ich mir überlegt, daß wir nicht nur die Verbindung Goethe – Schiller studieren müssen, sondern auch die von Herder zu Jean Paul.« Über die rohe Materie triumphierte hier nur die Wahnidee eines gebildeten, von Verbrechern drangsalierten Bürgers, daß die Menschheit unbedingt die Verbindung zwischen Goethe und Schiller oder die zwischen Herder und Jean Paul studieren müsse. Aber niemand muß das. Weimar, bei aller Liebe zu den Klassikern, ist nicht der Nabel der Welt und war es auch 1944 nicht.

Die Gedanken, die Nico Rost sich in der Gefangenschaft abrang, weisen ihn als sympathischen, aber auch sehr beschränkten Menschen aus, der einem obskuren, abgelebten Reinheitsideal huldigte. »Brentanos Lyrik ist von einer Echtheit und Reinheit, wie wir sie nur noch bei einigen wenigen ganz großen Künstlern finden, etwa bei den van Eycks und bei Fra Angelico«, schrieb Rost, und über Goethes *Egmont* urteilte er: »Meiner Ansicht nach ist Klärchen, Egmonts Geliebte, die menschlichste Gestalt des Stückes, so fraulich und so rein!«

Währenddessen wütete im KZ Dachau eine Flecktyphusepidemie. Die Leichen wurden, in Rosts erschütternden Worten, »aufgestapelt, als ob es Torfstücke wären«. Einen Triumph der Idee über die rohe Materie erblickte hier zuletzt auch Nico Rost nicht mehr: »Duhalsky meint, wir werden es alle bekommen und – durch die Unterernährung – alle daran sterben. Ich fürchte das auch oft, will aber versuchen, diese Gedanken von mir abzuschieben. Noch mehr lesen, noch mehr und noch intensiver studieren. In jeder freien Minute! Klassische Literatur – als Ersatz für Rote-Kreuz-Pakete. Ich fürchte allerdings, gegen Flecktyphus dürfte auch Goethe auf die Dauer kein wirksamer Schutz sein ...«

Dennoch hat Wilfried F. Schoeller, der Herausgeber der im übrigen hervorragend edierten Neuausgabe, sich in seinem Nachwort um einen peinlich hohen Ton bemüht und ein halbes Jahrhundert nach Anna Seghers noch einmal das Märchen vom eingekerkerten Großritter des Geistes erzählt, der in der Hölle den Himmel gefunden habe: »Der Stapelplatz der Leichen und der Hortulus der Bücher sind nicht voneinander zu trennen. Die Gestorbenen und die Bücher gehen eine räumliche Nachbarschaft ein. Im Schatten der Toten können die Lebensgeister am sichersten studieren.«

Das ist Kitsch, Gedenkmarmelade, obszönes KZ-Feuilleton. Es ist verboten, an einem Massengrab vom »Hortulus der Bücher« zu quatschen. Und wenn es noch erlaubt sein sollte, dann verbiete ich es jetzt.

Konkret 08/00, S. 49

Marcel Malachowski

Buch & Deckel

Alan M. Dershowitz: Chuzpe. Autobiographie. Europäische Verlagsanstalt, Hamburg 2000, 550 Seiten, 54 Mark

Die Vernichtung der europäischen Juden, politische Hegemonie über Europa, ökonomische Stärke – die wichtigsten deutschen Weltkrieg-II-Ziele sind nahezu erreicht. Das ist eine der Hauptthesen des US-amerikanischen Star-Anwalts, Hochschulprofessors und Publizisten Alan M. Dershowitz, vorgetragen in einem Kapitel seiner Autobiographie *Chu□ pe* Das Buch ist im Original bereits 1991 erschienen und führte in den USA monatelang die Bestsellerlisten an; fast zehn Jahre später liegt es nun auch auf deutsch vor.

Dershowitz wurde als Rechtsanwalt u. a. des israelischen Topspions Jonathan Pollard, des Rabbi Meir Kahane, von O. J. Simpson, Mike Tyson oder auch von Larry Flint bekannt. Daß er, unter Verzicht auf Honorar, des öfteren auch Prozesse für Opfer von Polizeigewalt oder für benachteiligte Afro-Amerikaner führt, brachte ihm die Bezeichnung »Robin Hood der Justiz« ein. In Deutschland hatte er sich offenbar schon vor dem Erscheinungstermin von *Chu□ pe* unbeliebt gemacht: »Im Zweifelsfall fürs Portemonnaie«, meinte die »Welt« einmal über sein Geschäftsgebaren zu wissen; als »Mitglied im Klub der Staranwälte« sei er ferner »publicitysüchtig, reich und eitel« (»Berliner Zeitung«).

In *Chu□ pe* stellt Dershowitz den Nachfolgestaat des »Dritten Reiches« nicht nur als den eigentlichen Kriegsgewinner heraus, er meint auch, Deutschland habe nach 45 keine nennenswerte Strafe erfahren. Seiner Ansicht nach hätte Deutschland damals auf die Stufe eines Agrarstaates (unter internationaler Besatzung und Kontrolle) gestellt werden müssen, um die Gefahr, die von ihm ausgehe, ein für allemal zu bannen. Weil dies eben nicht geschehen sei, habe das postfaschistische Deutschland die europäische Vormachtstellung erreichen können, die es heute innehat. So sei das German problem nie wirklich unter Kontrolle gebracht worden, sondern in den Zeiten des Kalten Krieges nur verdrängt worden. Dershowitz argumentiert, daß ein Volk von Mördern, das keine moralisch gerechtfertigte Sanktionierung erfahre, niemals begreife, daß seine Taten Unrecht waren.

Daß solche Thesen hierzulande nicht viel mehr als Empörung über derlei Anmaßung auslösen, darauf mag die Berichterstattung zu *Chu□ pe* hindeuten: Der 3sat-»KulturZeit«-Redaktion war das Buch Anlaß, den jüdischen Rechtsanwalt wie einen Angeklagten ins Kreuzverhör zu nehmen. Dershowitz scheint mit seinen Feststellungen recht gehabt zu haben: keine Strafe, nix begriffen.

Konkret 08/00, S. 50

André Thiele

Zoeräuber Jenny

Zur neuesten deutschen Literatur

»Der Name, den man trägt oder den man adoptiert, hat seine Bedeutung. Können Sie sich vorstellen, mich Ruiz zu nennen?«

Pablo Picasso

Die Theorie

»Bereits dem Weg nach St. Moritz haftet etwas Märchenhaftes an.«

Zoë Jenny ist ein Fall von Gegenwartsliteratur. Ihr Name hat das Stigma des Originellen und beseitigt die Hoffnung, seine Trägerin könne weitergehender Leistung fähig sein. Das erste Werk, das ein Autor der Welt entbietet, ist sein Name. Hier entscheidet sich, ob er Laune des Zufalls bleibt oder Kunst zu machen anhebt. Die Selbstzensur und also die Ausbildung von Geschmack beginnt beim eigenen Namen. Versagt sie an dieser Stelle, versagt sie immer. Ein Dichter, der seinen Namen gebraucht, sich einen Namen zu machen, wird wohl kein Dichter sein.

Wer glaubt, seinem Namen treu sein zu müssen, weil Vati und Mutti den bestimmt haben, ist ein Naturkind, das gern die Ziegen hüten darf, aber dann auch seine Zunge. Einer heißt Humperdinck. – Was kann er dafür? – Alles! Die Verordnungen für die Standesämter Deutschlands bieten Schreibenden mehr als genug Möglichkeiten, ihre Namen auf jenes Mittelmaß abzuschleifen, über das sich ihr Werk erheben soll. Der Name des Dichters ist sein überflüssigstes Attribut. Alle Individualität stecke im Werk.

Der Weltgeist hat sich hier einmal festgelegt und zwei ewige Gesetze der Dichternamen erlassen: 1.Große Autoren heißen einfach. 2. Langer Name, kurzer Sinn.

Ab drei Silben beginnt bei Nachnamen die Geschwätzigkeit, ab vier die Kolportage. Die volle Namensstrecke gibt den Ausschlag. ›Schönburg‹ etwa ist unentschieden, ›von Schönburg‹ bereits bedenklich, aber bei ›Alexander von Schönburg‹ ist das Urteil gefällt und vollstreckt. Was die Natur der Physiognomie des Menschen versagt hat, Merkstein des Wertes zu sein – obwohl auch diese Frage seit Erfindung der Schönheitschirurgie wieder offen ist – , das macht sie am Namen doppelt gut.

›Benjamin von Stuckrad-Barre‹ beispielsweise. Dieser Name ist an sich schon eine Herzensroheit. Er riecht nach falschem Dativ. Das ganze Werk gerät so in Verdacht. Andererseits könnte ›Benjamin von Stuckrad-Barre‹ eine verschlüsselte Anleitung zur Mißhandlung des Bezeichneten sein.

Vollends hoffnungslos ist Originalität. Zu originellen Namen greift das Schicksal nur, wenn die in der Person installierte Talentlosigkeit unmöglich anders in Worte gefaßt werden kann. Wo der Name animiert, glänzt das Schaffen durch Seelenlosigkeit. Heilung des Kuriosen ist möglich, wenn auch selten. Typischerweise gelingt sie durch Kontrast. Man heiße nicht Arno, man hieße denn Schmidt; man heiße nicht Gremliza, man hieße denn Hermann.

Die Anwendung der Theorie

Wären die Männer unserer Tage in der Liebe nicht so faul, der Welt bliebe eine Menge schlechter Bücher erspart. Früher mußte doch nicht jede Frau, bloß weil sie gut aussah, in Literatur machen, um Aufmerksamkeit zu bekommen.

Zoë Jenny jedenfalls muß. Sie läßt sich von der »Financial Times Deutschland« nach St. Moritz in die Alpen schicken, und das noch in der Vorsaison und ins Hotel Carlton, wo die Betten und die Schreiberinnen besonders billig sind. Diese Reise ergibt einen Bericht, der, wie der Name der Dame verrät, Tralala ist und eben im Auftragsblatt unter der Rubrik »Metropolitan« erschien.

»Bereits dem Weg nach St. Moritz haftet etwas Märchenhaftes an«, beginnt die Sache. »Die Ortsnamen auf den Beschilderungen lesen sich wie Lautgedichte: Bivio. Rona. Maloya.« Zoë. Jenny. Sie hat das Prinzip verstanden. Wo die Namen glitzern, herrschen Verfall und Ödnis. Wo der Name ein Gedicht ist, wird der Rest ungereimt sein. Wo der Name Schall, ist das Werk Rauch.

Na, jedenfalls: Frau Jenny in St. Moritz, aber es ist Vorsaison. »Auch die Schaufenster der Juweliere sind leer, als wären sie allesamt ausgeraubt und geplündert worden« – ich sag’s gleich, sie war es nicht. Wäre sie es gewesen, müßte sie nicht mehr schreiben und hätte gleichwohl etwas zu erzählen.

»Mittlerweile ist vom Glanz früherer Jahre nicht mehr viel übrig geblieben, außer, ja, außer den Geschichten, die sich hier einst hinter den prunkvollen Fassaden der Grand Hotels abgespielt haben.« Das ist leider immer, daß der Glanz vergeht, sobald die Ereignisbuchhalterinnen die Szene erobern. Nun aber los. »Als ich im Carlton abends zum Essen in den Saal gehe,« – festhalten! – »sitzen außer mir zwei Paare wie verloren an den Tischen.« Eine Szene von beinahe Shakespearescher Wucht. »Der *Maitre* de Service und vier Kellner stehen in einer Reihe, bereit, die Hand voll Gäste zu bedienen.« Fünf Männer bedienen eine Hand, und die ist voll Gäste? Wohl eine Gesamthandsgemeinschaft. – Man muß seit der Rechtschreibreform immer zwei Sorten Fehler unterscheiden: solche aus Schwachsinn und solche aus Duden. – Doch da! Auftritt des Unheils: »Zwei ältere Damen in Kostümen und mit ausladenden Hüten« – warum ist Zoë der Ausladung nur nicht gefolgt? – »wie aus einer anderen Zeit, Schwestern, wie sich herausstellt, setzen sich zu mir an den Tisch.« Zwei ältere Damen und eine Metropolitante, Schwestern im Geiste mithin. Wie wird sich die Gruppenbildung weiter gestalten? Wird am Ende von unserer märchenhaften Zoë Jenny nicht mehr viel übrig bleiben, außer, ja, außer den Geschichten?, die sich aber auch wirklich gern endlich abspielen dürften.

»Sie scherzen wie junge Mädchen mit dem Kellner und bemerken den jungen Mann, der mit offenem Hemd am Nebentisch sitzt. ›Schnösel im Maßanzug‹, kommentiert die eine abschätzig. ›Oh ja‹, fügt die andere hinzu, ›man müßte solche Banausen rauswerfen.‹« – Ob jetzt der Maître de service bzw. de plaisir die Nummer des Zimmers der Damen erfragt, auf das den Schnösel rauszuwerfen convenieren tät? – »›Es ist skandalös, wie die Bourgeoisie Jahr für Jahr mehr herunterkommt.‹« – Diesbezüglich akkordieren Madame und ich totaliter. – »›Letzten Winter‹, sagt sie, mir zugewandt,« – es ist skandalös, wie die Bourgeoisie in einem mehr herunterkommt, schon werden selbst anwesende Metropolitessen ins Vertrauen gezogen – »›konnten wir sogar Leute beobachten, die in der Skiausrüstung zum *Diner* kamen.‹ Der Kellner trägt uns *das* Hummerbisque auf, und als wir die sechs Gänge hinter uns gebracht haben« – sechs Gänge Hummerbisque, alle Achtung – »und nach jedem Bissen gefragt wurden,« – immerhin nicht nach jedem Bisque – »ob's recht ist, ob man noch Wein wolle oder ein Brötchen, winkt eine der Schwestern den Kellner her und deutet kopfschüttelnd auf eine tote Fliege, die auf dem Fensterbrett liegt.« Nun also hat das letzte Herz im Saale zu schlagen aufgehört. – Wohlweislich nicht erwähnt bleibt, wie sehr das kluge Tierchen selbst noch kurz zuvor beim Anblick der herrschenden Zustände den Kopf geschüttelt hat.

Ich bin ja genuin Atheist, Gott ist tot, das ist sicher, die haben ihn zugrund gelangweilt. Der ganze Schrecken dieser Damenrunde und einer Sprache, die ein architektonisches Phänomen ist: daß man ohne jedes Fundament so hoch stapeln kann, wird einem offenbart im einsamen Tod der guten Fliege, der armen Kreatur, von der ich, wäre sie eine Biene, annehmen wollte, sie hätte sich aus Abscheu vor dieser kulinarisierenden Leere den eigenen Stachel in die Brust gerannt angesichts der sie umgebenden Tatsachen.

Hier setzt einmal das tote Kerbtier das Maß gültiger Ethik, denn eine Stubenfliege ist ein Aasfresser, der nichts anderes zu sein vorgibt und der im Leben nicht mehr Wind macht als unbedingt vonnöten. Wie wunderbar hebt sich die stille Würde ihres Vergehens vom scherzenden Dasein der kopfschüttelnden St. Moritzer Niedertrachtengruppe ab. Diesen Speisesaal hat selbst der Teufel aufgegeben, wie dann sollen seine freundlichen Sendboten durchhalten. Ich allerdings hätte mich statt aufs Fensterbrett doch in die Bisque vulgo ins Cremepüree gestürzt.

»Unter einem Schwall von Entschuldigungen« – ein Berufskollege der Jenny – »entfernt er das verendete Insekt mit einem silbernen Schäufelchen.« – Ich will nicht verschweigen, daß ich in der Verwendung von Silber für den Fliegenkörper einen Ausdruck der Verbundenheit erkennen will, des Respekts, eine Ahnung des Kellners, die ihre Pointe darin hat, daß verstorbene Hutträgerinnen im Zinksarg entfernt werden.

»Beim Kaffee beugt sich dann eine der Schwestern zu mir vor« – unter sorgfältiger Beachtung des Herunterkomments – »und sagt, so leise, als hätte sie ein Geheimnis zu offenbaren: ›Sie können sich ja gar nicht vorstellen, *was für* Feste hier einmal stattgefunden haben.‹« – Da geht sie an, die Geschichte, was für Aussichten!, ist wer nicht angeschnallt?:

»Sie weist auf den Kron*leuchter über* uns. Ich blicke zu dem etwa 40-flammigen schweren Kristall*leuchter* hoch, der direkt *über* unseren Köpfen *leuchtet.* ›Daran hat sich *mal* ein indischer Prinz halb nackt durch den Saal geschwungen.‹« – Das muß gewesen sein, kurz bevor die Bourgeoisie mehr und mehr herunterkam. Ja, wenn der Inder sein Hemd offen gehabt hätte, dann wäre er rausgeflogen; aber halbnackt, das ist natürlich was anderes. Außerdem, Prinzen fliegen nicht aus dem Saal, die schwingen durch den Saal, es claro. Dennoch, Ihnen sei es gesagt, Frau Jenny, wenn sie dabei halbnackt sind, die Prinzen, dann nennt man das, woran sie schwingen, nicht mehr Leuchter, dann nennt man es Lüster.

Wie streng früher bei derlei Anlässen auch in Anwesenheit lüsterner Bourgeoisdamen auf Form gehalten wurde, zeigt sich darin, daß man für den Herrn Prinzen nicht irgendeinen Leuchter genommen hat, sondern einen Kronleuchter. Das ist ein Politikum, Frau Jenny, könnte sonst wer kommen mit »Prinzen an die Laterne« oder »Reiche an den Armleuchter« oder »Gelicht ans Geleucht« oder »Literastinnen an den Kandelaber«. Capice?

Halbnackter Inderprinz schwingend am Lüster. Und woran denkt Zoë Jenny? »Ich denke an das berühmte Alpentriptychon ›Werden, Sein, Vergehen‹ von Giovanni Segantini, das hier im Segantini-Museum hängt.« – Alpenkünstler an die

Grubenlampe! – »Auch St. Moritz und die Hotels sind diesem Zeitzyklus ausgesetzt, sie kämpfen um das Überleben« – das ist das Sein – »oder werden von Investorengruppen übernommen,« – das ist das Vergehen – »damit vom gesellschaftlichen Glanz« – wie umschifft sie wohl »früherer Jahre«? – »vergangener Epochen noch wenigstens Reste erhalten bleiben.« Ich bin durcheinander geraten, ist dies das Werden oder der Zeitzyklus oder was? Eh wurscht, immerhin: »Gerade dieses Bemühen erzeugt große Trostlosigkeit.« Von der mit diesem Bemühen erzeugten großen Trostlosigkeit fallen die Fliegen von der Wand und die Inder von den Leuchtern, aber warum hört sie nicht einfach auf mit Bemühen, die Jenny?

Weil sie sich auf einem schlechten Trip, einem sogenannten Triptychon befindet. Nach Anreise und Abendmahl, also Werden und Sein, muß jetzt noch das Vergehen.

»Es ist still in den Fluren, als ich zum Zimmer hochgehe. Irgendwo singt ein Zimmermädchen ein spanisches Lied,« – und wir wüßten nicht, mit wem wir reden? Jenny, alte Zoëräuberbraut, psalliere uns das Liedchen von den 8 Segeln und den 50 Kanonen und am Hafen ein Geschrei, während das Bett Du machst für jeden in diesem lumpigen Hotel – »während sie frische Blumen ins Zimmer trägt und ein nicht mehr frisches Schokoladenstückchen aufs Kissen legt.« Vermiesen die der Dichterin tatsächlich das Abendnaschen, nach sechs Tellern Püree. Arme Jenny, kein Inder am Leuchter, kein Schnösel im Maßanzug, auf dem Zimmer nix als Blütenstaub, und die Schokolade ist auch scheiße, wie soll man da gedeihen?

Fixbutte!, wärmt von innen. »Auf dem Zuckerbeutel, den man mir zum Tee aufs Zimmer trägt, steht neben der Telefon- und Faxnummer auch noch die Telexnummer – *ein Gerät,* das, so viel ich hörte, seit Jahren nicht mehr in Betrieb ist.« Das ist ein Mißverständnis, Frau Jenny, das war nicht die Telexnummer auf dem Zuckerbeutel, das war die Telsexnummer. Die hat sich in solchen 4-Penny-Hotels wie dem St.Moritzer Carlton in Situationen erschöpfter Abwaschliterarinnen ausgezeichnet bewährt. Wählen Sie die einmal, dann meldet sich Carlos vom Muschelhorn-Service, der singt Ihnen ein spanisches Lied, trägt frische Blumen ins Zimmer und legt Sie nicht mehr frisches Stückchen aufs Kissen. Kreditkarte bereithalten.

»Als ich am nächsten Morgen auschecke,« – warum wird das Hotel verschont? – »weise ich den Hotelbesitzer darauf hin,« – es nehmen die St. Moritzer Hotelbesitzer also bereits von Auschecksen Hinweise entgegen; kennt denn so ein Herunterkommen keine Grenzen? – »dass die Uhren in den Zimmern immer noch auf Winterzeit eingestellt sind und unter der Internetadresse ›www.stmoritz.ch‹ die aktuellen Meldungen im Juli 1999 aufhören.« Der Hotelbesitzer wird den Fehler sofort korrigieren, schließlich hören die aktuellen Meldungen aus St. Moritz im Juli 1899 auf, schlamperte Internetperformance das. Daß in den letzten Tagen der Vorsaison die Uhren bereits auf Saisonzeit eingestellt sind, erkennt der Mann als weitsichtige Tat und beschließt, das Zimmermädchen zu belohnen, aber in Zukunft selbst bei Kostendeckung durch die »Financial Times« lieber eine Beschießung seines Hauses zu erdulden, als deutsche Dichterinnen auch nur noch eine einzige Nacht zuzulassen.

Es ist still in den Fluren, als Jenny endlich weg ist. Irgendwo singt eine beglückte Fliege das Lied: »Zoë, Zoë! What makes me want to come and blow you away?«

Das Resultat

Die Theorie ist bestätigt. Der Name Zoë Jenny verrät einen eher dekorativen als gescheiten Gehalt der Person. Dem entspricht das Schaffen.

Zoë Jenny beugt sich zu uns vor (statt ihre Worte richtig) und sagt, als hätte sie ein Geheimnis zu verraten, im Ton des milde gewordenen Unverstands, daß das Vergehen der Bourgeoisie in jenes Stadium gelangt ist, der dem Abstieg vom St.Moritzer Champagnerklima zur Berliner Proseccokultur entspricht. Ich gratuliere.

Frau Jenny schreibt aus demselben Grund, aus dem andere Menschen morgens ins Bad gehen. Zu ihr wurde sehr richtig gesagt, daß sie das Traditionelle durch das Moderne ergänze, also dem vorgefundenen Schnick den individuellen Schnack anhängt. Ihre Texte sind von einem Ausdruck, den in guten Tagen, als auf Geistes- und sonstige Hygiene noch gehalten wurde, höchstens die Toilettefrau zu sehen bekam.

Wen kümmert's. Man muß das nicht lesen. Die Namen genügen.

Zoë Jenny, Trostlosigkeit in den Schweizer Alpen oder die letzten Tage der Vorsaison, in: »Financial Times Deutschland«, 23. Juni 2000, Weekend-Teil Seite II, Rubrik Metropolitan. Die Kursivierungen sind von mir, allerdings habe ich nur den kleinsten Teil des laufenden Schwachsinns derart kenntlich gemacht.

Andre Thielé schrieb in KONKRET

2/2000 über Hinrich Janssen

Konkret 08/00, S. 53

Stefan Kreut□ berger, Werner R□ gemer

Von Irrwegen und Abweichlern

□ ber einen Fall von journalistischer Sackgassenh□ pferei

»Nach dem Studium der evangelischen Theologie war Franz Sommerfeld (50) Chefredakteur der Deutschen Volkszeitung.« Das erfuhren die Leser des »Kölner Stadt-Anzeigers« am 7. Juli über die Lehr- und Wanderjahre ihres neuen Chefredakteurs. Es war freilich anders: Zehn Jahre harte politische Arbeit lagen dazwischen. Als der junge Franz sein Theologiestudium in Mainz abbrach, wurde er zwar Chefredakteur, aber nicht bei der »Deutschen Volkszeitung« (»DVZ«), sondern bei den »Roten Blättern«, dem Organ des »Marxistischen Studentenbundes Spartakus« (MSB). Von 1973 an war er hauptamtlicher Sekretär von dessen Bundesvorstand und Mitglied der »Deutschen Kommunistischen Partei« (DKP).

1979 gab er das Taschenbuch *Sackgassen und Irrwege* heraus. Darin wurde aus »kommunistischer Sicht« die »kleinbürgerliche«, »linksopportunistische« und »antikommunistische« Strömung der damals so genannten »Neuen Linken« als »Irrweg entlarvt«. Sponti, Maoist und Stadtindianer, Feministin, Öko und Landfreak: jeder, der sich nicht »mit der Arbeiterklasse verbünden« wollte, wurde als Diener des Kapitals gegeißelt.

Sommerfeld blieb bis Ende 1981 bei den »Roten Blättern«. Der sich selbst gern mit Egon Erwin Kisch vergleichende Journalist legte hier Beweise seines Könnens hin, wie eine Reportage über die Brigade »Ernst Thälmann« im Schwermaschinenkombinat Leipzig. Zuzeiten der Ausbürgerung Wolf Biermanns verlegte er sich auf Ergebenheitsadressen: »Ich mag die DDR, weil die Menschen dort menschlicher miteinander umgehen. Es liegt am System.«

So sehr er die DDR mochte, so sehr verachtete er die »bürgerliche Presse der BRD«: Die »FAZ« war ihm das »Sprachrohr des Monopolkapitals«, die »Taz« diffamiere die Gewerkschaftsjugend »im Stil der Bild-Zeitung«. Die »FR« versuche, »die Leser an das kapitalistische System zu binden«. Im Innersten aufgewühlt, geißelte Sommerfeld den »Egon-Erwin- Kisch-Reportagepreis« des »Sterns«: Er »verhöhnt und verspottet die journalistischen Erben von Egon Erwin Kisch, ... die sich für die Erniedrigten und Benachteiligten engagieren und hinter die kapitalistischen Kulissen schauen ... Kisch wäre heute nicht mal □Stern□-Reporter geworden.«

Die DKP schickte ihn 1983 als Chefredakteur zur »DVZ«. Der damalige stellvertretende Chef des Blattes, Thomas Neumann, war auf Irrwege geraten und hatte die DDR und die DKP kritisiert. Sommerfeld sollte hier für ideologische Ordnung sorgen. Als Chefredakteur blieb er bei der »DVZ«, bis sie nach der Wende 1990 mit der Ostzeitschrift »Sonntag« zum »Freitag« fusionierte.

In dieser Zeit wandelte sich der Abweichungsexperte zu einem überzeugten Fürsprecher des bisher Geschmähten. Unter dem Eindruck der Politik Gorbatschows und des Zusammenbruchs der DDR vollzog er eine schnelle Wende: »Die Erfahrungen dieser Tage werden lange nachwirken und das Verhältnis der Menschen zu ihren Autoritäten nachhaltig verändern«, schrieb er im Oktober 1989. Sommerfelds »nachhaltige Veränderung« bestand im einfachen Wechsel der Autoritäten. In einem Porträt Erich Böhmes, des damaligen Chefredakteurs der »Berliner Zeitung«, gab Sommerfeld 1991 im »Freitag« seine Kehrtwendung bekannt. Böhme »kennt und nennt aus dem Stand Spitzenjahrgänge des roten Bordeaux. Von der Loire bevorzugt er den Weißen. Sein Ferienhaus liegt bei Périgueux«, übte Franz sich noch etwas unbeholfen im neuen West-speak. Er rühmte die Plaudertasche Böhme als »einen der begnadetsten und kultiviertesten Journalisten«. Ein solcher braucht neben seinen Bordeaux-Kenntnissen noch andere Fertigkeiten: »Die Zunge drückt die Unterlippe weit nach vorn, spielt mit einem langen Zug schnell über die Lippen. Aber« – so fährt der Wendelehrling fort – »er kann die Unterlippe auch vollständig einziehen.«

Diese feuchte Schreibe erwies sich als Karriereleiter: Böhme berief Sommerfeld in die Redaktion der »Berliner Zeitung«, alsbald zum politischen Chefreporter. Der konnte nun die Westwelt ganz neu entdecken. Wie er ein gutes Jahrzehnt zuvor die Brigade »Ernst Thälmann« gelobt hatte, so huldigte er in einer Reportage nun ebenso unterwürfig dem Fürsten zu Castell-Castell: »Seine Durchlaucht sieht noch aus wie ein Fürst, erlesene Stoffe, gelassene Bewegungen. Der Fürst spricht wie ein Fürst, modelliert Sätze, ruhig und genau. So wie seine Vorfahren seit Jahrhunderten.«

Seinen Spitznamen »Franz Rapid« erwarb Sommerfeld sich mit anderem Politkitsch. Er schwärmte davon, bei 450 Stundenkilometern mit dem Transrapid von Berlin nach Hamburg zu brausen. Er forderte ein »deutliches Bekenntnis« für das Milliardengrab und geißelte die Irrwege der Bürgerinitiativen, die von Pioniergeist und Forscherdrang nichts wissen wollen und nur die »Unberührtheit ihres Vorgartens« verteidigen.

Bundesweite Beachtung verdankte Sommerfeld einer weiteren journalistischen Großtat. Ende April 1999 warf er, inzwischen zum stellvertretenden Chefredakteur aufgestiegen, auf Anweisung des Herausgebers der »Berliner Zeitung« den Nato-kritischen Leitartikel »Strapazierte Humanität« aus der schon gedruckten Teilauflage. Darin hatte Abweichler Stephan Kaufmann die Bombardierung Serbiens kritisiert. Obwohl dieser auf Redaktionsbeschluß hin geschrieben hatte,

folgte Sommerfeld seinem neuen Herrn und ließ einen Ersatzkommentar über den Telefonmarkt schreiben. Schon vorher hatte er die Beteiligung am Nato-Einsatz als Feuertaufe der rotgrünen Bundesregierung gefeiert: »Der Kosovo-Krieg läßt alle Torheiten und Verspieltheiten dieser ersten hundert Chaos-Tage vergessen.«

Das war sein Eintrittsticket in den Verlag Neven DuMont. Im Juni 1999 wurde der Propagandist der rotgrünen Kriegstaufe Chefredakteur der zugekauften »Mitteldeutschen Zeitung« in Halle. Gerade mal ein Jahr später tritt er nun den gleichen Posten beim »Kölner Stadt-Anzeiger« an. Vorgestellt wird er vom Herausgeber und Verleger Alfred Neven DuMont als ein Mann, »der bewegen möchte und Distanz hält zu politisch handelnden Personen«. Folgsame Chefredakteure sind wie einstmals bei der DKP also auch beim neuen Hausherrn sehr beliebt, und meist dürfen sie ja auch ein paar Jahre bleiben.

Stefan Kreutzberger arbeitet im Journalistenbüro eco im Medienpark Süd;Werner Rügemer schrieb in KONKRET 10/90 über einen Versuch, Sigmund Freud braun einzufärben

Konkret 08/00, S. 54

Christel Dormagen

Es weine oder lache das Weib

Wie die Welt wieder gut wird

Hätte Lisette Müller das Buch geschrieben, dann hätte wohl kaum ein Hahn danach gekräht. Da es aber von Germaine Greer stammt, ist das Mediengeschrei groß. Nun ist es nicht so, daß in *Die ganze Frau. Körper, Geist, Liebe, Macht* lauter dummes Zeug stünde, aber eben auch nichts Weltbewegendes. Und so stellt sich nach der Lektüre der Eindruck ein, daß es wohl weniger der angebliche »Zorn« der Autorin als vielmehr die Geldgier des Verlags war, die den Anstoß zum Werk gab. Greer hatte vor 30 Jahren den Weltbestseller *Der weibliche Eunuch* geschrieben. Warum also nicht eine Wiederholung probieren? So macht Greer sich an eine Bestandsaufnahme der Situation von Frauen in der vorwiegend westlichen Welt. Und was an Befunden herausgekommen ist, schmeckt in vielem nach kaltem Kaffee: vertraute Daten, bekannte Fakten, mit allerdings leicht veränderter Interessenlage. Immerhin ist Greer inzwischen über Sechzig, weswegen sie die verdatterte Leserin mitten in ihrem weit auswuchernden feministischen Klagelied plötzlich mit der Behauptung überfällt, »... daß die Diskriminierung aufgrund des Alters in unserer Gesellschaft noch viel schrecklicher ist als die Diskriminierung aufgrund des Geschlechts«, und unaufgeklärt damit stehen läßt.

Ansonsten sieht sie natürlich richtig, daß männliche Medizin, ökonomisch gelenkter Schönheitsterror, Porno-Industrie und Fun-orientierter Zeitgeist den weiblichen Körper und den weiblichen Kopf mehr denn je im Griff haben. Sie sorgt sich wie alle anderen um die Versingelung der Gesellschaft und die allein gelassenen alleinerziehenden Mütter. Daß sie dann aber dafür eintritt, »daß Mutterschaft als echte Karrieremöglichkeit gelten soll, d. h. als bezahlte Arbeit«, klingt fast schon wie ein rührend trotziger Aufstand auf längst verlorenem Posten. Ausgerechnet jetzt, da der Körper systematisch in seine Bauteile zerlegt wird, beharrt sie auf weiblicher Identitätsstiftung durch den naturgegebenen Körper und macht sich stark für die emanzipierte »ganze Frau«, die anders als die gleichberechtigte ihr Heil nicht in der Aufnahme in die kaputte Männergesellschaft sieht. Der Begriff der Ganzheit bleibt allerdings schwammig. Einmal scheint es sich um ein weiblich »Wesenhaftes« zu handeln, das übrig bleibt, wenn die Wechseljahre allen falschen femininen Putz haben abbröckeln lassen und unter der Maske das »Fundament der Weiblichkeit« zum Vorschein kommt. Ein andermal scheint das Wesen des Weiblichen gerade in seiner ständigen Veränderung, seiner Anpassungsfähigkeit zu bestehen.

Bedenklich anpassungsbereit zeigt Greer selber sich mit ihrem neu entdeckten Kulturrelativismus. Die Genitalverstümmelung in Dritte-Welt-Ländern hält sie, weil es Frauen sind, die sie den Mädchen zufügen (und weil Greer selber sehr sinnliche Sudanesinnen kennengelernt hat!), plötzlich für einen selbstbestimmten Akt, mit dem Frauen »die Kontrolle über ihre Genitalien geltend« und sich selber »sichtbar« machen. Es scheint, als habe Greer, weil sie irgendwie zu allem was sagen will, den gedanklichen Überblick verloren und lobe hinten, was sie vorne verwirft.

Wenn es schließlich an die Ratschläge geht, wird Greer vollends herzergreifend. Wann wird die Welt endlich gut? »... wenn Feminismus und Pazifismus übereinkommen, ihre historische Vereinigung fortzusetzen und eine Kultur der Nicht-Gewalt aufzubauen«. Klar doch, machen wir! Den anderen Greerschen Vorschlag wage ich kaum zu zitieren. Sie entdeckt nämlich »den Kummer als subversive Kraft«. Wir sollten uns traditionelle Totenklagen von Frauen und dazu die moderne Diana-Variante derselben zum Vorbild nehmen: »Wenn wir eine Möglichkeit finden, die Energie des gewaltigen Kummers von Frauen auszunutzen, werden wir Berge versetzen können.« Der männlich geprägte Zorn habe eben nicht geholfen, deshalb ist jetzt offenbar, schön weiblich, Heulen und Zähneklappern dran. Da hätte Greer lieber ihren interessantesten Befund weiterverfolgen sollen: »Jede Arbeit wird zu Dreckarbeit, wenn Frauen sie tun müssen. Berufe verlieren an Ansehen und Macht, sobald Frauen sie ergreifen.«

Diesen irritierenden Sachverhalt hat der Soziologe Reinhard Kreissl sich vorgenommen und zum Thema seines Buchs *Die ewige Zweite. Warum die Macht den Frauen immer eine Nasenlänge voraus ist* gemacht. Der Feminismus, so Kreissl, hat sich in gewisser Weise totgesiegt. In punkto Gleichberechtigung sind große Fortschritte zu verzeichnen. Aber: »Wo immer Frauen in nennenswertem Maße Einfluß und Gewicht gewinnen, dort zieht sich die Macht zurück. Ein steigender Frauenanteil ist der beste Beleg für sinkende Bedeutung.« An der »grundsätzlichen Asymmetrie der Macht« habe sich nichts geändert. Die Macht sei aus der Politik abgewandert und habe sich in die exklusiven Zirkel der Wirtschaft zurückgezogen. So haben wir nun z. B. Frau Merkel an der Spitze der CDU, nur ist »der Machtanteil, den die Politik zu verwalten hat, geringer geworden«; die Bildungschancen für Frauen sind größer, nur verlagert sich die prestige- und postenträchtige akademische Ausbildung in den privaten Sektor; Frauen dringen in die Kulturverwaltungen vor, nur schwindet die Bedeutung öffentlicher, mager finanzierter Kulturpolitik zugunsten des privat geförderten Bereichs. Kurzum:

Es gibt einen »klaren Zusammenhang zwischen Feminisierung und Statusverlust«. Und die Gleichheit, zu der Männer und Frauen sich heute verdonnert sehen, ist die brutale vor dem Markt, auf dem jeder und jede für sich selber zusehen muß, wie sie oder er durchkommt. Doch bei diesem Verteilungskampf aller gegen alle hätten es Männer, meint Kreissl, immer noch besser. Zum einen, weil sie auf effizientere Strategieformen wie männerbündische Seilschaften zurückgreifen können, während Frauenzusammenschlüsse eher den emotionalen Bestätigungscharakter von Selbsterfahrungsgruppen haben; und zum andern wegen der Verteilung der ominösen Macht.

Aber eben da wird es schwiemelig, weil Kreissls Antwort auf die Frage »Was ist Macht?« im Grunde auf eine Tautologie hinausläuft: Männer sind mächtig, weil sie Macht haben. Oder wie Margaret Thatcher, der Mann im falschen Geschlecht, es ausdrückte: »Being powerful is like being a Lady. If you have to tell people you are, you aren't.« Männer besitzen die Definitionsmacht, mit der sie von alters her die Differenzen und Klassifikationen setzen, nach denen die Welt einzuteilen und zu beurteilen sei. Und die erste und ursprüngliche Differenz sei die zwischen Öffentlichem und Privatem, zwischen Staat und Familie, was der Differenz männlich-weiblich entspreche.

Das allerdings hilft nicht weiter. Im Gegenteil, es dreht sich im Kreis, da sich irgendwie die Macht aus der Differenz und die Differenz aus der Macht erklären soll. Um die feministische Urfrage: Wie kam die Unterdrückung auf die Welt? schummelt Kreissl sich also herum. Die Unterdrückung sitzt in den Strukturen, die Strukturen kommen von der Macht, und die Macht haben die Männer bzw. umgekehrt.

Kreissls Beschreibung des vertrackten Status quo, die übrigens wohltuend ungehässig ist, ist also durchaus überzeugend, seine Analyse ist es nicht und kann es wohl auch nicht sein, ebensowenig wie alle anderen Ursprungshypothesen. Immerhin schlägt er zur Veränderung der Verhältnisse keine Heulorgien vor, sondern empfiehlt die allseits beliebten subversiven Strategien der »produktiven Verunsicherung« und des Lächerlichmachens. »Macht findet unter diesen Bedingungen keinen Halt mehr, sie kann nicht entstehen, wenn man ihr sozusagen den Rücken kehrt.« Schön und gut. Nur ist es im konkreten Fall so wie mit dem Krieg, zu dem keiner mehr hingeht. »Die Konkurrenzgesellschaft verschwindet, wenn niemand mehr Lust hat, mit anderen in Konkurrenz zu treten.« Kreissls Wort ins Ohr der fiebrigen globalen Fusionierer.

Germaine Greer: *Die ganze Frau. Körper, Geist, Liebe, Macht.* Aus dem Englischen von Susanne Althoetmar-Smarczyk. Deutscher Taschenbuch Verlag, München *2000, 259* Seiten, *38* Mark

Reinhard Kreissl: *Die ewige Zweite. Warum die Macht den Frauen immer eine Nasenlänge voraus ist.* Droemer Verlag, München *2000, 224* Seiten, *34* Mark

---

Christel Dormagen schrieb in KONKRET 2/2000 über den »Feminismus« der »Spiegel«-Frauen

Konkret 08/00, S. 54

Peter Krat□

Sch□ ar□ Rosa Gold

Kleine D□ plik a□ f Andreas Pret□ els Replik □ Kein Denkmal f□ r Magn□ s Hirschfeld?□ (KONKRET 6/2000)

Ein Schlaglicht auf Hirschfelds Platz in der Emanzipationsgeschichte der Menschheit warf die Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft, als sie stolz ein Grußwort des Bundestagspräsidenten Wolfgang Thierse zu ihrer Hirschfeld-Woche 2000 präsentierte. Wer weder stolz auf Deutschland noch auf sein Parlament ist, kann sich seinen/ihren Reim darauf machen. Wer braucht Vaterfiguren? Adorno lehrte, daß der Schwache, der sich zwanghaft Autoritäten unterordnet, um sich stark zu fühlen, seinen verdrängten Haß, der aus der Unterordnung kommt, an sozialen Minderheiten ausläßt, und er sah dieses »Nachleben des Nationalsozialismus in der Demokratie als potentiell gefährlicher denn das Nachleben faschistischer Tendenzen gegen die Demokratie« an. Die Forderung von Pretzel und der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft, die Schwulenbewegung solle sich Hirschfeld »mit seinen Irrtümern« als »Erbe« aneignen – wenn auch »kritisch-/zeitgenössisch«, was immer das heißen mag – , also letztlich den Biologismus des wilhelminischen Bürgertums in die eigene Traditionslinie stellen, macht Rosa von Praunheim zu Politik. Der »Schwulen Welle« im »Radio Dreiyeckland« (Freiburg) sagte Praunheim: »Wenn z. B. eine Schule 70 Prozent Ausländer hat, sehr viele Moslems usw., dann ist es sehr schwer für einen Schwulen, überhaupt zu überleben (!) in so einer Klasse.«

Die Mitläufer sind wie immer schneller als die Vordenker. Das Berliner Schwulen-Lifestyle-Magazin »Sergej« rief im Juni 2000 dazu auf, mit der Christopher-Street-Day-Demonstration »provokativ« (statt wie bisher freundschaftlich) durch das türkische Kreuzberg zu ziehen – »ein Viertel, dessen Straßen vom Machismo übel gezeichnet sind«. Es riecht nach Pogrom, schwarz-rosa-goldene Fummel sind die Lunten. (Ein paar Seiten weiter warb das Blatt für Machismo Marke Deutschland, eine Ausstellung, die Leni Riefenstahls Standfotos von den Olympischen _Spielen 1936 zeigt: kernige Sportler, »siegesgewiß und kampfbereit«, der »schwulen Idealästhetik nicht fern«, so »Sergej« unter der scheinheiligen Frage: »Wie verwerflich ist die Schönheit?«)

Auch wenn Teile der Schwulenbewegung heute offenbar glauben, die Ausländer seien unser Unglück, habe ich den Titel »Streicher des Sex« (den die KONKRET-Redaktion über meinen Text setzte) nicht auf Julius Streicher gemünzt verstanden, sondern als »Wegstreicher«. Denn der Sexualitätsbegriff des Eugenikers Hirschfeld war zeit seines Lebens, auch in seinen Exilschriften, nicht auf Lust, sondern auf Fortpflanzung gerichtet, wie ich andernorts (www.gigi.de) dargestellt habe. Der Wegstreicher des Sex hat uns, für die Sexualität etwas anderes ist als Volksgesundheit und Kindermachen nach der Vererbungslehre, nichts zu sagen: Sein Denkmal brauchen wir nicht.

Konkret 08/00, S. 56

Georg Seeßlen

Der Weg der Negation

Im Münchner Haus der Kunst findet eine Retrospektive des katalanischen Malers Antoni Tàpies statt

Was das Moderne in der bildenden Kunst anbelangt, so hat man sich rasch auf ein Modell geeinigt: Das Bild emanzipiert sich von seinem Gegenstand, ja, es sieht ganz buchstäblich von ihm ab, die Autorität des ästhetischen Prozesses wandert vom Objekt zum Subjekt, nicht mehr die äußere Wirklichkeit, sondern der Wahrnehmungs- und Kommunikationsvorgang steht im Zentrum des Interesses. Im Sinne politischer Gefährdung (der Sprechenden wie der Angesprochenen) wird diese Kunst jedoch modern vor allem, weil ihr Gestus nicht mehr der des Bewahrens ist, des Bewahrens des Herrschers (und seines Blicks), des Glaubens, der Klasse, der Idee oder des Mythos, sondern im Gegenteil einer der Dekonstruktion: eine Geste der Negation. Prekär wird dieser Vorgang, der eben nicht auf ein bestimmtes Stadium der Moderne zielt, sondern eine endlose Spirale der einander beschleunigenden Modernisierungen darstellt, weil er sich, anders als die »klassische« Kunst, die gesellschaftlichen Verbündeten jeweils neu (er-)finden muß, da die Kunst nach dem Fürsten und dem Klerus auch den Bürger als Kunden verlor, »das Volk« aber nie erreichen konnte, es sei denn per Transformation in »popular culture«, also als Kitsch. Nun also hat der »moderne Künstler« so wenig einen »gesellschaftlichen Auftrag«, wie sein Bild ein Vor-Bild in jener objektiven äußeren Wirklichkeit hat, ohne die es, sagt Einstein zum Beispiel, keine Wissenschaft und damit keine Aufklärung geben kann. Dem Künstler bleibt damit nichts anderes übrig, als ein radikal einzelner zu werden, und seinem Produkt bleibt nichts anderes übrig, als sich als Projekt des ästhetischen Eigen-Sinns auf zwei Märkte gleichzeitig zu werfen, auf den »Kunstmarkt« als letzte Parodie des Pakts zwischen Bürgertum und Ästhetik und auf den Markt der Diskurse und Ideen. Das Kunstwerk muß gekauft und es muß verstanden werden, damit es »Sinn« macht, aber nicht notwendig von den gleichen Leuten.

Wie aber »versteht« man ein modernes Kunstwerk? Zunächst, immer noch am leichtesten, bei aller Skepsis, über die Person des Künstlers. Antoni Tàpies wurde 1923 in Katalonien geboren, und er ist ein katalanischer Maler geblieben, ein Künstler gegen das Zentrum, gegen die Macht der Metropole. Sehr lange hat er gebraucht, seinen Weg zu finden. Er hat mit den Surrealisten paktiert, hat sich von Klee und Braque beeinflussen lassen. Der Bürgerkrieg erschüttert sein Leben heftig, und offenkundig »spuken« die Erfahrungen dieser Jahre durch seine Bilder, die Erfahrungen des Todes, der Bedrohung, der Einschließung und Zersetzung. Wiederkehrende Motive in seinen späteren Arbeiten – Kreuze, Körperteile, Todesvögel, die roten Streifen der katalanischen Fahne, zu erahnen mehr als sichtbar – beschreiben ein Schlachtfeld der Empfindungen mit unklaren Fronten.

In den 50er Jahren entwickelte Tàpies seinen eigenen Stil des »Informalismus«, oft großformatige, reliefartige Materialbilder, in denen Zahlen, Schriften und Buchstaben, immer wieder T und A, ebenso eine Rolle spielen wie die Vermischung von Farben mit Schlamm und Erde. Gegenstände des alltäglichen Lebens sind in diese Bilder integriert, manchmal auch Ausgangsmaterial für Skulpturen. Eine »arte povera«, die doch immer auf eine merkwürdige Art stimmungsvoll bleibt, die, so es das gibt, katalanische Stimmungen evozieren, in Bildern, die immer auch Geschichten zu erzählen haben, wenngleich man die nicht einfach in Worten nacherzählen könnte. Ein Element des Sarkastischen, manchmal auch des Zornigen, das seine Arbeit seit den 30er Jahren prägt, tritt in den 80er Jahren zurück, die Rebellion des Materials gegen die Idee ist nicht mehr so wichtig wie die Dokumentation des Organischen in einem Stadium des endlosen Zerfalls und der Metamorphose. Nun will alles, so scheint es, auf die Klarheit hinaus. Der Körper verschwindet und ist doch nie zum Verschwinden zu bringen: In den 90er Jahren gibt es in Tàpies Bildern so etwas wie eine Trauer um den verfallenden und verschwindenden Körper. Man kann sich diese Bilder übrigens ziemlich leicht kitschig machen, indem man sie zu »Meditationsbildern« erklärt. (Es ist nämlich so, daß man keineswegs nur kitschig malen, musizieren oder schreiben kann, man kann vielmehr auch kitschig sehen, hören oder lesen.)

Tàpies Bilder, die man in einer sehr eingängigen Metapher mit Mauern verglichen hat, in die Botschaften, Bilder, Zerstörungen, ja sogar Versuche des Durchbruchs eingegraben sind, reflektieren sehr direkt die Situation des francistischen Spaniens, in dem es nicht gelingen konnte, das Bild zur Welt hin zu öffnen, und es ebensowenig möglich war, sich ein »richtiges« Bild der eigenen Verhältnisse zu machen. Der konkrete Protest, die Satire, die sich im Materialspiel der Mauerbilder verbirgt und, wenn es sein muß, auch nachträglich wieder direkt benannt werden kann (wie im Fall des von Stroh überwucherten Schreibtischs, den, wer mag, auch als Satire auf die Bürokratie sehen kann, wie man es seinerzeit durchaus tat), wirkt bescheiden und historisch, der Kampf um das Sehen und Nicht-Sehen, um das Bild, um seine Unterdrückung und um das Bild der Unterdrückung scheinen indes gültiger denn je.

Wenn sich in den demokratisch-kapitalistischen Gesellschaften die nicht-gegenständliche Kunst unter anderem auch als Protest gegen die Entwertung, Industrialisierung und Vermarktung des Ab-Bildes entwickelte, so entstand, das ist immer noch spürbar, Tàpies Kunst im Kampf gegen das Verbot. Wenn hinter den Rudimenten der Körper, den Fragmenten vorgefundener Materialien, einer zerlegten und zerstörten Wirklichkeit also, eine ganz direkte, sinnliche Schönheit auftaucht, etwas, das man am liebsten anfassen würde (aber wir sind ja im Museum!), erzählt diese Kunst auch vom

Widerstand, vom Widerstand nicht nur gegen jene schwülstige offiziöse und todesbrünstige Kunst des spanischen Faschismus, gegen die Kulturpolitik des Franco-Regimes, die sich durch höchste Willkür auszeichnete, sondern auch gegen die Blindheit, gegen den Blick, der schon Bedeutung als Ideologie signalisiert, bevor er Erfahrungen macht. Gerade in dieser Gegenüberstellung von religiös-patriotischem Kitsch oder futuristischem Monumentalismus der Bewegung mag deutlich werden, warum die Kunst nur als Verweigerung eine Chance hat, sich gegen die sichtbare Ideologie (wie im francistischen Spanien) oder die unsichtbare Ideologie (wie hierzulande) zur Wehr zu setzen. Tàpies hat dabei einen eher philosophischen als einen aktionistischen Weg gewählt, radikaler aber auch, weil er sich der Ausflucht ins Metaphysische verweigert. Seine Kunst erreicht einen Grad von Konkretheit, die nicht mehr zu enteignen ist.

1949 wurde Tàpies zum erstenmal im »Salón de los Once« ausgestellt, einer jener Einrichtungen, mit denen die verschiedenen spanischen Avantgarde-Gruppierungen versuchten, so etwas wie Anerkennung und Öffentlichkeit zu erzwingen. In dieser Zeit, während der er der am Surrealismus orientierten Gruppe »Dau al Set« angehörte, in der man das »automatische« (also unzensierte) Arbeiten propagierte, war Paul Klee Tàpies Vorbild. Wie eine düstere, verarmte Version der Klee-Kompositionen erscheinen seine Bilder bis 1951. Auch davon galt es sich zu befreien, nicht nur, um der Falle des Epigonentums zu entgehen, sondern auch weil darin etwas Unverbindliches steckte, ebenso wie in Theorie und Praxis der Künstlergruppe »Dau al Set« selber, die ihre Modernität rein formalistisch verstand und sich gegen die faschistische Ästhetik nicht bewußt absetzte.

Die zweite Möglichkeit, moderne Kunst zu verstehen, liegt in der Beschäftigung mit der Geschichte – als Geschichte der Kunst einerseits, als Zusammenhang von Kunst und Geschichte andrerseits. Die »informelle Kunst«, die in Tàpies dann ihren international anerkanntesten Vertreter fand, hatte sich im Spanien der 50er Jahre zu einer Bewegung entwickelt, die mehr war als eine ästhetische Formation. Auf beiden Seiten der unsichtbaren Grenze in der spanischen Gesellschaft erkannte man überrascht, daß da etwas entstand, was den Rang einer sozialen Bewegung erreichte. Die informelle Malerei wurde zu einem Pop-Phänomen; die Jugendlichen in den Städten imitierten diese »arme Ästhetik«; Galerien wurden zu Treffpunkten einer eleganten Revolte. Das Informelle war gleichbedeutend mit einer ungreifbaren Subversion. So verweigerte man sich auch dem politischen Verrat, den der Surrealismus oder was von ihm übrig blieb, beging. Und Tàpies Malerei beeinflußte nicht nur andere Maler, sondern auch Literaten, Musiker, den Diskurs unter den Augen der Polizei.

Die Geste des Informellen richtete sich gleichzeitig gegen die Unterdrückung im eigenen Land und trotzig nach draußen, auf eine »internationale« Moderne. Tatsächlich war es diese neue Form der Kunst nach dem zu Tode popularisierten Exilanten Picasso, die auch im Ausland zur Kenntnis genommen wurde. Spanien mußte, zumindest was die Kunst anbelangte, offensichtlich ein höchst modernes Land sein. Das freilich führte zu einer raschen Volte des faschistischen Staates. Er erklärte sich plötzlich mit der informellen Kunst, die doch so radikal der faschistischen Produktion widersprach, nicht nur einverstanden, sondern bemächtigte sich ihrer gleich als Ausweis der »Normalisierung« und der kulturellen Öffnung. Die Freiheit, die die Künstler erobert hatten, indem sie Ideologie nicht nur im einzelnen Fall, sondern als Ganzes verbannten, richtete sich nun als Lüge gegen sie selbst und gegen ihre Gesellschaft. Nicht wegen seiner Kunst wurde Antoni Tàpies denn auch im Jahr 1966 verhaftet, sondern weil er an der Gründung einer gewerkschaftlichen Organisation für die Universitäten beteiligt war. So radikal trennten sich »Freiheit der Kunst« und Freiheit der Menschen.

Nur die Freiheit des einzelnen konnte also übrigbleiben, und die Hoffnung auf eine soziale Bewegung durch die Kunst zerbrach an einer Kompromißtaktik der Herrschaft und an der diskursiven Unklarheit des Begriffs »Freiheit« in der Kunstszene selber. Die »informelle Kunst« wurde nicht nur als Zeugnis einer kulturellen Öffnung mißbraucht, die die Gefängnisse nicht öffnete, sie wurde auch zu einem Exportschlager. »Typisch spanisch« in der archaischen Dramatik, heißblütig expressiv, und derlei Unfug. Kurzum, bereits in den 60er Jahren war die »informelle Kunst« Spaniens in Gefahr, gleich doppelt zu Kitsch zu werden, ästhetisch und politisch. Und die Aussicht auf eine neuerliche durch die Kunst ausgelöste soziale Bewegung war perdu. Nur der einzelne Künstler konnte sich retten.

Auch Tàpies Arbeit ging in den 60er Jahren einen Weg eher nach innen. Sie dokumentiert nun das Nicht-Sehen auf ebenso radikale Weise, wie sie sich umgekehrt von der »internationalen« Unverbindlichkeit dadurch abhob, daß ihr Material immer »katalanischer«, immer persönlicher wurde. Tàpies schuf eine eigene Bildwelt, ein selbstreferentielles ästhetisches System, das sich in seiner Arbeit selbst wie in seinen theoretischen Reflexionen zunehmend zu einer spirituellen Übung entwickelte, zu einer Übung mit »magisch-religiöser Wirkung«, wie Tàpies das selber formulierte. Damit freilich war das Konfliktpotential dieser Ästhetik keineswegs erschöpft; hatte Tàpies informelle Kunst zunächst (vergeblich) den Staat und sein ideologisches Bild angegriffen, so griff er nun den metaphysischen Alleinvertretungsanspruch der katholischen Kirche an. Genau besehen sagte der Künstler und der Theoretiker nun nichts anderes, als daß Kunst die bessere Religion sei. (Weshalb eine offensichtlich »optimistische« Phase in seinem Werk, die 1975, nach Francos Tod, begann und die von einer Öffnung der Mauern, von der Weiterung des Blicks, von neuen harmonischen Möglichkeiten träumte, nur relativ kurz dauerte.) Jedes seiner Bilder war und ist Angebot einer mystischen Erfahrung auf der via negationis, dem Weg der Verneinung. Und auch in diesem Zusammenhang beharrt Tàpies auf einer automatischen, unzensierten Produktion und einer ästhetischen Prozedur, die dieses mystische Erfahren der Welt eher erforscht als verklärt. Neben einer Art von

freundlich-dunklem Humor hat ihn eben das davor bewahrt, so rasch zu verkitschen wie einige seiner Zeitgenossen. Seine »arme« Kunst zeigt deutlich immer auch die eigenen Konstruktionsprinzipien, den Charakter von Suche und Experiment.

Tàpies ist längst etabliert, er wurde zum Klassiker, zu einem der wichtigen, wenn nicht gar zum wichtigsten lebenden Maler Spaniens erklärt und kunsthistorisch abgehakt. Schneller als seine Kunst hat der Künstler seine Arbeit in das Projekt einer Versöhnung gestellt: »Wenn der Weg auch lang ist«, schreibt Tàpies in seinem Essay »Der Typus des Künstlers«, »und die Gesellschaft ihnen oft feindlich gesonnen, lehrt uns die Erfahrung dennoch, daß die vollkommensten und authentischsten Künstler diejenigen sind, die die Gesellschaft auf lange Sicht will und am notwendigsten findet.« Gibt es also doch so etwas wie einen gesellschaftlichen Auftrag, wenn □s sein muß: schamanisch, mystisch, vorderhand erst einmal dialogisch – man kann ja in der Kunst auch Vorschläge sehen, die jemand zum Sehen macht? Ist □s mit dem ästhetischen Eigen-Sinn nicht genug?

Der dritte Weg nun zum »Verständnis« des modernen Kunstwerks ist die ästhetische Methode, die zu einer Sprache führt, in der wenn nicht vom Bild, so doch von Bild zu Bild »erzählt« werden kann. Tàpies macht nicht nur die Form, das Bild, den ästhetischen Prozeß zum Thema, sondern vor allem sein Material. Nicht unbedeutend für seine Entwicklung waren die »Mauerfotografien«, die Brassai in den 30er Jahren auf Anregung Picassos anfertigte, Bilder einer Art utopischer Graffiti (die gleichwohl real waren), aus der sich eine Innenansicht der Gefangenschaft ergab. Etwas steht zwischen mir und der Welt, sagen Tàpies □ Arbeiten – eine Mauer, eine Fläche, ein Material, und darauf sind Zeichen, Reste einer Sprache, Reste von Körper, Schatten, Fetzen zurückgeblieben, Schichten von neuen und alten Materialien, Spuren von Handlung und Mißhandlung, Risse und Verkittungen, geometrische, gestörte Formen und zeichenhafte Kommentare zu diesen Ablagerungen (wie, immer wieder, eine Schere, ein Hammer, Fußabdrücke). Miteinander erzählen die Bilder eine Geschichte von einer Sehnsucht danach, etwas Entferntes zu sehen, die sich nicht erfüllen läßt; sie zeugen von der Möglichkeit, dafür etwas sehr Nahes zu sehen. Lösen wir den Blick von der Konstruktion »schöner« geometrischer Formen und betrachten wir die Schönheit einer vagen Linie im Sand.

Tàpies □ Bilder handeln davon, daß man Bilder nicht nur über, sondern vor allem mit etwas machen kann, mit Sand, Schlamm, Marmorstaub, auch mit Fernsterläden, Draht, Wäsche und Papierfetzen. Auch da steckt eine Geste der Verneinung in der Methode: Was Tàpies, nach seinen Suchbewegungen im ersten Drittel seiner Arbeitsbiographie, mehr als alles andere zu scheuen scheint, ist die reine Farbe, die glatte Oberfläche, die reine Form, kurz »diese sauberen, von der Maschine polierten Dinge«. So verhalten sich seine Bilder aus Zeichen, natürlichem Material und Bildschatten durchaus romantisch. Nur wenn etwas kaputtgeht (und es geht im Grunde alles kaputt in Tàpies □ Bildern), offenbart es seine materielle Wahrheit. Das Material rebelliert gegen die Illusion. Schon deshalb sind seine Bilder alles andere als »abstrakt«; sie verhalten sich in ihrem Zusammenhang vielmehr wie »konkrete Poesie«. Nur wenige der Arbeiten Tàpies □ »schreien«, die meisten argumentieren sanft, stimmen einen leisen Gesang an, verführen vor allem, immer noch ein bißchen tiefer in sie hineinzugelangen. Tatsächlich! Da gibt es eine Menge zu entdecken, aus der Entfernung anderes als aus der Nähe. Von links anderes als von rechts. Ein bißchen wirken diese Bilder wie ästhetische Fallen, man kann in ihnen verschwimmen oder sich in ihnen befreien.

Und nun? Stehen wir »wissender« oder verständnisvoller dem modernen Kunstwerk gegenüber? »Bevor man ein Bild malt, ist es nötig, Tausende von Büchern zu lesen.« Diesen Satz von Tong K □ I-Tch □ Ang (ich habe, ehrlich gesagt, nicht die geringste Ahnung, wer oder was das ist) stellt Tàpies seinem Aufsatz »Die Veränderung in der Ästhetik« voran. Das ist wahrscheinlich übertrieben, aber wir haben schon verstanden. Und versuchen uns an der Umkehrung: Bevor man einen Satz schreiben kann, muß man Tausende von Bildern angeschaut haben. Kompliziert genug, um das Verhältnis von Bild und Wissen nicht langweilig werden zu lassen, nicht wahr?

Die Ausstellung ist noch bis zum 13. August zu sehen.

Georg Seeßlen schrieb in KONKRET 7/2000 über eine Muse von Arno Schmidt und Klaus Theweleit

Konkret 08/00, S. 59

Dietrich Kuhlbrodt

FilmTheater

Luna Papa - Beresina oder Die letzten Tage der Schweiz - Ein Freund zum Verlieben

Luna Papa

Regie: Bakhtiar Khudojnazarov; mit Chulpan Khamatova und Moritz Bleibtreu; Österreich, Deutschland, Rußland, Schweiz, Frankreich 1999 (Arthaus), 107 Minuten; seit 27. Juli im Kino

Daß Tom Cruise der Papa ist oder sein Freund oder der Mond, wo es doch in der Vollmondnacht passierte, mag man nicht recht glauben, und doch ist es wahr, daß im Dreiländereck Tadschikistan, Usbekistan und Kirgisien eine Kuh vom Himmel fiel, genauer ein Bulle, und ich wäre auch durchgedreht, wenn das Flugzeug mit den korrupten zweibeinigen Bullen mich von der Weide gefischt hätte. Der tadschikische Regisseur Bakhtiar Khudojnazarov (»Neues Spiel, neues Glück«) fabulierte kräftig drauflos; das ist so urtümlich wie der Märchenerzähler auf dem Basar, dann jedenfalls, wenn er nicht nur dem Klischee entspricht, sondern sich obendrein in Rage redet. Der Drehort muß dann natürlich auch archaisch sein, am besten in einem Naturschutzpark fern im zentralen Asien. So geschah es. Unweit von Samarkand bauten die Produzenten ein klischeekompatibles Usbekendorf in die geschützte Landschaft, und dann ratterten anderthalb Jahre die Generatoren. Zu Beginn (August 1997) war die mondgeschwängerte Tartarin Chulpan »Morgenstern« Khamatova 22 geworden; sie gibt zum besten, was sie in der Meisterklasse der Russischen Theaterakademie gelernt hat; außerdem stand sie gleichzeitig für Veit Helmers »Tuvalu« vor der Kamera. Sollen wir jetzt einen neuen Trend ausrufen?

Davon gleich mehr. Zunächst zu Moritz Bleibtreu, der den Bruder der Tatarin spielt, die eine Usbekin darstellt. Schwierig irgendwie? Moritz versicherte mir hinterher, daß gar nicht, weil er ja nichts zu sagen habe. Was stimmt. Und überhaupt wird man ja wohl nichts gegen Behinderte einwenden, die einen Knacks bekommen haben, weil bei der Wehrübung was dumm gelaufen ist, jedenfalls hat er im Film so gut wie keine Dialoge. Das hat das Zusammenspiel sehr erleichtert. Wenn nur diese komplizierten Fluganreisen nicht gewesen wären. Zumal weil außerhalb des Filmdorfs, also entlang der Grenzen des Parks, ethnisch gestritten und der Reiseverkehr beeinträchtigt wurde; doch dem Roten Kreuz gelang es, das Team in höchster Not zu evakuieren. Davon sehen wir aber nichts, denn »der Film lebt von der Sehnsucht nach den Urgefühlen: Familie, archaische Werte, die Suche nach Liebe und Sicherheit«, freut sich der deutsche Produzent Karl Baumgartner, und: »Der Film paßt genau ins Pandora-Profil.« So gesehen paßt Moritz »Reiner Tor« Bleibtreu, soweit er behindert ist, dort ebenfalls prima hinein, und da das archaische Gefühl globaler Natur ist, haben sich Produktionsfirmen bis hin zum fernen Tokio am 4-Millionen-DM-Film beteiligt, nicht zu vergessen NTV-Profit (Moskau), ZDF (Mainz) und DRS (Zürich); aufgepaßt: Es wird geschauspielert!

Beresina oder Die letzten Tage der Schweiz

Regie: Daniel Schmid; mit Elena Panova, Geraldine Chaplin, Martin Benrath; Schweiz, Deutschland, Österreich 1999 (Pandora, Pegasus); 108 Minuten; ab 3. August im Kino

Die russische reine Törin Panova wird in Zürich – was dachten denn Sie? – als Domina in einem SM-Studio eingesetzt. Zuhälter sind Prominente aus der Wirtschaft: Rechtsanwalt Dr. Waldvogel (Ulrich Noethen) und seine Frau (Geraldine Chaplin in ihrer unangenehmsten Rolle). Wir lernen die Führungskräfte der Schweiz ausnahmslos als geübte Masochisten kennen, die sich vor der jungen Russin am Boden krümmen und ihr die schwarzen Stiefeletten lecken; auch muß dem einen schon wieder eine Körperschlinge im Nacken nachgebunden werden. Die sexuellen Obsessionen sind in diesem schönen Film von derselben Selbstverständlichkeit wie die Geldwäsche. Die alten Herren sind undämonisch, korrupt und krank; immer wieder schwärmt Joachim Tomaschewsky, der Altbundesrat, von der geglückten Arterienoperation, bis zur Erleichterung des Zuschauers der nächste Infarkt dann doch noch glückt. Regisseur Schmid (»Thut alles im Finstern, Eurem Herrn das Licht zu ersparen«) wendet sich den Herren, die auch Kunden sind, mit viel Verständnis und Liebe zu. Der legendäre Kameramann Renato Berta (»On connaît la chanson«) nimmt sie schön ausgeleuchtet und völlig unsatirisch auf, und die Kino-Besucher übernehmen die rosafarbene Perspektive der Ausländerin-ohne-Arg, der die Schweiz das gelobte Land und die Staatsbürgerschaft die Verheißung ist. Wir liegen dieser Heiligen zu Füßen, lecken und sind arglistig, denn den versprochenen Schweizer Paß kriegt sie niemals.

Und doch wird die Hl. Moskauerin gekrönt werden, in einer majestätischen Totalen, in der sich die Queen von England nicht wiedererkennen würde, ein erhabenes Spektakel, eine Apotheose des Göttlichen, die Königin der Schweiz, eine Russin. – Immer noch erzählt der Film seine Geschichte, keine Albernheit. Aber eine Freude war es schon, wie die biederen Schweizer Pensionäre der SM-Monarchin den Weg freischossen. Stammfreier-Divisionär Benrath hatte seinen Umsturzplan (den Beresina-Alarm) im Etablissement leider vergessen. Und eigentlich war es den alten Kommunistenfressern drum gegangen, daß keiner die helvetischen Obsessionen stört, schon gar nicht eine Frau, und erst

recht nicht eine aus Rußland.

Ein Freund zum Verlieben

Regie: John Schlesinger; mit Madonna, Rupert Everett, Benjamin Bratt; USA 2000 (Concorde); 98 Minuten; ab 10. August im Kino

Ein Film zum Vergessen. – Bleiben wir also noch bei »Luna Papa« und »Beresina«; das sind immerhin Filme, wenn nicht gute Filme, und wir machen Bekanntschaft mit den unverbrauchten Gesichtern der 22jährigen; ihnen glauben wir auch das Unwahrscheinliche – am liebsten grade das.

In »Ein Freund zum Verlieben« stehen Tränen in Mutter Madonnas kalten Augen, ihr Real- und Filmfreund Rupert Everett nimmt mit psychotischer Energie sein Recht als Vater wahr, und wir glauben nichts von dem, was die Stars treiben. »Ein Freund zum Verlieben« ist kein Film. Gewiß, auf der Leinwand bewegt sich was, aber das gehört auf die Bühne eines der Broadway-Boulevard-Theater, meinetwegen ein well-made-play, also unerträglich. Es geht um dreierlei: 1. um Konversation inkl. Pausen für den Zwischenbeifall, 2. um das Fotografieren und Posieren von Mutter und Vater, wozu schöne Motive und raffinierte Beleuchtung gehören: viel Licht von hinten auf Madonnas Kopf, das Gesicht liegt meist im Schatten, und 3. um die Musiktitel, allen voran Madonnas »American Pie«. Aber ergibt die Summe von 1.+2.+3. einen Film?

John Schlesingers Alterswerk propagiert die Family values. Um zu beweisen, daß sie allgemeingültig sind, braucht der Film einen ganzen Theaterakt, nämlich den Gerichtssaal mit dem immer gleichen EinspruchEuerEhren; nach 98 Minuten wissen wir es, weil wir Zeit zum Mitschreiben hatten, daß auch der schwule Vater das Sorgerecht für seinen Sohn (6) bekommen kann. Trotzdem kriegt er das Kind nicht. Wollen Sie wissen, warum? Wegen Schlesinger. Denn um zu zeigen, wie schwul Madonnas Freund ist, fiel ihm nichts anderes ein, als zu zeigen, wie der raucht, die Zigarette qualmt und qualmt in Großaufnahme. Die Family values mögen für Schwule gelten, gewiß aber nicht für Raucher.

Konkret 08/00, S. 60

Günter Amendt

No drugs. No future

Lifestyle bis zum Speedlimit: über psychoaktive Substanzen im postindustriellen Zeitalter

In der globalisierten und deregulierten Welt von morgen werden psychoaktive Substanzen nicht nur als Genußmittel – just for fun – , sondern auch als Instrumente der sozialen Steuerung unverzichtbar sein. Das ist historisch nichts Neues, denn auch in der Geschichte des Industriezeitalters hatten Rauschmittel – Alkohol, Tabak und Opium, später dann auch Psychopharmaka – immer einen doppelten Gebrauchswert. Als Genußmittel halfen sie den unterdrückten und ausgebeuteten Massen, ihr Los zu ertragen; als Leistungsdrogen sicherten sie die gesellschaftlichen Bedingungen der Ausbeutung. Somit hatten Drogen immer auch einen politischen Gebrauchswert.

Nun, mitten in der Umbruchphase vom industriellen zum postindustriellen Zeitalter, eine Prognose über die künftige Bedeutung von psychoaktiven Substanzen zu wagen mag reichlich kühn erscheinen, denn wie immer bei derartigen auf der Hochrechnung des gesellschaftlichen Ist-Zustandes beruhenden Prognosen wird eine lineare gesellschaftliche Entwicklung ohne Brüche, ohne individuelle Verweigerung und ohne kollektiven Widerstand unterstellt. Dennoch ist der Versuch legitim, die Logik des neoliberalen Modernisierungsprozesses, zu dem es, wie dessen Propagandisten auffallend oft versichern, eine Alternative nicht gibt, einmal konsequent zu Ende zu denken.

Die neue postindustrielle Epoche hat kein Gründungsdatum. Erst in den 70er Jahren, als im öffentlichen Diskurs die Moderne zur Postmoderne mutierte, begann das Bewußtsein von einer Zeitenwende zu reifen. Doch schon in den 50er Jahren befaßte sich die sozialwissenschaftliche Diskussion mit der neuen Zeit und dem, was sie aus den Menschen machen würde. In seinem in der Bedeutung des Wortes epochalen Werk *Die Antiquiertheit des Menschen* stellte der Philosoph Günther Anders die bis heute unmoderne Frage nach der »Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution«. Könnte es nicht sein, fragt Anders, daß die Produkte dieser Revolution »etwas Übertriebenes von uns verlangen, etwas Unmögliches; und uns durch ihre Zumutung wirklich in einen kollektiven pathologischen Zustand hineintreiben«?

Ein unersättlicher Forscherdrang, freigesetzt von einem entfesselten Kapitalismus und dem ihm innewohnenden Zwang zu ständig Neuem, hat die Menschen »als zeitliche Wesen derart in Unordnung gebracht, daß wir nun als Nachzügler dessen, was wir selbst projektiert und produziert hatten, mit dem schlechten Gewissen der Antiquiertheit unseren Weg langsam fortsetzen oder wie verstörte Saurier zwischen unseren Geräten einfach herumlungern«. Im Verlaufe dieses Modernisierungsprozesses ist das Verhältnis des Menschen zu seiner Produktwelt total aus den Fugen geraten und »a-synchron geworden«. Wir sind, so Anders, »drauf und dran, eine Welt zu etablieren, mit der Schritt zu halten wir unfähig sind, und die zu ›fassen‹ die Fassungskraft, die Kapazität sowohl unserer Phantasie wie unserer Emotionen wie unserer Verantwortung absolut überfordert(e)«.

Dieser kollektive Zustand einer permanenten Überforderung und chronischen Überreizung, wo die körpereigene Chemie nicht mehr ausreicht, den Organismus des Menschen physisch wie psychisch anzupassen an die Geschwindigkeit der Maschinen und Prozessoren, hat das Verlangen nach Hilfsmitteln zur pharmakologischen Wiederherstellung einer ausgeglichenen »harmonischen Persönlichkeit« sukzessive wachsen lassen. Nicht zufällig überschwemmte die Pharmaindustrie in den 60er Jahren, in denen sich die Vorboten der neuen Zeit bereits deutlich bemerkbar machten, den Markt mit einer Serie von Produkten, die alle auf die Stimulation des Zentralnervensystems zielen. Die Innovation von Tranquilizern und Sedativa, von Hypnotika und Antidepressiva war begleitet von Werbekampagnen in einem bis dahin nicht gekannten Ausmaß. Erster und wichtigster Adressat war die Ärzteschaft, denn die meisten der neuen Substanzen unterlagen der Verschreibungspflicht und waren legal nur über Apotheken zu beziehen. Wenn es gelingen würde, die Bereitschaft der Ärzte zu wecken, psychische Probleme und schwankende Stimmungen mit Hilfe psychoaktiver Substanzen zu »lösen« und sich mit der Bekämpfung von Symptomen zu begnügen, wäre der Markterfolg der neuen Drogen garantiert. Die Werbestrategie der Pharmakonzerne verfehlte ihr Ziel nicht. *Valium* steht pars pro toto für einen der größten Marketingerfolge in der Geschichte der Pharmaindustrie.

Im Rückblick zeigt sich, daß die oft bekämpften und viel gescholtenen Subkulturen von Jugendlichen bei der Herausbildung neuer Verhaltens- und Konsummuster die Rolle einer Avantgarde übernommen haben. Das ist die historische Funktion von Jugendkulturen. Die weltweite Protestbewegung und die eng mit ihr verwobene Drogensubkultur der 60er und 70er Jahre versetzte zwar, wenn auch nur vorübergehend, der Pharma-Euphorie einen Dämpfer. Denn der Protest gegen die Elterngeneration war auch eine Kritik an deren von Drogen verursachten Deformationen – Alkohol als Verursacher an erster Stelle, aber auch »mother's little helpers« aus der Pharmaküche zur Beruhigung der Nerven und zum Abbau von Streß. Doch ganz Kinder ihrer Eltern, propagierten die Jugendlichen der Protestgeneration nicht etwa den Verzicht auf psychoaktive Stimulanzien, sie verlangten vielmehr nach einer Alternative zu den von der Elterngeneration bevorzugten Drogen. Das war die Stunde von Haschisch und Marihuana. Es war aber auch die Stunde von LSD und wurde schon bald zur Stunde von Heroin und Kokain. Synthetische Drogen, egal, ob aus legalen oder illegalen Labors, waren

immer dabei. Der demonstrative und provokative Konsum von illegalisierten Drogen wurde zu einem untrennbaren Bestandteil der Protestkultur jener Jahre. Ein neues Selbstverständnis im Umgang mit psychoaktiven Stoffen begann sich zu artikulieren und den kontrollierten Konsum von Drogen aus anderen als medizinischen Gründen zu popularisieren.

Als dann Heroin und Kokain die Jugendszene eroberten und viele Konsumenten und Konsumentinnen die Kontrolle über ihren Drogenkonsum verloren, war die Pharmaindustrie mit einem Angebot zur Problemlösung umgehend zur Stelle. Ihr Angebot damals: *Methadon,* eine Droge mit ihrerseits hohem Suchtpotential und erheblichen Nebenwirkungen – aber eben eine legale Droge aus einem legalen Labor. Auch jetzt, da die Heilkraft von Cannabis wieder entdeckt und in vielen Staaten der Welt die medikalisierte Abgabe der Droge zugelassen wird, hat sich die Pharmaindustrie sofort eingeklinkt. Ihr Angebot heute: *Marinol,* eine synthetische Variante des grünen Krauts.

Der Technokultur der 80er Jahre verdanken die Produzenten von synthetischen Drogen einen weiteren, heftigen Innovationsschub. Plötzlich waren synthetische Drogen im Jugendfreizeitbereich angesagt und nachgefragt. Das als Relikt der 70er Jahre bei vielen Jugendlichen noch vorhandene chemiekritische Bewußtsein wurde weggeschwemmt von einer Welle neuer Drogen auf der Basis von Amphetaminen. Angetrieben von den schnellen Beats ihrer computergenerierten Tanzmusik besorgte die Technokultur wortlos und spielerisch die Anpassung einer neuen Generation von Jugendlichen an die Geschwindigkeit des digitalen Zeitalters. Pillen als Antriebsmittel und Lifestyle-Accessoire gehörten von Anfang an dazu. Die Hemmschwelle der Raver zu überwinden war nicht schwer, schließlich verfügt die Mehrheit aller jugendlichen Konsumenten von Ecstasy und anderen sogenannten Partydrogen über eine oft weit in die Kindheit zurückreichende Vorgeschichte mit legalen Pharmadrogen. Je größer die Vorerfahrung mit legalen Schmerzmitteln, Schlafmitteln, Aufputschmitteln, aber auch Vitaminen und anderen pillenförmigen Aufbaustoffen, desto größer die Bereitschaft, illegale Drogen zu probieren, wie eine Repräsentativbefragung von Jugendlichen in Luxemburg eindrücklich belegt. Und wieder, wie schon in den 60er Jahren, steigt die Pharmaindustrie auf den neuen Trend ein. Nach eigenem Bekunden erhoffen sich die Produktmanager der großen Pharmakonzerne eine profitable Zukunft vom Aufbau eines »Lifestyle Segments«, das die ganze Produktpalette von Vitaminpräparaten über Viagra bis zu Happy-pills und der ›Pille danach‹ umfassen soll.

Spätestens Anfang der 90er Jahre wurden auch diejenigen von der Veränderungsdynamik des anbrechenden postindustriellen Zeitalters erfaßt, die bis dahin glaubten oder hofften, sich der Entwicklung entziehen zu können. »Ob wir nämlich mitspielen oder nicht – wir spielen mit, weil uns mitgespielt *wird*«, schrieb Günther Anders in weiser Voraussicht. Die Ahnung von einer Zeitenwende wurde zur Gewißheit, als mit dem Zusammenbruch der staatssozialistischen Gesellschaften Osteuropas der »Eiserne Vorhang« zwischen den Systemen hochging, und, wie der Dramatiker Heiner Müller diesen Zusammenbruch begriff, nicht nur eine System-, sondern auch eine *Zeitgrenze* fiel. Von nun an gilt nur noch eine Geschwindigkeit bis in den hintersten Winkel des Planeten. Der »Turbo-Kapitalismus«, wie der US-amerikanische Ökonom Edward Luttwark die neue postindustrielle Epoche nennt, unterscheidet sich von der traditionellen kapitalistischen Marktwirtschaft durch das Tempo, mit dem er in den Industriegesellschaften des Nordens Wohlstand schafft und zugleich gewachsene gesellschaftliche Strukturen vernichtet. Auf eine Formel gebracht: »Turbo-Kapitalismus gleich Privatisierung plus Deregulierung plus Globalisierung.«

Der neuzeitliche Mensch, der den mittelalterlichen verdrängte und abgelöst hat, steht selbst vor seiner Ablösung durch einen Persönlichkeitstypus, dessen Konturen noch undeutlich und verschwommen sind. Der neue »neue Mensch« als Produkt eines Anpassungsprozesses an die Beschleunigungskräfte der Informationstechnologien ist nur mit Hilfe von psychoaktiven Substanzen zur Herstellung eines inneren Gleichgewichts und synthetischen Aufbaustoffen zur Herausbildung eines leistungsfähigen Körpers formbar. In diesem Prozeß dürften jene Drogen, um die sich heute alles dreht, nur weil sie zu Beginn des 20. Jahrhunderts illegalisert wurden, eine eher untergeordnete Rolle spielen. »So wie im 17. Jahrhundert die Kaffee- und Tabakverbote Rückzugsgefechte mittelalterlicher Weltanschauungen waren, so lassen sich die heute noch geltenden Verbote der Rauschdrogen interpretieren als Rückzugsgefechte bürgerlicher Rationalität und Selbstdisziplin«, schreibt der Historiker Wolfgang Schivelbusch in seiner *Geschichte der Genußmittel*.

Letzte umkämpfte Bastion auf diesem Rückzug ist das Cannabisverbot. Diese Droge ist in der Tat »die Verbündete des Menschen im Kampf gegen die Maschine«, wie es Heiner Müller emphatisch formulierte. Denn Cannabis bedeutet »Zeitgewinn für das Subjekt, Maschinen bedeuten Zeitverlust«. Gewonnene Zeit wäre demnach nur »eine Zeit, die frei ist von Konsum, Marktwirtschaft, Maschinen. Diese Zeit gibt es nur über Drogen.«

Der Alltag des Menschen im Industriezeitalter war geprägt von religiösen und weltlichen Ritualen und von der Disziplin der Fabrikarbeit. Dieser Alltag ist in Auflösung begriffen. Alles, was den Lebenslauf der Subjekte strukturierte und die Sozialverhältnisse organisierte, ist in Frage gestellt. Alle Übereinkünfte über den Ort der Arbeit, die Dauer der Arbeitszeit, die vertragliche Sicherung des Arbeitsplatzes, das Verbot von Kinder- und Sklavenarbeit stehen zur Disposition, denn jeder steht mit jedem und alle stehen mit allen in einer Konkurrenzbeziehung. Es ist eingetroffen, was Marx und Engels vorhersahen: »Das Bedürfnis nach einem stets ausgedehnten Absatz für ihre Produkte jagt die Bourgeoisie über die ganze Erdkugel. Überall muß sie sich einnisten, überall anbauen, überall Verbindungen herstellen.« Auf dieser Jagd wird alles niedergetrampelt, was sich der Modernisierung in den Weg stellt: Alles Stehende verdampft, alles Heilige wird entweiht,

»und die Menschen sind endlich gezwungen, ihre Lebensstellung, ihre gegenseitigen Beziehungen mit nüchternen Augen anzusehen«. Weil aber Nüchternheit für immer mehr Menschen zu einem immer schwerer ertragbaren Zustand wird, greifen immer mehr Menschen zu immer mehr Hilfsmitteln, die ihnen erlauben, der Wirklichkeit zu entfliehen, sie zu verdrängen oder zu schönen. *Prozac* ist das Angebot der Pharmaindustrie für diesen kollektiven Gemütszustand.

Flexibilität und Mobilität, die beiden wichtigsten Vokabeln im Wörterbuch der Modernisierung, sind mehr als nur Kategorien der Kapitalbewegung. Flexibilität und Mobilität des Kapitals haben eine psychische Entsprechung. Flexibel und mobil zu sein sind auch die wichtigsten dem ›neuen Menschen‹ im Zeitalter der Globalisierung abverlangten Persönlichkeitsmerkmale. Die Frage aber ist: Wie biegsam ist der Mensch? Wie beweglich ist er? Wo ist sein Speedlimit, wo seine Bruchstelle? Das sind Fragen, die sich auch die Produkt-Designer der Pharmaindustrie stellen auf der Suche nach einer pharmakologischen Antwort. Denn die Entrhythmisierung des Arbeitsablaufs, die Zerschlagung gewachsener und verinnerlichter Zeitstrukturen wie etwa die Abschaffung von Sonn- und Feiertagen, der ständige Wechsel von Arbeitszeit und Arbeitsort, die Auflösung sozialer Beziehungen und emotionaler Bindungen verursachen oft extreme Gefühls- und Stimmungsschwankungen, welche die Bereitschaft zur chemischen Selbstmanipulation geradezu herausfordern, will man nicht abgehängt werden und auf der Loser-Seite landen. Der Gebrauch von »abhängigkeitsgefährdenden Substanzen« wird zunehmen »im Sinne einer ›sozialen Indikation‹, das heißt, um mit den Anforderungen des Alltags besser zurechtzukommen«, prognostiziert der Schweizer Suchtmediziner Ambros Uchtenhagen. Auch Günther Anders hat in seinem Werk, ohne sich dabei ausdrücklich auf Drogen zu beziehen, das Mittel des »Human Engineering« als Instrument der Selbstdressur beziehungsweise »der Gleichschaltung mit sich selbst« bereits thematisiert.

Am deutlichsten zeichnen sich die Konturen des ›neuen‹ postmodernen, postindustriellen Menschen in der aktuellen Dopingdiskussion ab. Hier geht es nur vordergründig um die Garantie von Chancengleichheit und die Ausschaltung von Wettbewerbsverzerrungen. In der Dopingdiskussion wird die prototypische Gestalt des ›neuen Menschen‹ antizipiert und zugleich der gesellschaftliche Moralkanon neu verhandelt.

Als selbständiger Unternehmer beansprucht der Athlet im Sinne eines freien Wettbewerbs Verfügungsgewalt über sein Kapital – sprich: seinen Körper. Der bis in die letzte Faser von der Kapitalverwertung durchdrungene Körper des Sportlers agiert am Markt des Profisports als sein eigenes Profitcenter. Denn Leistungssport ist Arbeit, die als Spiel sich zu tarnen versucht. Leistungsprinzip, Leistungsgesellschaft, Leistungssport und Leistungsdrogen – das eine ergibt sich aus dem andern. Die sogenannte Welt des Sports ist lediglich eine Miniaturnachbildung hochindustrialisierter Gesellschaften, deren Alltagsrhythmus vom Zeitdiktat der Maschinen bestimmt wird. Jede reglementierende Einmischung über die sportlichen Spielregeln hinaus, jeder regulierende Eingriff von außen, aber auch jede gesellschaftliche Erwartung an den Sport, wie etwa die Rolle eines Sinngebers oder Vorbildes für Heranwachsende zu übernehmen, ist mit dem professionellen Anspruch des Leistungssports unvereinbar. (Sie ist allerhöchstens als kalkulierte Werbemaßnahme sinnvoll.) Es muß im Ermessen des Athleten bleiben, mit welchen Mitteln er seine Leistung erbringt und seinen Arbeitsvertrag erfüllt, solange der Mitteleinsatz Dritte nicht unmittelbar schädigt. Was also soll gegen den auch andernorts üblichen Einsatz pharmakologischer Hilfsmittel zur Steigerung der Leistungsfähigkeit sprechen, wenn gleich alle und alle gleich gedopt sind? Der im Zusammenhang mit dem Dopingskandal der »Tour de France« von einem Exprofi eingebrachte Vorschlag, *Epo,* die aktuelle Skandaldroge des Radrennsports, unter ärztlicher Aufsicht an alle, die danach verlangen, abzugeben, folgt genau dieser Argumentationslinie.

Aber auch Gebote und Verbote, die in die Sphäre seiner ›freien Zeit‹ eingreifen, wird der dem postindustriellen Individualitätsmuster folgende Athlet nicht länger akzeptieren, schon weil die strikte Trennung von Arbeit und Freizeit unvereinbar ist mit dem Gebot, stets flexibel und mobil zu sein. Goethes Zauberformel zur Strukturierung des Alltags im Industriezeitalter – »Tages Arbeit, abends Gäste / Saure Wochen, frohe Feste« ist auf die Bedingungen der deregulierten und fluiden Arbeitsorganisation nicht mehr anwendbar. Das macht auch die Unterscheidung zwischen Arbeitsdrogen zur Steigerung der Produktivität und Freizeitdrogen zur Herstellung eines psychischen Wohlbefindens hinfällig. Somit wird auch der Katalog verbotener Dopingsubstanzen irrelevant. Warum sollten Sportler mit einem Berufsverbot belegt werden, wenn sie, wie ein des Doping überführter britischer Sportler sich rechtfertigte, »aus einem gesellschaftlichen Anlaß« außerhalb des Sportbetriebs Haschisch und Marihuana rauchen oder Kokain schnupfen? Sie tun nur, was andere, ohne berufliche Sanktionen befürchten zu müssen, auch tun.

Solange das antiquierte Bewußtsein der Sportöffentlichkeit und deren moralisches Empfinden hinter den technologischen Entwicklungen und den pharmazeutischen Innovationen zurückbleibt, werden die selbstbewußten Ansprüche des moralisch längst deregulierten Profisports mit den noch immer virulenten Idealen eines moralisch sauberen Amateursports kollidieren. Das macht die aktuelle Dopingdiskussion so konfus.

Der pharmakologische Weg zur Steigerung der Arbeitsleistung und zur lustvoll lockeren Bewältigung der sogenannten Freizeit ist nicht ohne Risiko. Unerwünschte Nebenwirkungen sind, wie jeder weiß, nicht auszuschließen, massive Selbstschädigungen bis zur Selbsttötung nicht selten die Folge. Wer jedoch, um nicht auf der Verliererseite zu enden, dem Tempo der Maschinen und Prozessoren folgen will, muß prinzipiell bereit sein, sich mit allen verfügbaren Mitteln

anzupassen und die damit verbundenen Risiken in Kauf zu nehmen. Diese Bereitschaft ist vorhanden, bei der jungen Generation mehr als bei der alten. Sie wird gefordert, und sie wird gefördert, weil Modernisierung unter dem Vorzeichen des Neoliberalismus Rückzug des Staates aus den Solidarsystemen bedeutet und letztlich die Zerschlagung der Solidargemeinschaft. Die Individuen der postindustriellen Gesellschaft werden in die Selbstverantwortung entlassen. Auf den Konsum von Drogen übertragen ist Selbstverantwortung mit Selbstmedikation gleichzusetzen. Damit entfällt auch das moralische Verdikt des Drogen*miß*brauchs. Drogen werden im postindustriellen Zeitalter als Mittel der Selbstmedikation *ge*braucht. Da verpuffen alle Warnungen vor den Risiken synthetischer Drogen, wie als aktuellstes Beispiel das Konsumverhalten der Technoszene zeigt. Warnungen vor synthetischen Drogen wurden und werden von einem erheblichen Teil dieser jugendlichen Konsumavantgarde ignoriert beziehungsweise als tragbar akzeptiert. Denn die Entscheidung, eine synthetische Droge zu nehmen, ist nur eine von vielen Risikoabwägungen im täglichen Umgang mit den Risiken der Chemie.

Mit dem Übergang vom industriellen zum postindustriellen Zeitalter hat sich die Risikoschranke insgesamt verschoben – bei den Alten wie bei den Jungen. Der in den 80er Jahren in die sozialwissenschaftliche Diskussion eingeführte Begriff der »Risikogesellschaft« bedeutet ja zweierlei. Er benennt die objektiven Risiken hochkomplexer Informationssysteme und hochgefährlicher Technologien, die sich mit der Atomspaltung, der Genmanipulation und den vernetzten Informationssystemen durchgesetzt haben und deren destruktive Potentiale den gesamten Globus bedrohen. »Risikogesellschaft« meint aber auch die Bereitschaft der Subjekte, unter den gegebenen Bedingungen und im Bewußtsein dieser globalen Bedrohungspotentiale erhöhte Risiken einzugehen, um einerseits die Arbeit und die Freizeit bewältigen und andererseits die permanente Beschleunigung psychisch überleben zu können. Aufgabe der Pharmaindustrie in diesem »Modernisierung« genannten Anpassungsprozeß ist die Bereitstellung von Substanzen, welche die Subjekte unabhängig machen von ihren eigenen sie hemmenden oder ihnen lästigen Emotionen. Nach dem Motto »Jedem das Seine und jeder das Ihre« wird mit Hochdruck an der pharmakologischen Regulierung menschlicher Gefühlszustände gearbeitet. Völlig zu Recht spricht der Schweizer Psychiater Marc Rufer in seinem 1995 veröffentlichten Buch *Glückspillen* von einem »Comeback der Psychopharmaka«. Doch bei diesem Comeback geht es um mehr als nur die Produktion von Happy-pills zur rosaroten Ausgestaltung des Freizeitlebens. Es geht auch um mehr als nur die Produktion von Leistungsdrogen zur Bewältigung der Arbeit. Es geht auch um Produkte zur Regulierung des Sozialverhaltens beziehungsweise zur Eliminierung unerwünschter Verhaltensweisen.

Die Psychodroge *Ritalin,* ein Produkt des Pharmamultis Novartis, ist das erfolgreichste Produkt in diesem Marktsegment, wobei derzeit noch neunzig Prozent der Droge in den USA konsumiert werden und da vor allem von Kindern und Jugendlichen. Ihnen wird die Droge von Ärzten verschrieben und über die Institution der School nurse in den Schulen verabreicht. Über vier Millionen US-amerikanische Kinder und Jugendliche werden wegen Verhaltensauffälligkeiten mit *Ritalin* therapiert. Doch die Diagnose ADHD (Attention Deficit Hyperactivity Disorder) ist höchst umstritten. Weil es ein allgemein anerkanntes Diagnoseverfahren nicht gibt, ist der Anwendungsbereich unbegrenzt und abhängig von der subjektiven Bewertung derer, die das Verhalten eines Kindes als sozial erwünschte Aktivität oder als sozial unerwünschte Hyperaktivität definieren. Genau in dieser diagnostischen Ungenauigkeit liegt die Marktchance der Droge, die immer häufiger auch als Cocktail in Kombination mit *Prozac* und vergleichbaren Substanzen zur Ausbalancierung der Persönlichkeit verabreicht wird. Darüber hinaus erfreut sich *Ritalin* auch als illegale Smart drug bei US-amerikanischen Teenagern – geschluckt, geschnupft und injiziert – großer Beliebtheit: »Methylphenidate reizen das zentrale Nervensystem und teilen viele der pharmazeutischen Effekte von Amphetaminen, Metamphetaminen und Kokain«, warnt die US-amerikanische Drogenbehörde (DEA) in einer Informationsschrift zu *Ritalin* als Partydroge. Einmal mehr hat sich mit *Ritalin* eine psychoaktive Substanz am Drogenmarkt etabliert, die ihren noch lange nicht ausgereizten Markterfolg dem Doppelcharakter verdankt, sowohl als Medikament wie als Genußmittel brauchbar zu sein.

Wo ist die objektive Grenze der chemischen Manipulierbarkeit des menschlichen Hirns? Wann ist der Körper des Menschen von toxischen Stoffen derart kontaminiert, daß die zur Streßbewältigung eingesetzten Aufputsch- und Betäubungsmittel und deren Mix mit allem, was turnt und knallt, das Gegenteil dessen bewirken, was medizinisch-pharmakologisch gewollt war? Gibt es so etwas wie einen pharmakologischen Overkill? Pharmakologen werden auf diese Frage anders antworten als Gentechnologen. Die glauben längst erkannt zu haben, daß der Mensch von heute den Anforderungen von morgen nicht mehr gewachsen ist; auch nicht mit Hilfe von Drogen. Die im deutschsprachigen Raum mit dem Namen Sloterdijk verbundene Diskussion über Menschenzüchtung, die so oder so ähnlich auch anderswo geführt wird, antizipiert nur den nächsten logischen Modernisierungsschritt. Wenn Drogen es nicht mehr bringen, hilft nur noch der Eingriff in die menschlichen Keimbahnen.

Zuerst erschienen in: *Sexualität und Gesellschaft. Festschrift für Volkmar Sigusch.* Hg. v. Martin Dannecker und Reimut Reiche, Frankfurt 2000, Campus Verlag

Günter Amendt verteidigte in KONKRET 7/98 Wolfgang Kraushaar gegen Oliver Tolmein

Konkret 08/00, S. 64

Kai Degenhardt

More than a feeling

Zur Behaglichkeit in der Popmusikkritik

Was das Licht zum Vorschein bringt, ist eine Orgie des Stils. Ein in lüsternes Blutrot getauchter Vorhang ist um die Bühne geschlungen. Dort steht, auf Zehenspitzen und im edlen Oscar-Wilde-Jackett, er. Plötzlich löst sich die Spannung im charmantesten »Hallo«, das man sich denken kann. Das Publikum rast. Er ist wieder da. Es liegt weniger an den unzähligen Posen, in die er sich auch heute abend wieder wirft. Nein, er streckt die Menge mit seinem Lächeln nieder. Es ist ein so bescheidenes wie ehrliches Lächeln, das man von diesem Mann nicht mehr erwartet hätte. Ein junger Fan kann es nicht fassen, durchbricht die Absperrung und wirft sich dem sichtlich Gerührten um den Hals, bis die Ordner kommen und ihn vermutlich totprügeln. Wie gehabt: Keine Leidenschaft ohne Gewalt.

Nicht von ihrem smarten Außenminister Joschka Fischer ist da die Rede, und das »Taz«-Zitat entstammt auch nicht etwa einem Küppersbusch-Kommentar zum Grünen-Sonderparteitag in Bielefeld. Es ist vielmehr der Anfang eines ganz und gar nicht ironisch gemeinten Berichts von einem Morrissey-Konzert in Berlin. Und das Geschleime zieht sich noch endlos so weiter durch den Artikel, bis man am Ende sogar meint, das verzückte Glucksen des Autors durch die Zeilen hindurch hören zu können.

Leider ist solch infantiles Abgeschwärme über Popstars der Musik kein so bedauerlicher wie unappetitlicher Einzelfall, der sich auf die Kultur-und-Kind-Seiten des neuen Berliner Regierungsblatts beschränken würde. Auch und vor allem in den meisten sich noch der Linken zurechnenden Zeitschriften wird Musik- und Popkritik betrieben, als handele es sich dabei um Mode- und Ambientetips für die Jeunesse dorée.

So sorgt man sich beispielsweise in der »Jungle-World« darum, wie es Madonna, die »Queen of Style«, denn überhaupt habe aushalten können, auf einem »Wetten daß?«-Sofa in Duisburg neben diesem provinziellen »zum Leben erweckten Disney-Zwerg« Jürgen von der Lippe zu sitzen. Oder an anderer Stelle wird einfach schulhofraucherreckenhaft und ohne jede Scham angegeben: »Übrigens stand Beck einmal leibhaftig vor mir in einer Schlange. Das war in New York. Er sah sehr bezaubernd aus, ganz makellos sein Teint.« Die »Junge Welt« dagegen schwärmt von den »sehr eindrucksvollen und großen Augen« sowie den »nicht mehr ganz so scharf wie früher hervorstechenden Wangenknochen« Blixa Bargelds von den Einstürzenden Neubauten, der darüber hinaus regelmäßig »drei schwarze Maßanzüge in einer schwarzen Tasche mit sich trägt«. In »Spex« wird eine Tocotronic-CD rezensiert: »Erlösend ist dieses Album. Ich würde mich steinigen lassen dafür«, während man sich bei KONKRET nur vergleichsweise verhalten begeistert zeigt über eine D'Angelo-Platte: »Sie klingt, als hätten die Naturgewalten in ihren generösen Momenten Klänge produziert, mit der sie die Menschheit versöhnlich stimmen wollen.«

Wie kann sowas aber angehen? Wieso darf man als erwachsener linker, also doch irgendwo noch der Aufklärung verpflichteter Journalist im ergriffenen Stil eines ihren Reitlehrer anhimmelnden Ponyhof-Mädchens über Popmusik schreiben? Weshalb werden deren Front(wo)men derartig distanzlos angeschwärmt, während ähnliche Enthusiasmen auf den Politik- und Kommentarseiten in bezug auf die politischen Lieblinge zu Recht als verpönt gelten? Oder wann hat man zum letzten Mal von der unheimlich süßen Warze des Großen Vorsitzenden, der seidigen Haut Rosa Luxemburgs, der erotischen Glatze Lenins gelesen? Und warum wird das Tragen schwarzer Armani-Anzüge bei den Elder Boygroups der politischen »Neuen Mitte« so verächtlich gemacht?

Ganz offensichtlich hat die Popmusik-Kultur im vergangenen Jahrzent nicht nur das Interesse des gehobenen Feuilletons auf sich gezogen, das nach einer affirmativen Ergänzung zur traditionellen E-Kultur für ihre heranwachsenden, immer auf die Kacke hauenden kleinen Racker Ausschau hielt, sie ist auch für die politische Linke zu einer wichtigen Projektionsfläche ihrer eigenen Befindlichkeiten geworden.

Früher feierte in Anti-Atom- und friedensbewegten Zusammenhängen noch eine Mischung aus Betroffenheits-Chanson und Erbauungs-Rock'n'Roll – von Bettina Wegners »Sind so kleine Hände« bis zu Ton Steine Scherbens »Mein Name ist Mensch« – große Erfolge. Es wurde aus dem Bauch heraus, in dem ständig diverse Flugzeuge grummelten, für die Köpfe und Herzen der anderen gespielt, getanzt, gesungen und dabei Berge von Mut gemacht, daß man sich heute fragt, wozu man die eigentlich alle gebraucht hat. Ach ja: zum Träumen! Aber wie auch immer: Nach der irgendwann dann nicht mehr bestreitbaren weltweiten Niederlage und damit dem Verlust von allem, was man früher einmal »linke kulturelle Hegemonie« nannte, blieb kaum noch etwas übrig, worauf sich eine Restlinke kulturell hätte beziehen können – es sei denn in absoluter gesellschaftlicher Marginalität. Mit anderen Worten: *in Dissidenz!*

Die Bombardierungen des Irak und Jugoslawiens blieben seitens der popkulturell Revoltierenden weitgehend ungegeißelt. Durch diese Ereignisse – Pogrome und Krieg im nach-89er-Deutschland – änderte sich dann aber doch der anfangs noch so toughe Ton der Popisten. Er wurde zahmer und ging langsam aber sicher über in ein leiseres, dafür aber reichlich

klischeehaftes Geraune – »Formen des Neinsagens gegen die bestehenden eingefahrenen Alltagsstrukturen des Mainstreams zu entwickeln«, darum gehe es der revolutionären Linken wie den Hipstern, weshalb eine Verbindung beider so wünschens- und erstrebenswert sei. Im Grunde also nichts anderes als eine weniger spießig daherkommende Variante dessen, was ein paar Jahre vorher noch als »demokratischer Schlager« denunziert wurde. Das altherrenhaft-volkstümliche Liebes- und Glücksverlangen hieß jetzt nur anders, und so wurden Wein, Weib und Gesang endgültig zu Sex and Drugs and Funky Beats transformiert.

Das ständige Anderssein-Wollen und -Müssen, als es der Mainstream vermeintlich zuließ, stellte sich für den linken Dissidenz-Strategen dabei aber als nicht ganz so einfach heraus. Weil die »Disziplinargesellschaft« (Foucault), in der man sich verortete, in Wirklichkeit nämlich alles erlaubte, was sich nur ordentlich verkaufen ließ – Hardcore, Gothic, HipHop, Dancefloor, TripHop, Djungle, Drum'n'Bass usw. – , mußte man sich ständig umtun, immer auf der Fährte sein, um das musikalisch-stilistisch Andere frühzeitig aufspüren, es kultivieren – d. h. in eine pseudowissenschaftliche Terminologie überführen – und vor allem: rechtzeitig wieder verlassen zu können, bevor der Normalo-Mob namens Kulturindustrie es wieder eingeholt und für sich vereinnahmt hatte. Wo dies momentweise gelang – z. B. bei »Spex«, wo »die nächsten Fünfjahrespläne popkultureller Entwicklung vorausgespürt und theoretisch erschlossen wurden« – hatte es zur Folge, daß Links-Sein in der Pop-Musik nun im besten Falle das Zelebrieren einer Art distinguierten Styles bedeutete, dessen Besonderheit nicht einmal mehr – wie früher noch – mit widerspenstigen Performance-Gesten unterstrichen werden mußte. Heute kann jeder in und mit der Popmusik seine äußerst behagliche und absolut risikofreie Schein-Dissidenz zum bürgerlichen System ausleben, notfalls als Bohemien. Sie ist zu einer der »kostspieligen affirmativen Kulturen des Neo-Bürgertums« (Terkessidis) geworden, die zu nichts weiter dient als zur individuellen und sozialen Unterscheidung der sich auf sie beziehenden Subjekte. Das Prinzip Pop steht also heute im krassen Gegensatz zu sämtlichen noch vorhandenen poltisch-aufklärerischen Vorstellungen und Kategorien der Linken.

Damit diese aber wieder zu einleuchtenderen Kriterien gelangen, unter denen der politische Charakter eines Musikstücks – jenseits vom popkulturellen Gekaspere – taxiert werden kann, sollte zur Abwechslung ruhig mal wieder in die Backups einiger in früheren Zeiten dazu entwickelter, ernst gemeinter materialistischer Standards geschaut werden. Dazu gehört nämlich beispielsweise auch der folgende: Musik ist grundsätzlich allem und jedem dienstbar. Das liegt daran, daß die musikalische Sprache – Harmonik und Kontrapunkt, Beats und Sounds – zunächst einmal keinerlei Bedeutung außerhalb ihrer eigenen Strukturprinzipien hat. Es wird zwar gerade der Musik spätestens seit dem 18. Jahrhundert nachgesagt, sie könne – besser als alle anderen Künste – Gefühle und Überzeugungen zu Gegenständen der Wahrnehmung machen, den ansonsten nur in der Vorstellung existierenden Haltungen und Affekten durch ihren reinen Klang Anwesenheit verleihen und sich so dem Hörer direkt vermitteln. Das ist aber Unsinn: So kann z. B. – wie jeder weiß – die Melodie von »Yellow submarine« nicht nur den Soundtrack zu fragwürdigen Terrorcolor-Bildern eines lustigen LSD-Trips abgeben, sondern auch so grundverschiedene Aufrufe oder Einschätzungen wie »Zieht den Bayern die Lederhosen aus« oder »Jürgen Möllemann ist homosexuell« überzeugend untermalen. Von sowas wie einer Semantik der musikalischen Sprache kann überhaupt nur gesprochen werden, wenn sich eine Mehrzahl von Leuten, etwa ein sogenanntes Milieu, zuvor auf die Verknüpfung spezifischer musikalischer Ausdrucksmittel mit bestimmten inhaltlichen Bedeutungen – seien es Stimmungen, Haltungen oder Überzeugungen – geeinigt hat. Das kann über ein tradiertes bürgerliches Musikverständnis geschehen oder über anderweitige Absprachen. Die Musik als solche ist daher grundsätzlich erst einmal *politisch verdächtig* (so schon Settembrini im *Zauberberg*). Sie ist nur innerhalb sowohl des sozialen und historischen als auch des persönlich-biographischen Kontextes, in welchem sie gespielt und rezipiert wird, und – soweit vorhanden – im Zusammenhang des sie begleitenden Textes einigermaßen sinnvoll im Hinblick auf ihre wie auch immer geartete politische Aussagekraft und/oder Wirksamkeit zu beurteilen. (Daß dabei auch die Text- und Kontextanalyse bestimmten Anforderungen unterliegt und einige grundlegende gesellschafts- bzw. literaturwissenschaftliche Mindeststandards nicht einfach unterschritten werden dürfen, sollte allerdings klar sein.)

Auch eine bestimmte Stilrichtung, ein Sound oder jede andere musikalische Ausdrucksform kann nicht für sich – abgelöst vom gesellschaftlichen Hintergrund – pro- oder regressiv sein. So bleiben auch die neuesten, »ausschließlich am Computerterminal erzeugten, qualtitativ hochwertigen Klangtexturen, die sich sowohl traditionellen Songstrukturen als auch der Topographie gängiger Clubmix-Soundscapes verweigern«, einfach nur dumm, wenn keinerlei weitergehende Idee dahintersteckt – z.B. davon, *warum* man sie herstellt. Auch ihr Aufblasen zu einem »deterritorialisierenden Angriff auf die geschützten Orte der globalisierten Chill-Out-Sphäre« (»Spex«) und anderes Avantgarde-Gespiele hilft da nichts. Musikmachen bleibt eine Tätigkeit, die danach zu beurteilen ist, welche tatsächlichen Wirkungen sie hat. Nur die können »fortschrittlich«, »reaktionär« oder ästhetisch interessant sein.

Die sich noch so nennende Linke könnte derzeit also wirklich Dümmeres tun, als sich um die Ausarbeitung und Re-Formierung tauglicher ästhetischer Kategorien und deren Anwendung auch auf die kontemporäre Popmusik zu bemühen. Die alte Fragestellung mal wieder aufzuwerfen, wem was wozu nützt, ist nicht verkehrt, und wenn dabei die Bewertung der allgemeinen »kulturellen Errungenschaften« des global operierenden Imperialismus auch noch so ähnlich ausfällt, wie es die Lageeinschätzungen ohnehin nahelegen, dann ist das nun mal so – ob das Mut macht oder nicht. Im weiteren Abfeiern

ihrer Popmusik-Leidenschaften dagegen gibt sich die verbliebene Linke der Verteidigung der Werte dieser freien kapitalistischen Welt so aufopferungsvoll hin wie eine Mittelstreckenrakete, bleibt dabei aber – heureusement – weitaus ungefährlicher.

Von dem Musiker Kai Degenhardt ist gerade die CD »Dekoholic« (Plattenbau) erschienen

Konkret 08/00, S. 66

Hermann L. Gremliza

Gremlizas Express

Eine ganze Seite der »FAZ«, glühend vollgeschrieben von einem vormals katholischen Theologen, der seine besten Jahre im Vorstand der DKP verbracht hat, trägt den Titel:

Leuchtfeuer des Islam im Abendland – Die Imam-Ali-Moschee an der Hamburger Alster. Von Peter Schütt.

Welch Lebenslauf! Vom Pater Schutt der Una Sancta über den Pjotr Schütt der »Roten Blätter« zum Peter Schiit des deutsch-muslimischen Zentralorgans, der Frankfurter Allahgemeinen. Saulus-Paulus ein Trotzkopf gegen ihn.

Die Abgeordnete Elke Leonhard, SPD, ist vom Vorsitz des Kulturausschusses des Bundestags zurückgetreten. Sie fühlte sich, wie das Regierungsblatt berichtet, von Michael Naumann, dem Staatsminister für Kultur, »gemobbt«, und das hat bei ihr eine Entdeckung ausgelöst:

Mobbing ist so alt wie die Menschheit. Früher wurde man geköpft oder verbrannt, heute gibt es subtilere Mittel des Psychoterrors.

Die Hexenverbrennung war Mobbing und die Guillotine Psychoterror. Diese Elke Leonhard wird der deutschen Kultur – rein vorsitzmäßig – irgendwie unheimlich fehlen.

Die Wochenzeitung »Woche« fragt die Besucher der Foyers, in denen ihre Auflage gratis ausliegt:

Verblödet Deutschland?

Vieles spricht dafür. Dagegen sprechen die Verkaufszahlen der »Woche«.

Weil die Franzosen die Deutschen im Fußball blamiert haben, macht »Bild« das in Frankreich stattfindende Sportereignis des Jahres mit einer »Tour-Analyse von Rudolf Scharping« mies. Und so beginnt jeder Tag mit einem neuen Hufeisenplan:

Jetzt muß Ullrich seine Taktik neu bestimmen,

rät der auf den Kopf gefallene Stratege, ohne dem Ullrich aber zu verraten, wo er an die von Serben gegrillten Albanerföten kommt, denen der Minister seinen Sieg auf dem Amselfeld verdankt. Täglich machte die Redaktion Hoffnung:

Verteidigungsminister Scharping ist ausgewiesener

Endlich! Und wohin? Aber ach, schon beim zweiten Mal wußte man, wie es weitergeht:

ist ausgewiesener Radsport- und Tour-Kenner, fährt selbst Rennrad,

soweit ihm sein Hauptberuf, das Verbreiten von Lügen, Zeit läßt. Was aber den Selberfahrer angeht, so unterscheiden wir Kenner zwischen Radrennfahrern und Rennradfahrern ähnlich genau wie Psychiater zwischen Psychologen und Psychopathen.

Wieder einmal wissen »Spiegel«-Leser mehr:

Jugoslawien – Konjunktur für Auftragskiller – Nach dem erneuten Anschlag auf Oppositionsführer Vuk Draskovic bangen Gegner des Belgrader Regimes um ihr Leben.

Das leuchtet ein. Um so mehr, als Draskovic, wie er und der »Spiegel« erzählen, nicht das erste und einzige Opfer von »Slobodan Milosevics Todesschwadronen« war. Der »Spiegel« nennt vier weitere:

Zeljko Raznatovic, genannt Arkan, Milizenführer, durch Kopfschüsse in Belgrad liquidiert

Pavle Bulatovic, Verteidigungsminister, in Belgrad ermordet

Zika Petrovic, Chef der Fluggesellschaft JAT, in Belgrad erschossen

Bosko Perosevic, sozialistischer Parteifunktionär, in Novi Sad ermordet

Aufmerksame Leser könnte irritieren, daß unter diesen Vieren keiner so recht ein »Gegner des Belgrader Regimes« war. Aber der »Spiegel« weiß ja noch viel mehr und läßt es seine Leser wissen:

Selbst Freunde der Milosevics blieben nicht verschont. Vlada Kovacevic-Tref, Besitzer eines Autorennstalls und Intimus des Milosevic-Sohns Marco, wurde im Februar 1997 ermordet, vermutlich wegen seiner dunklen Geschäftspraktiken. Im selben Jahr erschossen »unbekannte Attentäter« den durch illegale Ölimporte reich gewordenen Generalsekretär der jugoslawischen Linken, Zoran (»Kundak«) Todorovic, einen Vertrauten der Milosevic-Ehefrau Mirjana.

Weil also mindestens fünf von sechs Ermordeten Milosevic oder seiner Familie nahestanden, zittern die »Gegner des Belgrader Regimes« naturgemäß vor »Slobodan Milosevics Todesschwadronen«. Die Verfasserin der Geschichte, die »Spiegel«-Korrespondentin Renate Flottau, wurde noch in der selben Woche für ihre Berichterstattung aus Jugoslawien ausgezeichnet, mit dem Egon Erwin Kisch-Preis, benannt nach dem so bekannten wie beliebten Chefreporter des Soldatensenders Belgrad.

Die SPD wirbt für sich mit Christoph Kolumbus als Anzeigen-Motiv. Das sei, schreibt Otto Graf Lambsdorff,

angemessen, war Kolumbus doch bekanntlich der erste Sozialist: Er fuhr ab und wußte nicht, wohin. Er kam an und wußte nicht, wo. Er kam zurück und wußte nicht, woher. Und das alles mit fremder Leute Geld.

Also nicht, wie der Graf, mit dem vom Flick. Aber wo hatte es der her? Die Entdeckung des Sozialisten Kolumbus ermöglichte es den Lambsdorffs seiner Zeit, die Bevölkerung eines ganzen Kontinents um ihr Gold und ihr Leben zu bringen. Und so geht das bis heute.

Die Deutsche Hospiz Stiftung – Motto: »Weil Sterben auch Leben ist« – hat sich Großes vorgenommen:

Einen menschenwürdigen Tod wünscht sich wohl jeder. Dennoch schweigen viele das Thema Sterben tot. Das will die Deutsche Hospiz Stiftung ändern.

Die Schirmherrin der Stiftung heißt Uschi Glas, im Stiftungsrat sitzen der Landtagsabgeordnete Friedhelm Farthmann, SPD, die Staatsministerin Monika Hohlmeier, CSU, und der Bundestagsabgeordnete Ottmar Schreiner, SPD, als Unterstützer zeichnen Norbert Blüm, Manfred Stolpe, Bernhard Vogel, Edmund Stoiber, Kurt Beck, Kurt Biedenkopf, Erwin Teufel, Wolfgang Clement, Rolf Bossi und Ottmar Hitzfeld. Wenn am Weg in den menschenwürdigen Tod solche Geier lauern, möchte man doch lieber ewig leben bzw. das Sterben totschweigen oder beim Scheißen vom Blitz getroffen werden.

Sängerkrieg in der »Bild«-Zeitung« betreffend einen

Erotik-Krieg beim »Literarischen Quartett«. ZDF-Literatur-Papst Marcel Reich-Ranicki liegt sich mit seiner Kollegin Sigrid Löffler in den Haaren.

Nämlich, mangels päpstlicher Mähne, in ihren:

In der 67. Folge hatte Frau Löffler den erotischen Roman »Gefährliche Geliebte« von Haruki Murakami besprochen, nannte es »literarisches Fastfood«. Da rastete Reich-Ranicki aus: »Ich habe schon in der Maske gesagt: Sie wird das Buch zerreißen. Frau Löffler, jedes hocherotische Buch wird von Ihnen abgelehnt. Sie können die Liebe im Roman nicht ertragen.«

Löffler kontert: »Ich will überhaupt keinen Einspruch erhe- ben gegen das, woran Sie sich ergötzen. Aber das ist wahrscheinlich auch eine Altersfrage.« Sie ist 57 Jahre, er 80. Das sitzt, und das tut weh. Reich-Ranicki zetert, poltert bis zum Ende der Sendung. Danach sprechen die beiden kein Wort mehr miteinander. Der streitbare Reich-Ranicki später: »Frau Löffler hat nicht den geringsten Sinn für Erotik.« Liegt's denn an ihrer Person? Reich-Ranicki spitz: »Vielleicht. Da müssen Sie zu ihrem Psychoanalytiker gehen.«

Marcel findet, Sigrid ist eine frigide Zicke, Sigrid findet, Marcel ist ein altersgeiler Bock. So tief kann die Literaturdebatte schürfen.

Letzte Meldung von der Front, an der die deutsche Vergangenheit durch Kunstgewerbe bewältigt wird:

Instituts-Montag im Hamburger Institut für Sozialforschung

Cornelia Berens, M.A.

Arbeit am Trauma. Lagererfahrung und Literatur

Moderation: PD Dr. Bernd Greiner

Die nachträgliche literarische Gestaltung des Überlebens im Lager stößt beim Versuch, traumatische Erfahrungen erzählend zu vermitteln, an die »Grenzen des Sagbaren« (Michael Pollak). Mithilfe des philologischen Instrumentariums soll zur Klärung der fast zur Inhaltsleere ausgeweiteten Begriffsauffassung von »Trauma« beigetragen werden; es gilt, dem »Unbehagen, das noch den Schlaf vergiftete und (das) keinen Namen hat« (Primo Levi), behutsam und jenseits vorschneller Theoretisierung auf die Spur zu kommen.

Frau Berens und Herr Greiner haben nichts anderes gelernt als MAPD, und so geht die Schuld auch an der Klärung der fast zur Inhaltsleere ausgeweiteten Begriffsauffassung durch das philologische Instrumentarium in Gänze auf das Konto der NSDAP. Denn es ist, jenseits vorschneller Theoretisierung, unbestreitbar: ohne Lager in Auschwitz und Treblinka kein Instituts-Montag in Hamburg-Harvestehude.